

UC-NRLF



\$B 302 486

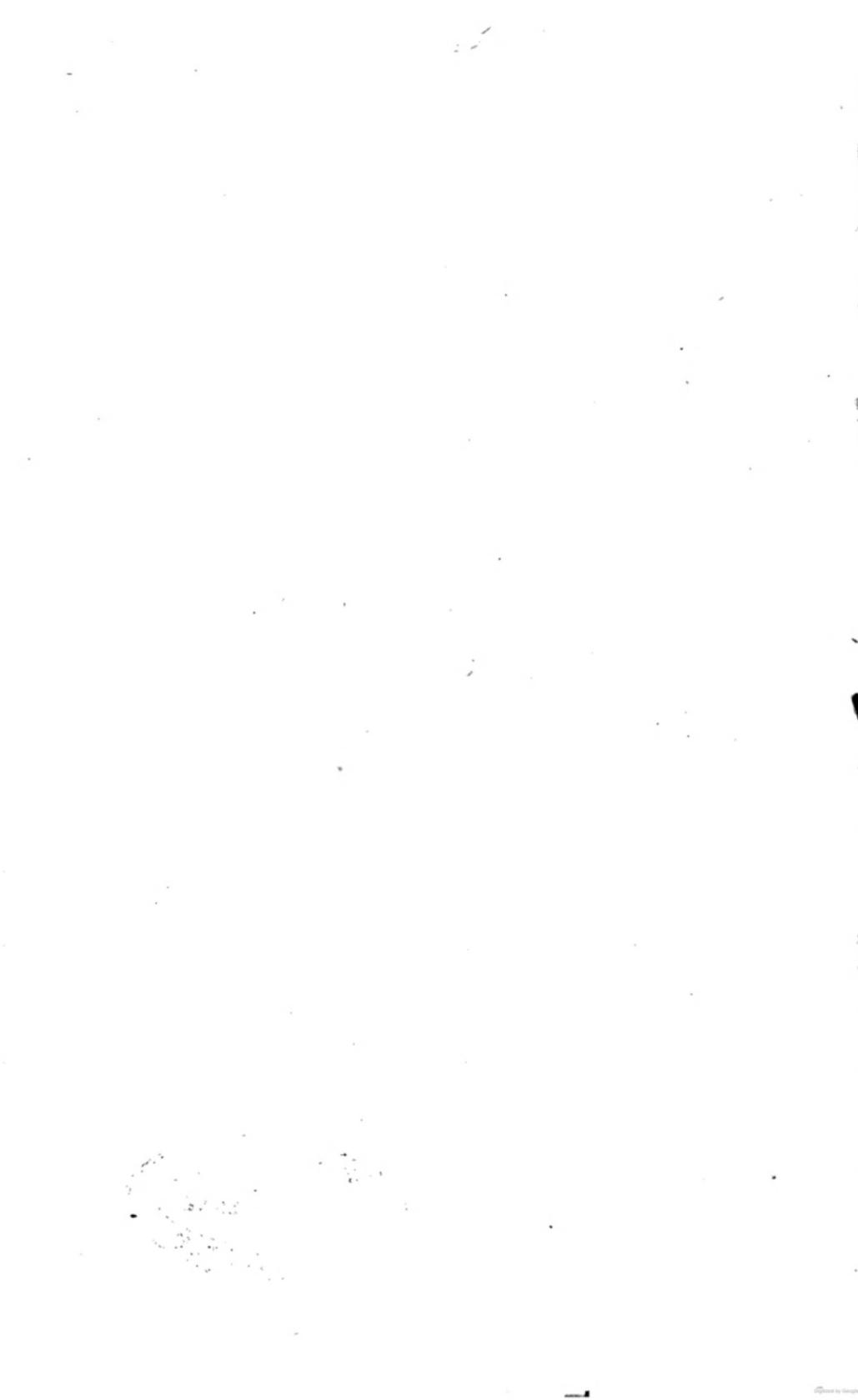
D. 43.6

GIFT OF  
Prof. C. A. Kofoid



EX LIBRIS

LEVI-MUSSETT  
BIBLIOTHEK  
TE MSTER



# Eine türkische Reise

von

Karl Braun-Wiesbaden.

Zweiter Band.

## Fragmente aus der Türkei:

Constantinopel, Adrianopel, Saloniki; Türken, Bulgaren, Arnauten,  
Albanesen, griechische Griechen und türkische Griechen, Serben, Juden,  
Sephardim; bei einem zerbrochenen Wagen.

Anhang: Eine böhmische Woche.

Stuttgart.

Verlag von August Auerbach.

1876.



PRESENTATION  
COPY ADDED  
ORIGINAL TO BE  
RETAINED

- v. 5 1935

DR427

B75

1876

v. 2

TO VIRU  
ALPHABETIC

Gift of Prof. C. A. Kiefer

Meinem lieben Freunde

Gustav Lipke,

Mitglied des Preuß. Abgeordneten-Hauses,  
zur Zeit in Pontresina.

M219067

Als wir im Mai und Juni 1876 in Karlsbad unsere Sünden wider den heiligen Geist der Diät abbüßten, schrieb ich dort, in Mißachtung ärztlicher Vorschrift, meine „Erinnerungen aus Saloniki“ nieder.

Es wurde mir schwer; allein ich hatte meinem verehrten Verleger versprochen, bis zum Juli das Manuscript zum Zweiten Band meiner „Türkischen Reise“ zu liefern, und mußte Wort halten.

Eines Tags warf ich mißmuthig die Feder bei Seite und stöhnte, wie das Kameel stöhnt, wenn man es zu schwer belastet:

— „Es ist doch schwer, in Karlsbad Bücher zu schreiben.“

Da hörte ich hinter mir den Ausruf:

— „Aber noch weit schwerer, sie zu lesen!“

Ich sah mich um und erblickte Sie mit dem Ersten Band meiner „Türkischen Reise“ in der Hand.

Halb erfreut und halb geärgert über Ihren witzigen Ausruf, beschloß ich, mich an Ihnen zu rächen.

Und

„Was ich gelobt in jenes Augenblickes Höllequalen,  
Ist eine heil'ge Schuld, — ich will sie zahlen.“

Die Rache besteht darin, daß ich Ihnen den Zweiten Band dedicire.

Br.

Berlin, S.-W., 55 Königgräzer Str.,  
im August 1876.

Indem ich diesen zweiten Band meiner „türkischen Reise“ der Oeffentlichkeit übergebe, halte ich mich verpflichtet, demselben einige erläuternde Worte beizufügen.

Ich hatte ursprünglich die Absicht, den Faden meiner Reise einfach weiter zu spinnen und das Buch mit dem zweiten Bande zu schließen. Allein die Ereignisse haben zwischenzeitig eine Wendung genommen, welche mich zu dem Glauben veranlaßte, daß damit dem Bedürfnisse des Lesers nicht ganz entsprochen sein würde. Derselbe verlangt in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo Aller Augen auf die Donauländer und die Balcan-Halbinsel gerichtet sind, mit Recht nicht bloß einzelne Reiseskizzen, sondern ein Gesamtbild des Landes. Ich hielt mich daher verpflichtet, zunächst dieser Aufgabe nach Kräften Genüge zu leisten.

In Folge dessen hat sich denn dieser zweite Band in der vorliegenden Weise gestaltet und es ist nöthig geworden, demselben einen dritten nachfolgen zu lassen.

Der zweite Band ist nun so gruppirt, daß zuerst unter dem Titel „Unterhaltungen mit dem

Wiener Bäcker von Bujuk-Dere," „Auf türkischen Friedhöfen" und „Drei Briefe aus Saloniki," einige unterwegs unter dem unmittelbaren und lebhaften Eindruck meiner Wahrnehmungen und Erlebnisse niedergeschriebene Reiseskizzen aufmarschiren, welche beherrscht sind von dem Bestreben des Verfassers, nur solche Dinge zu Papier zu bringen, worüber andere Bücher nichts enthalten; und daß sich dann zwei später geschriebene längere Abhandlungen anreihen, wovon die eine unter dem Titel „Erinnerungen aus Saloniki" ein möglichst vollständiges Gemälde der in der Türkei durch einander wogenden Völker und Stämme, Rassen und Religionen und der daselbst gegen einander kämpfenden wirthschaftlichen, bürgerlichen und politischen Interessen zu geben versucht, in welchem die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit ihre richtige Stellung empfangen sollen, — und wovon die andern unter dem Titel „Bei einem zerbrochenen Wagen" die Frage der Krankheit und der Heilung behandelt. Ich meine, der Heilung eines kranken Landes und nicht eines kranken Mannes. Denn die Person des Padiſchah ist gleichgültig. Die Türkei ist durch Fehler der herrschenden und der nichtherrschenden Klassen sowohl, als auch der europäischen Mächte, heruntergekommen; sie kann nur durch Cooperation dieser drei Factoren und durch Einströmen neuer gesunder Kräfte wiederhergestellt werden. Mir scheint dies die einzige Möglichkeit einer friedlichen und einer dauernden Lösung der orientalischen Frage.

Ich bin nicht einseitig genug, um in dieser Kulturfrage ersten Ranges bloß „ein Duell zwischen Rußland und England" zu sehen, und mich dem einen oder dem

andern als literarischen Secundanten aufzotroyiren zu wollen. Auch bin ich nicht Chauvinist genug, um eine sofortige bewaffnete Einmischung, welche höchst wahrscheinlich einen allgemeinen europäischen Krieg herbeiführt, und eine Appellation an das Schwert befürworten oder gar dem deutschen Reiche hierbei die Rolle der ersten Streitmacht zutheilen zu wollen. Es gilt, dies schöne Land der Kultur wieder zu gewinnen; bis jetzt aber hat man Kultur und Krieg als Gegensätze betrachtet. Endlich fördert man nicht dadurch die friedliche Entwicklung der Nationen, daß man die Brücke zwischen zwei Welttheilen einer Macht ausantwortet, welche gewohnt ist, die Grenzen ihres Landes dem Verkehr zu verschließen. Weit entfernt, mein persönliches Urtheil in den Vordergrund zu drängen und mit Pauken und Trompeten dasselbe als unfehlbar zu verkünden, habe ich es vorgezogen, die Thatfachen sprechen zu lassen; und wenn es Feinde gibt, die ich bekämpfe, so sind dies nur die Leidenschaften und die Unwissenheit, welche in dieser Frage am Meisten verschulden.

Ich war im Uebrigen bestrebt, meinen Aufzeichnungen den Charakter eines Reisebuchs zu bewahren, und darin vor Allem die concreten Anschauungen und Erinnerungen aus der Wirklichkeit in möglichst anschaulicher und lebendiger Gestaltung niederzulegen.

Ich war lange im Zweifel, wo ich meinen Standpunkt wählen sollte, um das Bild, das ich zu malen versuchen wollte, aufzunehmen. Schließlich entschied ich mich für Saloniki, als den Mittelpunkt der großen Heeres- und Verkehrsstraße, der Via Egnatia, welche das Schwarze Meer und den Bosporus mit dem adria-

tischen und dem jonischen Meere verbindet. In Saloniki sammelte Xerxes seine Streitkräfte, um Europa zu unterwerfen. Von hier zog Alexander der Große aus, um Asien zu erobern. In Saloniki's Nähe wurden die Schlachten geschlagen, welche den Untergang der römischen Republik herbeiführten und dem Imperatorenthum die Wege bahnten. Saloniki war vor Konstantinopel, und es wird vielleicht auch noch nach ihm bestehen. Ich gab deßhalb dieser Stadt den Vorzug vor Konstantinopel, das zu cosmopolitisch, zu fränkisch, zu abendländisch ist, und vor Adrianopel, welches das Bild einer imposanten, aber gefallenen Größe bietet. Ich werde übrigens auf diese beiden Städte ausführlich zurückkommen.

Saloniki, das bekanntlich auch der Lieblingsaufenthalt Fallmerayer's war, hat einen etwas neutralen und zurückgezogenen, jedoch ganz specifisch orientalischen Charakter. Daß ich die Gelegenheit meines dortigen Aufenthalts benutzte, um eine der interessantesten Erscheinungen des Orients, die Sephardim, zu studiren, wird hoffentlich keiner Entschuldigung bedürfen.

Der dritte Band meiner Reise soll nun zu den Anschauungen, welche ich in den beiden genannten Abhandlungen niedergelegt habe, gleichsam die einzelnen Spezialbilder, oder zu dem Texte die Belege nachliefern.

Ich habe diesem zweiten Band einen Anhang beigegeben, welcher mit der Türkei direct nichts zu thun hat, gleichwohl aber den deutschen Leser vielleicht interressirt. Ich habe die Absicht, wie diesem zweiten Band „Eine böhmische Woche,“ so dem dritten „Eine ungarische Woche“ beizugeben, und hoffe, man wird

nicht verkennen, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen den Angelegenheiten der Tschechen und der Magyaren und denjenigen der Türkei obwaltet.

Der erste Band hat bei dem Publikum und der Presse eine sehr wohlwollende Aufnahme gefunden, ist aber auch Gegenstand vielfacher Angriffe geworden. Man hat namentlich mein Urtheil über Rumänien und Serbien zu ungünstig gefunden. Insbesondere hat man heftig widersprochen, als ich Serbien für, der Türkei durchaus nicht gewachsen erklärte und dringend vom Krieg abmahnte, indem ich den Fürsten Milan daran erinnerte, daß noch immer ein Karageorgewitsch existire.

Ich habe auf diese Angriffe nicht geantwortet, in der Erwartung, daß die Ereignisse meine Rechtfertigung übernehmen. In wie weit diese Erwartung in Erfüllung gegangen, überlasse ich der Beurtheilung meiner Leser.

Dagegen halte ich mich für verpflichtet, den wesentlichen Inhalt einer Serbien betreffenden Zuschrift des Herrn Hugo Bertisch, Kaiserlichen Telegraphen-Beamten in Dresden, mitzutheilen, weil ich anerkennen muß, daß dieselbe eine Berichtigung und Vervollständigung meiner „Serbischen Skizzen“ enthält. Herr Bertisch schreibt mir:

Das ganz besonders warme Interesse, womit ich den ersten Band Ihres Werkes „Eine türkische Reise“ gelesen, mag mir als Entschuldigung dienen, wenn ich mir erlaube, diese Zeilen an Sie zu richten, um Ihnen rücksichtlich der in Ihrem Buche eingehend besprochenen Verhältnisse der unteren Donauländer noch Einiges mitzutheilen, was ich während eines mehrjährigen Aufenthaltes in jenen Gegenden genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Nachdem ich meine Studien an der Bergakademie zu Freiberg gemacht und praktisch auf verschiedenen Gruben- und Hüttenwerken daselbst thätig gewesen, folgte ich zu Anfang des Jahres 1855 einem Engagement als Bergbeamter nach Maydanpek in Serbien. Ich habe mich von dieser Zeit an in Serbien und den unteren Donauländern, sowie später in Ungarn (Zünstkirchen, Pest zc.) Jahre lang aufgehalten und bin im Berg- und Hüttenbetriebe, sowie bei dem Eisenbahnbau thätig gewesen. Im Jahre 1860 bin ich in die Heimath zurückgekehrt.

In Ihrem mir überaus schätzenswerthen Buche finde ich eines Umstandes Erwähnung gethan, dessen Unrichtigkeit wohl in einer Ihnen von anderer Seite gemachten Mittheilung Erklärung findet, welcher aber zugleich einen Punkt berührt, der meinen Erfahrungen zufolge auf die Kulturentwicklung jener Länder im Allgemeinen, insofern dieselbe namentlich mit dem Heranziehen fremder Arbeitskraft zusammenhängt, sowie auf das Emporblühen größerer industriellen Unternehmungen durch Beihülfe Fremder bis heute noch den tiefgehendsten Einfluß geübt hat. — Sie sagen Seite 194 Ihres Buches, daß die in früherer Zeit (1856) nach Serbien ausgewanderten sächsischen Arbeiter den, aus einer ihnen ungewohnten fetten Kost (namentlich Schweinefleisch zc.) sich entwickelnden Krankheiten theils erlegen, theils durch dieselben verschreckt worden seien. — Gestatten Sie mir hier eine möglichst kurze Darlegung der thatächlichen Verhältnisse, welche zu jener Zeit die Berufung von Arbeitern (Schmieden, Schlossern, Modellschreinern, Formern, Gießern zc.) aus Sachsen nach Serbien, namentlich nach Maydanpek, veranlaßten und welche dem Unternehmen nachträglich nicht nur einen so wenig erfreulichen Fortgang bereiteten, sondern gleichzeitig — abgesehen von den beginnenden politischen Gährungen jener Jahre — als ein Hauptgrund zu betrachten sind, aus welchem die damalige

Fürstl. Serbische Regierung später bewogen wurde, den Betrieb der Maydanpecker Werke endlich ganz einzustellen.

Nachdem man bereits Jahre zuvor, namentlich aus dem „Zipser“ (Szepefer) Comitát in Ungarn Bergleute und Bergbeamte nach Maydanpeck berufen und dieselben zum Aufgeben ihrer heimatlichen Existenz veranlaßt, war in Folge der nach Ungarn gelangten ungünstigen Mittheilungen dieser Leute wenig Aussicht, auch die für den Betrieb der neu erbauten Hüttenwerke zc. erforderlichen Arbeitskräfte von dorthier heranzuziehen. Man hatte den guten Leuten damals Maydanpeck als ein freundliches Dörfchen mit für sie bereits erbauten Arbeiter- und Beamtenwohnungen im waldigen romantischen Thale des kleinen Peck geschildert, und dieselben fanden nicht nur von Wohnungen nichts, sondern überhaupt wenig mehr, als das, was die wörtliche Uebersetzung des Namens Maydanpeck besagt. Es mag damals zu sehr unangenehmen Scenen zwischen den Zipser Beamten und Bergleuten einerseits und dem Leiter der Auswanderung, dem Serben Stephan Pawlowics (später Bergamts-Chef in Maydanpeck) andererseits gekommen sein; aber freilich, für die armen Zipser war dadurch nichts gewonnen, wartete ihrer ja doch weit Schlimmeres. In ihren Briefen nach der Heimath — ich habe deren jahrelang später in Ungarn selbst gelesen — klagten die Leute nur zu bald über das „böse Fieber,“ welches sich bei ihnen fast ausnahmslos einstellte und an dessen Folgen Viele daselbst gestorben sind, wenn sie nicht vorzogen, die Gegend in kürzerer Zeit zu verlassen. Selbst Serben bekamen dort in der Waldwildniß am Fuße des Starika das „Fieber“ und haben mir oft genug lamentable Schilderungen ihrer Leiden gegeben.

Nach den eben geschilderten Vorgängen konnte man also kaum erwarten, aus dem nahen Ungarn Arbeitskräfte nach Serbien heranzuziehen, und da man trotz alledem mit einer den Serben sonst nicht gerade nachgerühmten Beharrlichkeit

den Ausbau und Betrieb der verschiedensten montanindustriellen Etablissements anstrebte, so richtete man den Blick nach dem fernen, reichbevölkerten sächsischen Erzgebirge\*). Im Januar des Jahres 1856 langten denn auch ca. 40 bis 50 sächsische Arbeiter, zum Theil mit Familie, in Maydanpeck an. Mit einzelnen wenigen Ausnahmen betrogen sich die Leute sehr gut, waren fleißig und anständig, und da Maydanpeck inzwischen wirklich das freundliche Dörfchen geworden, als welches man es den armen Zipsern mehrere Jahre vorher geschildert hatte, so war auch das Loos der Neuangekommenen ein verhältnißmäßig recht günstiges zu nennen. Waren auch die nun wirklich vorhandenen neu erbauten Arbeiterhäuschen wenig Anderes, als vier leere Wände, und erwiesen sich dieselben bei der herrschenden Winterkälte (10 bis 12° R.) als nicht eben sehr zweckmäßig construirt, so richteten sich die Leutchen doch schnell ein, und der bald eintretende herrliche Frühling schien unter ihnen ein freudiges Hoffen auf die Erfüllung mancher ihnen daheim versprochenen und in Aussicht genommenen kleinen Annehmlichkeiten wachzurufen. — Doch schon der Hochsommer änderte in bedenklicher Weise das heitere Bild der frisch aufblühenden Colonie. Mehrfache heftige Erkrankungen an jenem „bösen Fieber,“ welches die Zipser Bergleute den Sachsen (wie diese bis dahin gemeint, in übertriebener Weise) geschildert hatten, erzeugten eine Entmuthigung, die um so mehr zunahm, als später trotz aller starken Ehiningaben und anderer ärztlichen Verschreibungen das Fieber in verhältnißmäßig

---

\*) In Freiberg, woselbst der fürstl. serbische Agent, Finanzministerial-Sekretär Brankovics die Anwerbungen von allerlei Arbeitern zu Stande gebracht, kannte man Serbien fast nur aus den gewöhnlichen Geographien und einer bei Hedenast in Pest herausgegebenen bergmännischen Reise des verstorbenen Oberberghauptmanns Freih. von Herder.

(Anmerkung des Herrn Bertisch.)

kurzen Zeiträumen und meist mit erneuter Heftigkeit wiederkehrte. Obendrein complicirte sich namentlich bei älteren Personen das Fieber mit vielleicht bis dahin schlummernden Constitutionsleiden und bei den Frauen der Neueingewanderten mit gewissen sexuellen Zuständen, die unter günstigeren Gesundheitsverhältnissen im Gegentheil zu rascherer Bevölkerung und sonach wohl auch zum Emporblühen der Colonie geführt haben würden, hier aber dem Tode mehrfache Opfer brachten. Mehrere wandten sich nach Belgrad, aber ohne daß das in Maydanpek entstandene Leiden sich dort verloren hätte. Einige Familien verloren den Vater, andere die Mutter, ja in zwei oder drei Fällen beide Eltern kurz nach einander, so daß endlich die serbische Regierung zu Anfang des zweiten Jahres mehrere hinterlassene Angehörige der sächsischen Arbeiter auf ihre (der serbischen Regierung) Unkosten nach Sachsen zurückschaffen mußte. Die Lebensweise dieser Leute, dessen versichere ich Sie aus eigener täglicher Anschauung und der strengsten Wahrheit gemäß, war mit nur sehr wenigen Ausnahmen gegen ihre heimatliche so gut wie nicht verändert; das Schweinefleisch ist gerade von den Leuten nur in sehr geringen Mengen genossen worden, weil man sie gleich Anfangs vor allzu häufigem Genuß gewarnt hatte, und das fette Schaffleisch, welches im Sommer in Serbien häufig gegessen wird, ist bei den Sachsen auch daheim nicht beliebt, und die oben von mir erwähnten Ausnahmen machten sich höchstens durch Mehrgenuß von Wein bemerkbar, und gerade diese haben merkwürdigerweise nur wenig vom Fieber zu leiden gehabt \*).

\*) Merkwürdiger Weise habe ich diese Erscheinung auch anderweitig, namentlich in der Türkei, bestätigt gefunden. Auf der unteren, sumpfigen Strecke der Eisenbahn zwischen Saloniki und Demir-Kapu waren alle Bahn-Beamte (Franken) vom Fieber heimgesucht, mit Ausnahme von einem Einzigen. Dieser war Südbitaliener und trank täglich drei Flaschen Wein, d. h. leichten Landwein aus dem Wardar-Thale.

Der Beginn und Verlauf des Fiebers, den ich u. A. auch an mir selbst etwa sechzehn Monate genügend zu beobachten Gelegenheit hatte, war der bei den sogenannten „Malariainfektionen“ gewöhnliche; und es dürfte kaum Jemanden geben, der den Grund hievon in dem Genuß fetter Speisen nachzuweisen im Stande wäre. Die perniciosen Fieber — wie sie die Aerzte bezeichnen — und ihre Folgen (Degeneration der Milz, allgemeine Wassersucht zc.) sind zudem — namentlich in den Niederungen der unteren Donauländer — so bekannt, daß weder dort noch anderwärts das Meiden oder Genießen fetterer Speisen zc. den Eintritt der Krankheit hindern oder herbeiführen wird. — Liegt nun auch Maydanpeč ca. sechs Wegstunden von der Donau und hoch im Gebirge und ist sonach dasselbe allerdings mit den sumpfigen Niederungen der Bácska und der moldau-walachischen Ebene an den Ufern der Donau örtlich nicht zu vergleichen, so vertritt dagegen hier eine viele Meilen weit ausgebreitete Waldwildniß mit uralten Holzbeständen und stellenweise geradezu undurchbringlichem Unterholze, das nie ausgerottet worden, die Stelle jener fiebererregenden Sümpfe. Ueberdem fehlt es auch an den letzteren nicht ganz, denn ungefähr eine Wegstunde von Maydanpeč im Thale des großen Peč, wo er sich mit dem kleinen vereinigt, bis abwärts nach Kruschewag, sowie hinauf in den Waldthälern über Rudna glava bis in das einsame wilde Tandathal und zum Fuße des Stol und Wrata bei Negotin findet man unzählige kleine Waldsümpfe mit Unmassen großer Frösche. Diese Sümpfe sind zugleich der Lieblingsaufenthalt der *Testudo graeca* (griechischen Landschildkröte), welche von unseren sächsischen Arbeitern häufig gefangen wurde. Sie sehen also, daß hier ebenfalls alle Bodenverhältnisse fiebererregende Ursachen genug darbieten.

Mehrere Jahre vor meiner Ankunft in Serbien war, wie ich dort selbst erfuhr, eine von der serbischen Regierung

in Jagodina — also weitab von den Ufern der Donau — gegründete Glasfabrik wieder eingegangen, weil die dorthin berufenen böhmischen und rheinländischen Glasarbeiter in Folge des unter ihnen ausgebrochenen Fiebers das Land wieder hatten verlassen müssen. — Serbien gleicht auch in mehreren anderen seiner Distrikte der Waldwildniß von Maydanpek, und es werden, wie ich befürchte — ganz abgesehen von den Folgen des jetzigen Krieges — in Serbien und den übrigen unteren Donauländern (das südliche Ungarn nicht ausgenommen) dem Aufblühen irgend welcher Industrie, die doch immerhin von Fremden dorthin verpflanzt oder zu verpflanzen gesucht werden wird, noch auf lange hinaus dieselben Hindernisse wie bisher entgegenstehen, wobei ich nach den von mir dort gemachten Erfahrungen die höchst ungünstige Salubrität eines großen Theils jener Länder unbedenklich in vorderste Reihe stelle. Ueberdem lassen die von Ihnen so unvergleichlich treffend geschilderten politischen und socialen Verhältnisse jener Länder und namentlich der eben ausgebrochene Krieg für die nächste Zukunft eine Besserung kaum erwarten.

Soweit Herr Bertisch. Derselbe hat mir auf meinen Wunsch gestattet, von seiner Zuschrift öffentlichen Gebrauch zu machen. Ich sage ihm hierdurch meinen verbindlichsten Dank für die Mittheilung und die Erlaubniß.

Br.

---

# Inhalts-Verzeichniß.

Widmung.	
Vorrede.	Seite.
<b>Erster Abschnitt: Unterhaltungen mit dem Wiener Bäcker von Bujuk-Dere.</b>	
I. . . . .	3
II. . . . .	10
III. . . . .	16
IV. . . . .	22
V. . . . .	33
<b>Zweiter Abschnitt: Auf türkischen Friedhöfen.</b>	
I. Daß „Grab einer Welt.“ Rom und Constantinopel. Der Babilischah der Welt. Türkische Weltanschauung. Skutari. Der Berg Bizmarck. Der türkische Pere Lachaise . . .	43
II. Der türkische Kirchhof von Skutari und ein christlicher Prophet. Halbmond und Kreuz. Serben, Montenegriner, Bosniaken und Griechen. Cypressen, Hunde und Tauben. Lachtauben. Die Friedhöfe als Vergnügungsorte. Une question de nationalité . . . . .	48
III. Turban und Fez. Gesundheitsvorschriften im Orient und Occident. Männer und Frauen. Gewöhnliche und vornehme Gräber. Die Poesie des Köpfens und des Fatalismus . . .	54
IV. Die Hauptstadt und die Provinz. Die Lebendigen und die Todten. Ein tochter Gürtel um die lebendige Stadt. Die Eisenbahn im Kampfe mit der Moschee. Der Friedhof, der Wegebau und der türkische Papst mit seinem Veto. Mibhat-Pascha als Bali von Saloniki . .	63

**Dritter Abschnitt: Drei Briefe aus Saloniki.**

I. Der Bali von Saloniki und sein Vilajet. Omer Fevzi Pascha. Eine Hinrichtung. Ein Brand im Türkenviertel. Der Konak. Die Sträf-linge. Ein schönes Gefängniß. Türkische Etz-fette. Unterhaltungen mit dem Pascha über Landwirthschaft, Pferde und Kameele . . .	71
II. Der Aufstand in der Herzegowina, seine Ursachen und seine Aussichten . . . . .	100
III. Die Theilung der Türkei. Die dalmatinische Reise des Kaisers von Oesterreich. Die südslavische Föderativ-Republik. Die tributären Staaten. Die Herzegowina und die Parteien derselben. Annexion durch Oesterreich oder Theilung? Der Türke und die Rajah. Der heilige Ja-wasch und der heilige Wadschisch. Reformen?	117

**Vierter Abschnitt: Erinnerungen aus Saloniki.**

I. Vom Aeußern und Innern der Stadt. Die Stel-lung der Consulate . . . . .	129
II. Eine welthistorische Landstraße. Allerlei Völker	148
III. Wanderungen und Wandelungen der Bulgaren, Bulgaren, Griechen, Franzosen, Jesuiten und Russen durch einander . . . . .	165
IV. Die Griechen in der europäischen Türkei . . .	188
V. Türken und Juden in Saloniki . . . . .	212
VI. Noch ein Rundgang durch die Stadt. Alterthümer und Moscheen . . . . .	238
VII. Zur Geschichte von Saloniki . . . . .	262
VIII. Zur Geschichte der Juden in der Türkei . . .	275
IX. Die Sephardim in Saloniki und in Constantinopel	289

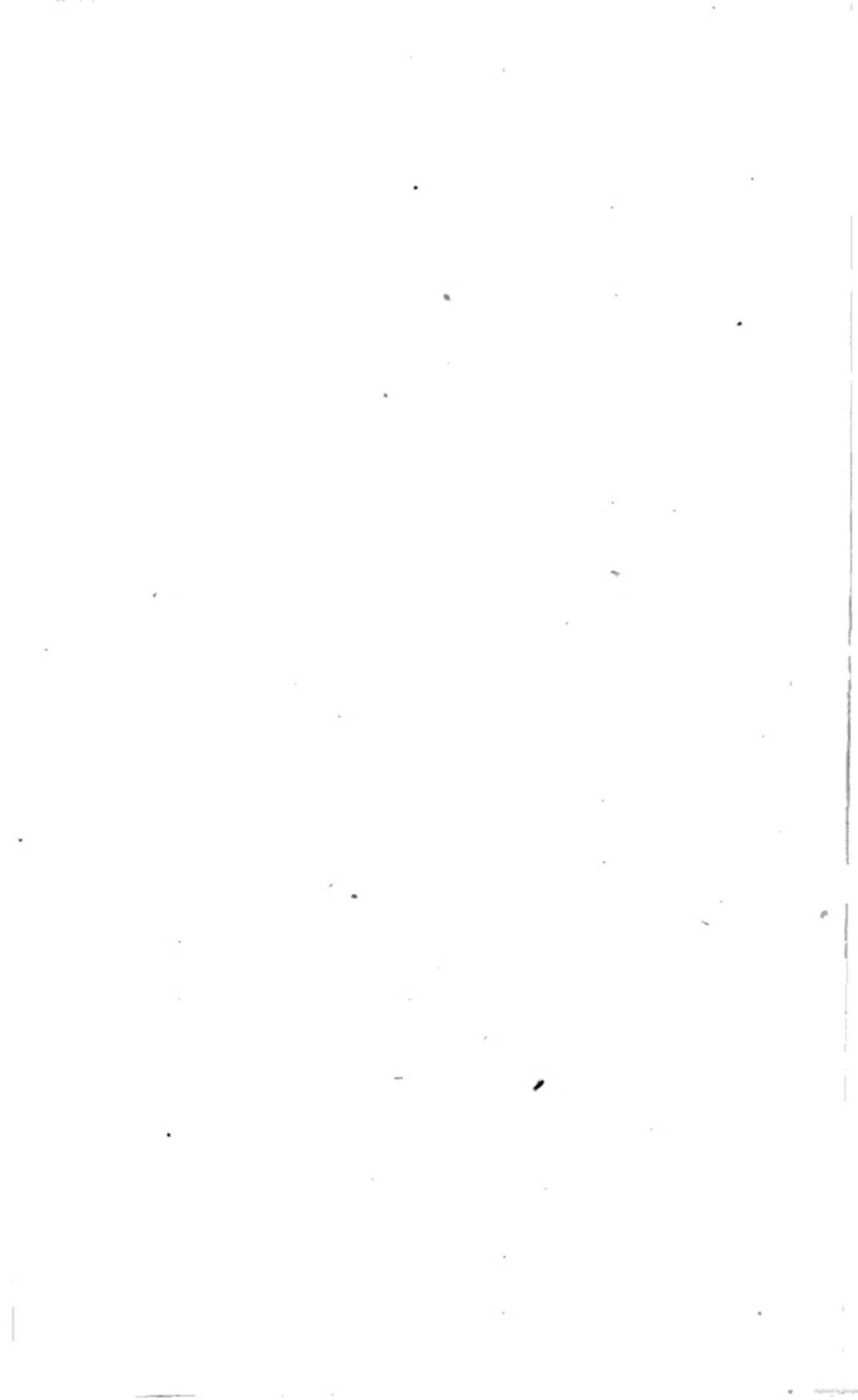
**Fünfter Abschnitt: Bei einem zerbrochenen Wagen.**

I. . . . .	305
II. . . . .	315
III. . . . .	325
IV. . . . .	331
V. . . . .	338
VI. . . . .	347

## Anhang: Eine böhmische Woche.

- I. Prag. Internationale Anekdoten über südböhmische Völker. Eine Fahrt nach dem Judentirchhof. Deutsche und Tschechen. Deutsche und tschechische Vereine. Deutsches und tschechisches Theater. Prager Musikanten. Föderalismus und Dualismus. Heilige Leiber und silberne Löffel. Der alte Kaiser. Der Baumgarten. Das theresianische Damenstift. Das Belvedere. Widernatürliche Allianzen. Adel, Klerus und Volk. Die „Politik.“ Alt- und Jungtschechen . . . . . 359
- II. Historisch-ethnologische Studien über Germanen, Slaven und Turanier. Slavische Dynastien. Rau Palazky. Die Juden in Böhmen. Zur Geschichte, Charakteristik und Kritik des Sprachenstreites. Die Slavänophilen und ihre Anekdotirungsgelüste . . . . . 388
- III. Johannes Huß und Johannes Nepomucenus. Kaiser Wenzel und sein Taufbecken. Die angeblichen Geheimnisse der Königin. Die tschechische Defenestratio. Beichtgeheimniß oder Kirchenkonflikt? Wasser- oder Folter-Tod? Vergangenheit und Gegenwart der Universität Prag. Die Doppelzüngigkeit. Scheiterhaufen und Theerfässer. Geographie, Morphologie und Iconographie der Heiligen. Der heilige Nicolaus und die schwarze Muttergottes . . . 403
- IV. Die deutsche Stadt Eger. Volkswirtschaftliche Betrachtungen über Kutscher und Eisenbahnen, sowie über den Kampf des Kleingewerbes gegen das Capital. Die Burg. Der Heidenthurm. Die Doppelkapelle. Der Rittersaal. Wallenstein's Feinde: Spanier, Italiener, Schotten und Irländer. Terzka, Flow, Kinsky und Neumann. Lesley, Gordon, Buttler und Devereux. Wallenstein, Cromwell, Napoleon I. und Napoleon III. Die Astrologie und das Rauchen. Das Landesmuseum. Eger und

	Seite.
das Egerland. Wallenstein's Reliquien. Wallenstein'sche Porträts. Der „selige Hofrath“ Schiller . . . . .	428
V. Wie mir die tschechischen Edeln ihre Huldigung darbringen. Eine romantische Frau. Ein Lehrer der Jugend. Ein anonymer Buchhändler. Ein Seemann „vom Berufe“ e tutti quanti . . . . .	444



# Unterhaltungen

mit dem

## Wiener Bäcker von Bujuk-Dere.



Geschrieben am 10. August 1875, an Bord des Peloro,  
Dampfer der Societä Trinacria, zwischen Constantinopel  
und Saloniki.



## I.

Ich machte eines Tages auf dem Rückweg von Bujuk-Dere nach Constantinopel auf dem Dampfschiff eine Bekanntschaft. Es war nur ein Bäcker, aber ein recht interessanter, — und noch dazu ein Deutscher und ein Wiener. Von ihm will ich heute erzählen:

Ich fuhr auf dem ersten Platz und er auf dem zweiten. Wir saßen auf beiden Seiten der Barrière, welche die zwei Plätze trennt. Es war gegen Abend, aus dem schwarzen Meere kam ein frisches Lüftchen; die Wellen des Bosporus, welche den Tag über unter der drückenden Hitze sich todt gestellt hatten, lebten plötzlich wieder auf und hüpfen vor Freude; auf jeder der zahlreichen Stationen, wo wir anlegten, kam interessantes Volk an Bord: auffallend angezogene fränkische Frauen und tief verschleierte türkische Damen mit dunkel glühenden Augen; alte Türken mit grünem Turban (sie waren in Mekka), Armenier mit rothem Fez, Franken mit dem schwarzen cylindrischen Ofenrohr auf dem Kopfe; griechische Priester mit dem schwarzen Kaspak, zottigen Haaren und Bärten und nicht sehr reinen langen Gewändern; römische Jesuiten in der bekannten Tracht (hier reisen sie nicht incognito), Leute mit klugen Gesichtern, verbindlichen Manieren und bewundernswerthen Sprachkenntnissen; türkische Theologen, welche sich nur durch große weiße Tur-

bans auszeichneten, sonst aber gekleidet waren wie andere Türken auch; Griechen, klein und kurz von Statur, mit rundem Kopf, vollem Gesicht und niedriger Stirne; Araber mit starken Knochen und dunkler Haut, scharfem Profil und rollenden Augen; Juden, welche man hier eintheilt in „polnische“ und in „spanische,“ zwei Stämme, die sich wesentlich unterscheiden und von welchen hier letztere als die feineren gelten; Italiener, theils moderne, theils Nachkommen der alten Venezianer und Genuesen und der Verbündeten derselben (letztere sind im Orient ein wenig degenerirt, und der Türke behauptet, sie seien am besten zu Kupplern und Polizeispionen zu brauchen); schlanke Armenier mit langem Haupt und starken Backenknochen, weit vorspringender Nase und lang geschlitzten Augen, — kurz, wer zählt die Völker, nennt die Namen?!

Und über alle Dem, über Gerechte und über Ungerechte, über Gläubige und über Ungläubige, lachte eine durch die Seeluft in ihren Wirkungen gemilderte Abendsonne, welche das europäische Ufer des Bosporus in ein zartes Violett und das asiatische in eine warm glühende Orangefarbe tauchte, so lange bis die rasche Dämmerung vorüber war und sich nun Alles nicht in unseren aschgrauen nordischen Abend, sondern in ein tiefes Violett wandelte, in welchem die Sterne mit einem glühenden und glühenden Licht strahlten. Das versetzt einen in eine so behagliche Stimmung, daß man beinahe eine Ahnung von dem türkischen „Reif“ oder „Käff“ bekommt, der sonst dem unruhigen, beweglichen, nervösen Europäer ewig ein Räthsel bleibt. Der „Käff“ ist nämlich ein nach wissenschaftlichen Grundsätzen bis zur höchsten Vollkommenheit ausgebildetes, methodisches und bewußtes Faulenzen. Wenn unsereiner einen ganzen Tag lang nichts gethan hätte, als in ein paar Moscheen herumgebummelt wäre, die Kugeln des „Rosenkranzes“ durch die Finger hätte gleiten lassen, ein Bad genommen und eine Tasse Kaffee und

eine Pfeife Tabak nach der andern „getrunken“ hätte (auch der Türke „trinkt“ nämlich die Pfeife, wie dies in Deutschland der alemannische Volksstamm thut; man wird sich erinnern, wie bei J. P. Hebel in den „Alemannischen Gedichten“ der badische Bauer „for Basseldang,“ d. i. zum Zeitvertreib, pour passer le temps, sein „Pfyffle Rauchtubaß trinkt“), — ich sage, wenn unsereiner seinen Tag so zugebracht hätte, so würde er von der innigsten Ueberzeugung durchdrungen sein, er habe gefaulenzet. Der Türke ist anderer Meinung: Er glaubt nur dann der wirklich kunstgerechten methodischen und vollkommenen Müßiggängerei obzuliegen, wenn er jede geistige und jede körperliche Thätigkeit gänzlich sistirt, wobei jedoch folgende Einschränkung gemacht werden muß, nämlich jede körperliche, mit Ausnahme von Tabakrauchen und Kaffeetrinken, welche stets obligatorisch mit einander verbunden sind, und jede geistige, mit Ausnahme des eben so lebhaften als wonnevollen klaren Bewußtseins, sich im Zustande der absolutesten Passivität zu befinden. Durch dieses lebhafte Bewußtsein unterscheidet sich der „Käff“ vom Schläfe. Der Schlaf ist die unbewußte Passivität, der Käff die bewußte. Und in diesem Bewußtsein, beschränkt auf das Nichts, beruht die Kunst des Türken. Er allein weiß dem Selbstbewußtsein diese unübersteiglichen Schranken zu ziehen. Jeder andere Mensch, der bei Bewußtsein ist, läßt demselben die Zügel schießen, und wenn er sich auch nur jenen Träumereien der Dämmerstunde hingibt, welche der Engländer „brown studies“ nennt. Der Türke allein versteht es, das Bewußtsein auf diesen minimalen Punkt zu beschränken, es gleichsam auf eine Stecknadelspitze zu stellen, auf der es doch in völlig unerschütterlichem Gleichgewicht ruht. Der Türke ist der wissenschaftliche Virtuos des Faulenzens. Der große fränkische Philosoph sagte: „Ich denke, also bin ich (cogito, ergo sum).“ Der wahre und rechtgläubige Türke sagt: „Ich

faulenze, also bin ich.“ Ein Gjaur (sprich Dschaur) kann Das freilich nimmer begreifen.

Auf diesem Punkt ruht auch seine ganze Philosophie und Praxis der Regierung. Er will die angenehme Ruhe des Herrschens genießen, dagegen verschmäht er die Mühe und Arbeit des Verwaltens. Von der Regierungswuth, von dem furor gubernandi, der in Westeuropa grassirt, hat er gar keinen Begriff. Er lacht nicht nur darüber, daß wir Europäer tanzen, er lacht auch darüber, daß wir regieren. Von ihm kann man mit weit größerem Rechte, als es Benjamin Constant von seinem constitutionellen Muster-König sagte, behaupten: „Il règne, mais il ne gouverne pas.“

Wie gesagt, ging mir während der Fahrt von Bujuk-Dere nach Constantinopel, vielleicht auf dem Wege der Schelling'schen „intellektuellen Anschauung,“ ein Verständniß für den türkischen „Käff“ auf (so sprechen die Türken das Wort „Keif“ aus). Ich suchte mich daher alla Turca einzurichten. Dies ist jedoch nur in einem beschränkten Sinne zu verstehen. Ich gehöre nicht zu jenen Touristen, welche, wenn sie im Orient reisen, einen Turban aufsetzen, ihren Gürtel mit Waffen beladen, von welchen sie fest entschlossen sind niemals Gebrauch zu machen, und sich wo möglich auf einem Kameel photographiren lassen, obgleich sie auf diesem Thier nicht zu reiten verstehen. Dagegen richte ich mich gerne in Speise und Trank und in sonstigen Lebensgewohnheiten nach der Sitte des Landes, und zwar aus zwei Gründen. Weil man dabei erstens verhältnißmäßig am besten bedient wird, und zweitens auch etwas Neues lernt. So habe ich mich denn auch im Rauchen auf türkischen Fuß gesetzt. In früheren guten alttürkischen Zeiten rauchte man den Tschibuk und das Nargileh (die Wasserpfeife). Beide hat der Graf Moltke in seinen Briefen über die Türkei so vortrefflich beschrieben, daß ich mich hüten werde vor dem

Versuche, mit ihm zu wetteifern. Heute kommen beide immer mehr in Abnahme, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens gehört zu der einen wie zu der andern Pfeifenforte, d. h. zum Rauchen derselben, ein exemplarisch guter und feiner Tabak. Nun hat sich aber in neuester Zeit die türkische Regierung, getrieben von „der Finanznoth bleichem Jammer“ und von fiscalischer Plusmacherei, dem Tabaksmonopol in die Arme geworfen, und dies Monopol wird in der Türkei unvernünftiger gehandhabt, als irgendwo sonst; auch hat man obendrein noch einen Ausfuhrzoll auf Tabak von 4 Prozent ad valorem eingeführt. Wenn man sich Mühe gegeben hätte, Maßregeln zu ersinnen, welche die Landwirthschaft und den Handel der Türkei auf das Aeußerste schädigen, ohne vor dem Staatsbankerott schützen zu können, welcher doch kommen wird, wenn auch nur partiell oder verschleiert, — man hätte den Erfolg nicht besser erreichen können. Der feine Tabak, welcher für den Tschibuk und noch mehr für die Wasserpfeife erfordert wird, ist in Folge dieser schlechten Wirthschaft gar nicht mehr zu haben, oder nur zu unerhörlichen Preisen. Zweitens ist sowohl der Tschibuk, welcher ein unendlich langes Rohr aus Jasminholz hat, als auch die Wasserpfeife (Nargileh), welche auf einem festen und schweren Postament ruht, nicht wohl transportabel, oder nur bei einer zahlreichen und wohl disciplinirten Dienerschaft. Beim Tschibuk hat man einen Diener nöthig, um ihn anzubrennen; denn selbst der Arm eines Gorilla würde zum Selbstanzünden nicht reichen. Die Wasserpfeife aber ist schon eine etwas subtile und complicirte Maschinerie und erfordert zur Instandhaltung und Reinigung stets eine gewissenhafte Bedienung. Da nun aber selbst in der Türkei das Leben immer beweglicher wird und an die Stelle der erbaulich-beschaulichen Ruhe der Kampf um das Dasein tritt, so beschränkt sich das sedentäre und conservative Rauchen von Tschibuk und Nargileh immer mehr

zu Gunsten der beweglichen modernen Raucherei der Cigarre, oder richtiger der Papier-Cigarette. Der Fremdling zumal muß auf den Eschibuk verzichten, weil das Rauchen, wenn der Tabak nicht ganz extrafein ist, den Magen stark angreift, und auf die Wasserpfeife (Margileh) deßhalb, weil das Rauchen daraus schwer ist und förmlich gelernt sein will; man muß nämlich den Rauch verschlucken, eine Zeit lang im Innern seines Körpers — ich weiß nicht recht, wo? — aufbewahren und dann wieder von sich geben; wir unwissende Franken verstehen Das aber nicht, entweder vermögen wir den Dampf nicht zu verschlucken, oder wenn wir dies glücklich fertig gebracht haben, können wir ihn nicht wieder ermitteln, und fühlen in Folge dessen Bauchgrimmen, wie der Engel in der Apokalypse, der das Buch verschluckt hat; endlich aber hat man auch in unserer kurzlebigen und raschgaloppirenden Zeit keine Zeit, das Alles mit langsamer Mühsal zu lernen. So ist man denn beschränkt auf die Cigarette, und diese muß man sich selber machen. Der fein geschnittene türkische Tabak ist sehr geeignet dazu. Man trägt ihn in einer flachen Blechbüchse bei sich, in welcher er sehr comprimirt wird. Das Papier trägt man in einem Büchlein, das der Türke „Job“ nennt. Auf dem Umschlag befindet sich nämlich in der Mitte ein verschobenes Biered, davor ein J und dahinter ein B, offenbar die Anfangsbuchstaben von Vor- und Zunamen des Fabrikanten, etwa so:

— I. ◇ B. —

Diese Marke liest man einfach: Job. Nun glaubte ich, da ich meinen richtigen Tabak und mein ordnungsmäßiges Job hatte, ich könne auch Cigarren machen. Großer Irrthum! Den Tabak richtig zu rollen, nicht zu dicht und nicht zu locker, ihn in eine schlanke cylindrische Form zu bringen, die Papierhülse kunstgerecht darum zu legen und sie mit der Zunge zuzulecken und dann zuzustreichen, das sind Alles verwickelte Dinge. Dazu trat aber noch ein

erschwerender Umstand. Ich hatte mir eine türkische Cigarrenspitze gekauft; denn ich hatte bemerkt, daß die Leute, welche diese frischen Cigaretten aus der Hand rauchten, sich damit die Finger gelb färbten, was nicht wieder abging; ich aber wollte nicht als Gelbhaut nach Berlin zurückkehren. Die Spitze, die ich mir im Bazar in Constantinopel aus wohlriechendem Jasmin hatte zurecht dreheln lassen, das Rundende mit Bernstein, das andere Ende mit Horn besetzt, war auf geschicktere Cigarrenfabrikanten berechnet, d. h. die Oeffnung, in welche die Cigarre kommt, war schmal, in der Voraussetzung einer feinen Arbeit. Meine Arbeit aber war plump. Meine „selbstgemachten“ Cigarren waren so dickleibig, daß sie nicht in die Spitze gingen. Was machen? —

Ich suchte also meinen „Käff“, alla Turca mit Rauchen einzuleiten, allein schon die Vorbereitung dazu stieß auf die oben geschilderten Schwierigkeiten, worüber das beschauliche Trägheitsbewußtsein schon halbwegs verloren ging. Ich machte, auf die Barrière gelehnt, welche den kleinen Dampfer in einen ersten und zweiten Platz theilt, meine ungeschickten Versuche. Von der andern Seite lehnte an der Barrière ein Mann, der mir mittheilte, daß er von schlanker Statur, blondem Bart und blauen Augen, hatte starke Hände aber ein bleiches Gesicht, das die Spuren von Nachtwachen trug.

Endlich nahm er mir meine Tabaksgeräthschaften ab, mit welchen ich so schlecht umzuspringen mußte. Im Nu hatte er, nach Vorausschickung der Worte „Permettez, Monsieur,“ eine klassische Cigarre zu Stande gebracht und in die Jasmin-Spitze gesteckt. Dann gab er mir Alles zurück und Feuer dazu mit den Worten: „Voilà, Monsieur!“

Ich stotterte beschämt meinen tiefgefühlten Dank, natürlich auch auf Französisch. Mein Gegenüber aber merkte sofort den deutschen Accent. Er sagte:

„Ei, wir sind ja Landsleute, dann wollen wir auch

Deutsch mit einander sprechen. Ich bin ein Wiener Bäcker und habe in Bujuk-Dere für die vornehmen Leute."

Ich stellte mich ebenfalls vor, und nun nahm unsere Unterhaltung ihren flotten Verlauf, um erst mit der Landung an der Brücke zwischen Galata und Stambul zu enden.

So lernte ich den Wiener Bäcker kennen, — eine der interessantesten unter den zahlreichen interessanten Bekanntschaften, die ich im Orient machte.

---

## II.

Der Wiener Bäcker und ich, — er auf der einen und ich auf der andern Seite der Barrière des Dampfers zwischen Bujuk-Dere und Stambul, — wir tauschten unsere Gedanken aus, wobei ich das bessere Geschäft machte.

Unter Anderem erzählte er mir seine Lebensgeschichte. Ich gebe aus derselben, so gut ich es im Gedächtniß behalten habe, ein Bruchstück:

— „Ich betreibe die Bäckerei am liebsten im Großen. Ich wende gerne dabei Maschinen an, ohne deshalb auf die sorgfältige Behandlung im Einzelnen zu verzichten, durch welche sich die Wiener Bäckerei stets ausgezeichnet hat. In Folge dessen habe ich schon zwei Kriege als dirigirender Bäcker mitgemacht. Zuerst den von 1866 in Böhmen. Die Armee hatte kein Glück, und ich wurde bald wieder entlassen. Später aber wurde ich durch den Baron Schwarzenborn, der es immer sehr gut mit mir gemeint hat, in Paris empfohlen. Ich kam in die Hofbäckerei des Kaisers Napoleon. So gut wie dort, ist es mir nie wieder gegangen, d. h. so lange der Kaiser regierte. Der Kaiser war ein sehr guter und menschenfreundlicher Mann. — Er

hat auch einmal die Bäckerei besucht und mir seinen Beifall gespendet, und er sprach sogar ein paar Worte Deutsch mit mir, was mich außerordentlich freute. Da konnte man zeigen, was man gelernt hatte. Es ging Alles in's Große, und doch war überall Ordnung und Sparsamkeit, wie in einem ordentlichen Haushalt. Wenn eine Verbesserung anzubringen oder eine neue Maschine anzukaufen war, oder etwas der Art, dann wurde niemals gespart; aber sonst waren überall feste Grenzen gezogen, über die man nicht konnte. Mein Gehalt war gut, und von Zeit und Zeit gab es ein schönes Douceur. Da ging im Sommer 1870 der Krieg los und damit war die gute Zeit vorbei.

— „Sie werden vielleicht sagen: Was ging denn dich als Oesterreicher der Krieg an, den wir mit den Franzosen hatten? Das ist leicht gesagt, aber die Sache war die, daß die dummen Kerls in Paris nicht unterscheiden konnten zwischen einem Oesterreicher und einem Deutschen, und wenn ich nicht zu der Dienerschaft des Kaisers gehört hätte, dann hätte mich die Polizei damals schon ausgewiesen, wie so manchen Andern. Da kam der 4. September, und mit dem Kaiserthum war es zu Ende. Ich verlor mein Brod und wollte eigentlich wieder nach Haus gehen. Allein ich schwankte einige Zeit, weil ich dachte, der Kaiser, da er besiegt ist und seine Soldaten theils in der Festung Metz eingeschlossen und theils in der Gefangenschaft sind, wird Friede machen und wieder nach Paris kommen und da mit seinen Soldaten die Ruhe und die Ordnung wiederherstellen. Das wäre wirklich auch das Beste gewesen für ihn und für Frankreich. Allein es kam anders. Während ich noch das Alles überlegte, hieß es eines schönen Morgens: Die Preußen sind da und haben Paris so fest eingeschlossen, daß keine Maus mehr hinein und hinaus kann. Da hatte die Wahl ein Ende. Ich mußte bleiben. Ich wurde angestellt in den Bäckereien der provisorischen Regierung, und ich kann Ihnen

sagen, ich habe so viel geleistet für Beschaffung von Mehl und in sparsamer Verwendung, daß ich vielleicht die Ursache bin, daß sich Paris ein paar Wochen länger hielt, als man anfänglich dachte. Aber es war im Ganzen eine schreckliche Zeit, und ich möchte sie nicht nochmals erleben.

— „Der Baron Schwarz-Senborn, der damals österreichischer Generalconsul in Paris war, ist auch während der ganzen Belagerung in Paris geblieben; er war mein Trost und hat sich überhaupt der österreichischen Untertanen mit Aufopferung und Entschlossenheit angenommen. Später bei der Wiener Ausstellung, wo er arbeiten mußte wie ein Pferd, habe ich ihn oft sagen hören, wenn er in Paris nicht so viel Pferdefleisch gegessen hätte, würde er das gar nicht aushalten.

— „Aber Sie wissen ja, man hat ihm seine Pferde-Arbeit in Wien so wenig gedankt, wie mir meine Bäckerei in Paris.

— „Wie es nun in Paris zu Ende ging und der Waffenstillstand mit den Preußen abgeschlossen war, da dachte ich: Jetzt willst du nicht wieder so dumm sein wie im vorigen September: dein Napoleon kommt doch dir nicht wieder, und von der provisorischen Regierung, die einen schlecht bezahlt und noch nicht einmal gegen Insulten schützt, will ich nichts wissen. Der Baron Schwarz gab mir die nöthigen Papiere und die Preußen ließen mich durch. Sie respektirten die Neutralität der Oesterreicher. Die Franzosen hatten es nicht gethan. Auch wollten mich die Preußen bei ihrer Bäckerei verwenden, allein ich schlug es aus. Ich dachte: Eigentlich hätten es die Franzosen, die mich so schlecht behandelt haben, verdient, daß ich zum Feind überginge, aber nein, ich will anständiger sein als die Franzosen. Ich ging wieder nach Wien.

— „Es war mein Glück, daß ich aus Paris fort war. Denn nun kam die Commune; und ein Landsmann von

mir, ein Wiener, der auch in der Bäckerei war und dem ich vergeblich zugeredet hatte, mit mir zu gehen, wurde für einen Preußen angesehen, weil er einen deutschen Accent und einen blonden Bart hatte. Sie warfen ihn in die Seine, und da er schwimmen konnte, so schossen sie auf ihn so lang bis er todt war und untersank. So wäre es wahrscheinlich auch mir gegangen.

— „Einen Augenblick habe ich auch einmal gedacht: ‚Sollst du nicht zum Napoleon nach Wilhelmshöhe gehen und ihm das Brod der Verbannung versüßen?‘ Aber ich sagte mir: Wahrscheinlich ist schwer hinkommen, und außerdem ist er ein gefangener Mann, und die Preußen werden ihm das Brod selbst backen wollen. Und so ging ich also nach Wien, wo ich Alles im höchsten Flor traf und sofort eine schöne Stelle fand. Und die hatte ich nöthig. Denn ich hatte in Frankreich alle meine Ersparnisse verloren. Wie? — das ist zu weitläufig, und ich ärgere mich auch allemal, wenn ich es erzähle.

— „Später kam der Baron Schwarz und übernahm die Ausstellung, bei welcher auch ich Verwendung fand. Als aber die Ausstellung aus war und der Krach gar kein Ende nehmen wollte, da wurde ich, abermals auf Anlaß des Baron Schwarz, durch den österreichischen Gesandten dem Sultan empfohlen, der für sich und seinen Hof und seine Leibgarde in dem Serai eine Bäckerei auf europäischem Fuß einrichten wollte. So kam ich nach Stambul. Ich machte einen guten Kontrakt und bekam die Leitung des Ganzen. Eine Zeit lang ging es recht ordentlich. Denn der Sultan, oder wie man ihn hier nennt, der Padischah, ist ein ganz braver Mann, wenn auch nicht so klug und so fein, wie es der Kaiser Napoleon war, auf den ich nun einmal nichts kommen lasse. Mögen die Leute, die ihn nicht kannten, gegen ihn reden und schreiben. Ich habe ihn in meinem Geschäft kennen gelernt, und da beurtheilt man die Menschen am besten.

— „Aber sonst war es doch beim Padischah ganz anders als beim Napoleon. Der Napoleon ließ sich nichts drein reden. Oder vielmehr, er ließ Alle reden so viel wie sie wollten, und dann machte er es schließlich doch, wie er wollte. Das kann der Padischah nicht. Wir da draußen in Oesterreich und wahrscheinlich auch Ihr in Deutschland glaubt, der Sultan wäre allmächtig. Das ist er aber durchaus nicht. Es sieht nur auswendig so aus. Wenn man aber inwendig sieht, z. B. in der Bäckerei, da sieht man die Sachen ganz anders und viel besser als die Diplomaten und die Gelehrten, welche aus Europa nach Stambul kommen, um die Türkei zu studiren. Ich kann Ihnen mit meinem Bäckerpan ein viel helleres Licht darüber anzünden.

— „Hören Sie also:

— „Der Sultan steht ganz unter seinen Pfaffen, welche man Ulema's nennt; und der Oberste der Pfaffen heißt Mufti oder Scheik-ul-Islam, d. h. der Oberste oder der Älteste von der Religion; und das ist der Schlimmste von Allen. Der Sultan kann nicht „Bab“ sagen, ohne daß dieser Oberste der Teufel seinen Senf dazu gibt, was man auf Türkisch „Fetva“ nennt. Ohne ein solches Fetva gilt eine Ordonnanz des Padischah nicht mehr, als bei uns ein alter Kalender. Sie denken vielleicht innerlich, was versteht so ein alter Bäckergefelle von Staatsangelegenheiten? Das mag sein. Aber ich habe in vieler Herren Ländern gelebt und Vieles erfahren. Auch habe ich offene Augen und Ohren. Ich will Ihnen nur sagen, was so ein Wiener Bäcker, der zwei Jahre im Serai gearbeitet hat von der ganzen türkischen Wirthschaft hält. Ich verlange gar nicht, daß Sie mein Urtheil ohne weiteres für richtig halten. Sie werden ja hier auch noch Ihre Erfahrungen machen und sich das Beste drauß abnehmen.

— „Also! Sehen Sie in Oesterreich, da haben wir unser allgemeines bürgerliches Gesetzbuch und unsere sonstigen

Gefetze, welche von den bürgerlichen Richtern gehandhabt werden, wo der Priester nichts drein zu reden hat und worunter Alle mit gleichem Schuz und in gleichem Frieden leben können, — Christen und Juden und Muhamedaner — Katholiken, Griechische, Protestanten und auch Sektirer. Für Alle gilt der gemeinsame Grundsatz: ‚Thut und glaubt, was Ihr wollt, und zahlt, was Ihr sollt.‘ Und so wird es bei Euch in Deutschland wohl auch sein, und so scheidt es sich auch von Gott und Rechtswegen. Danach haben sich denn auch unsere Priester gerichtet. Sie suchen die verschiedenen Nationen mit einander zu versöhnen.

— „Hier in der Türkei ist von alledem gerade das Gegentheil. Hier ist kein bürgerliches Recht, sondern nur ein geistliches oder päpstliches. Der Pfaffe ist hier der oberste Richter über Alles, und da er nach seinem Koran richtet, welcher nicht bloß die Bibel vorstellen soll, sondern auch das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, so versteht es sich von selbst, daß danach schon Jeder, der nicht an den Koran glaubt, von vornherein keinen Glauben findet und immer Unrecht hat, die Sache mag sich sonst, verhalten wie sie wolle. Wenn der Sultan gut Freund sein will mit den Regierungen von Europa, dann sagt ihm sein Musti: ‚Das ist gegen das Gesetz Gottes, — das sind ungläubige Hunde — die mußst Du, hoher Padiſchah, verfolgen und mit Feuer und Schwert ausrotten, wie es Deine erhabenen Vorfahren auch gemacht haben.‘ Wenn der Sultan in seinem Reich Reformen einführen, wenn er sein Geschäft verbessern, seine Finanzen reguliren und Ordnung im Grundeigenthum einführen will, damit die Leute des Lohns ihres Schweißes sicher sind und das Land wieder anbauen, das jetzt überall wüßt liegt, und am meisten gerade vor den Thoren von Stambul, — dann sagte ihm der Musti: ‚Padiſchah, das geht gegen den Islam.‘“ Wenn der Sultan seinen nicht-muhamedanischen Unterthanen (und die sind ja in Europa

die ungeheure Mehrzahl) die bürgerliche Gleichberechtigung einräumen, wenn er sie, in seinem eigenen Interesse, zu Menschen und Bürgern machen will, während sie bis jetzt elendes Lastvieh und Sklaven sind, — dann sagt der Scheik-ul-Islam: „Padiſchah, das geht gegen die Geſetze Gottes, La ilah il allah, va Mohamed rasul allah — und dann hat es mit Allem ein Ende.“

— „Sie werden wohl ſchon von dem Hatti-Humayum vom 18. Februar 1856 gehört haben? (Ich nickte.) Nun, dann wiſſen Sie ja, was für ſchöne Sachen darin ſtehen, — wie das Gemeinweſen in Ordnung gebracht und wie alle Unterthanen, auch die Rajah, vor dem Geſetz gleichgeſtellt werden ſollen. Aber Proſit die Mahlzeit; ſo lange der Scheik-ul-Islam zu Allem ſeinen Senf zu geben hat, iſt dafür geſorgt, daß aus alledem doch nichts wird. Der ganze Hatti-Humayum wird von nichts gehalten, als von dem Nagel an der Wand, an dem man ihn gehängt hat. Und trotzdem glaube ich, der Sultan hat es ganz ehrlich gemeint, als er dieſes Geſetz erließ. Aber er kann nicht. Der Muſſi leiht's nit.“ So ſprach der Wiener Bäcker.

Er mochte an meinem Geſichtsausdruck erkennen, daß ich einige Zweifel an dem, was er ſagte, nicht unterdrücken konnte.

— „Ja, lieber Landſmann,“ ſagte er lebhaft, „ich werde Ihnen das Alles an meiner Bäckerei beweifen, und dann werden Sie's glauben.“

---

### III.

„Alſo meine Bäckerei in Stambul,“ ſagte der Wiener Bäcker an Bord des Boſporus-Dampfers, nachdem er mir zuvor eine neue Cigarette gewickelt und mit gemüthlicher

Grazie überreicht hatte, „also mit meiner Bäckerei wäre Alles recht gut gegangen, wenn die Pfaffen — ich meine natürlich immer nur die muhamedanischen — Sie verstehn mich! — also, wenn die Pfaffen nicht waren, der Scheik-ul-Islam und seine Ulema's. Wie Sie wissen, mußte früher Jeder, der in türkische Dienste trat, auch Muhamedaner werden. Das ist jetzt nicht mehr der Fall. Es befinden sich eine Menge Ausländer im Staatsdienst, besonders Franzosen, welche durch den Krimkrieg sehr gehoben wurden, aber seit 1870 wieder etwas im Kurse gefallen sind. Man hat von ihnen nicht verlangt, daß sie ihren Glauben abschwören, sondern war zufrieden, wenn sie statt des schwarzen Cylinders einen rothen Fez aufsetzten. Von mir verlangte man's natürlich noch viel weniger; denn ich war ja kein Staatsmann, sondern hatte nur dem Sultan sein Brod zu bereiten; und ich bin von jeher der Meinung gewesen, daß das Bäckergeschäft mit der Religion gar nichts zu schaffen hatte; denn als der Heiland die zehntausend Hungrigen mit Brod speisen wollte, bedurfte er dazu keinen Bäcker. Ist das nicht so?

„Aber die Ulema's waren anderer Meinung. Sie kamen von Zeit zu Zeit und inspizirten die Bäckerei. Ich war ihnen natürlich ganz höflich, weil ich schon genug gemerkt hatte und dachte, mit den Kerls darfst du's nun einmal nicht verderben. Aber unbequem waren sie mir. Was haben die Leute, so dachte ich, in meinem Geschäft herumzuschneffeln, wovon sie doch gar nichts verstehen? Ich fragte daher an, ob ich mir das gefallen lassen müsse. ‚Ja wohl,‘ hieß die Antwort, ‚die Ulema's müssen sehen, ob Alles koscher ist.‘ Gut, dacht' ich. Aber wahrscheinlich hatten sie von meiner Anfrage gehört, und von diesem Augenblicke an hatt' ich's für immer mit ihnen verdorben. Es dauerte nicht lange, so entdeckten sie in einem der Pinsel, die man ja, wie Sie wissen, bei dem Bäckergeschäft nicht entbehren kann, eine Sauborstie. Das gab ein großes Ge-

schrei, denn die Sau und ihre Borste ist nicht koscher; es sollte Alles nur aus Kameelshaaren gemacht sein. Als wenn so ein häßliches Kameel nicht viel unappetitlicher wäre! Kurz, es gab einen Mordspektakel über die Sauborste. Sie verlangten, ich solle unter die Aufsicht eines Ulema gestellt werden, der in der Bäckerei stets an meiner Seite sei und mir auf die Finger sehe.

„Das war mir denn doch zu arg. Ich, ein vollkommener und gelernter Bäcker, der seine Lehrlings- und Gesellen- und Wanderzeit richtig durchgemacht, seine Gesellenprüfung bestanden und sein Meisterstück gemacht, nicht nur in Oesterreich sondern auch in vieler fremder Herren Ländern mit Ehren bestanden hat, ich sollte einen Aufseher bekommen in Gestalt eines unwissenden türkischen Bonzen, welcher noch nicht einmal eine faule Dickwurz von einer frischen Muskatnuß unterscheiden konnte? Nein, das war mir zu arg. Das ging wider meine Ehre als Meister. Ich gedachte es drauf ankommen zu lassen. Da schlug sich der Padiſchah, dem meine Wiener Brezeln außerordentlich gut schmeckten, selber in's Mittel. Er war früher schon zweimal in der Bäckerei gewesen; er hatte mir jedesmal seine Zufriedenheit bezeugt und mir ein ansehnliches „Bäckisch“ (das heißt auf Türkisch Trinkgeld) hinterlassen.

„Nun kam er zum dritten Mal, und zwar mit einem ganzen Schwarm von Großwürdenträgern und von Ulema's, den Glaubens-Scheik an der Spitze. Was da geredet wurde, habe ich nicht Alles verstanden. Soweit reicht nicht mein Türkisch. Ich sah nur den Sultan an, er war sehr verdrießlich. Ich habe Ihnen schon gesagt, die Leute irren sich, wenn sie glauben, der Sultan sei allmächtig und habe es wer weiß wie gut. Er hat sein vollgerütteltes Maß Mergel jeden Tag, und besonders mit den Ulema's. Deshalb sieht er auch so gelangweilt und verdrossen aus, und auf seiner Stirne und zwischen den Augen liegen tiefe und

schwermüthige Falten. Er macht ein Gesicht, als wenn er immer zu seinen Leuten sagen wollte: Ihr könnt — mir Alle gestohlen werden.

„Wie er nun in der Bäckerei war, ließ er mir durch den Dolmetscher eröffnen, daß es allerdings sein Wille sei, daß auch in der Bäckerei nicht gegen die Geseze des Islam verstoßen werde, und daß ich in dieser Beziehung den Vorschriften der Ulema zu folgen habe. Auch sei die Rede davon, mir einen türkischen Vorgesetzten zu geben. Wenn nun die türkischen Pfaffen glaubten, ich werde Deutsch antworten und mich damit in die Hände ihres Dragoman begeben, welcher ja von dem, was ich sagte, dem Sultan hinterbringen oder vorenthalten konnte, was ihm beliebte, — dann irrten sie sich sehr. So dumm ist ein Wiener denn doch nicht. Ich wußte, daß der Sultan ganz gut Französisch kann, und antwortete daher flott auf Französisch. Das hatte den Vortheil, daß ich keinen Dragoman \*) brauchte, und daß die türkischen Pfaffen, welche sehr unwissend sind, mich nicht verstanden und daher auch nicht drein reden konnten. Von den weltlichen Großwürdenträgern verstand wohl Mancher Französisch, allein die waren nicht darauf aus, mir zu schaden. Sie wußten sehr wohl, der Sultan war mir gewogen wegen meiner vortrefflichen Bregeln.

— „Hoher Padischah,“ so ungefähr sagte ich, „die Franken haben ein Sprüchwort, welches lautet: Viel Köche versalzen den Brei; und was vom Kochen gilt, das gilt auch vom Baden, und ich glaube sogar vom Regieren. Man will mir einen Vorgesetzten geben, welcher zusehen soll, daß Alles mit richtigen Dingen hergeht. Nun ist zweierlei mög-

---

\*) Dragoman ist das im Orient allgemein übliche Wort für Uebersetzer und Cicerone. Es kommt her von dem persischen Terdschiman. Auf Tartarisch-Türkisch heißt es Dalimatsch (persisch: Telmisch), daher stammt unser deutsches Wort Dolmetscher (auf Altdeutsch Tolimatsch).

lich. Entweder versteht der Mann das Geschäft eben so gut oder besser, als ich, dann bin ich überflüssig. Oder er versteht es nicht, dann ist er überflüssig. Es kann eben nur Einer kommandiren. Wenn zwei kommandiren, wissen die Leute nicht, wem sie gehorchen sollen. Es können eben nicht Alle Herr sein, wie dies so schön im türkischen Sprüchwort gesagt ist: „Ich bin Herr, — du bist Herr, — wer aber soll dann die Pferde striegeln?“ Jetzt bin ich verantwortlich für Alles. Wenn der hohe Padiſchah meine Brezeln nicht mehr liebt, wird er mich fortſchicken. Wenn er davon krank wird, dann wird er mir den Kopf vor die Füße legen laſſen. Ich komme jetzt auf für Alles. Ich kann das, weil ich allein das Kommando führe. Wenn aber ein Anderer kommandirt oder mir auch nur dreinzureden hat, kann ich dann noch dafür aufkommen? Ich kenne die Ulema nicht, aber ich habe schon Schlimmes von ihnen gehört, und Allah allein iſt allwiſſend. Aber ich frage nur: Wenn der Mann, der in die Bäckerei geſetzt werden ſoll, heimlich und hinter meinem Rücken Gift in den Teig ſtreut, aus welchem die Brezeln gebacken werden, welche für den allerhöchſten Mund meines allergnädigſten Herrn und Padiſchah beſtimmt ſind, — was dann?“

„Ich ſchilderte noch ausführlich, was Alles daraus Entſetzliches entſtehen könne. Die Ulema machten Geſichter, wie eine Kage, wenn's donnert; denn ſie verſtanden kein Wort. Der Padiſchah aber hörte immer aufmerkſamer zu; und zuletzt ſagte er auf Türkisch (ſo daß es auch die Beamten und die Geiſtlichen alle verſtanden): „Gut, mein Sohn, es ſoll bleiben, wie es iſt, du ſollſt keinen Vorgeſetzten haben; aber die Geſetze des Iſlam müſſen ſtrenge beobachtet werden; im Uebrigen aber bin ich zufrieden mit dir!“ Der Dragoman überſetzte mir das. Auch erhielt ich ein anſehnliches Baſchiſch. Ich war im ſiebenten Himmel und dachte: Nun iſt Alles glücklich überſtanden. Aber ich irrte mich wieder.

„Obgleich ich in Betreff der Sauborsten und aller andern Dinge die höchste Vorsicht anwandte, gab es doch immer wieder von Neuem Beschwerden, namentlich u. A. auch darüber, daß ich nur fränkische, d. h. deutsche Gesellen hatte. Ob denn der Nemetsch allein im Stande sei, etwas zu lernen? hieß es, ob ich nicht, statt der Gjaurs, Türken annehmen und sie anlernen könne?

„Ich sagte, einem alten türkischen Bäcker könne man das fränkische Backen nicht zumuthen, eben so wenig, wie ich, obgleich ein gerechter und vollkommener, doppelt geprüfter Bäckermeister, jetzt noch die türkische Bäckerei zu erlernen im Stande sein würde. Türkische Lehrlinge hätten sich aber noch nicht bei mir gemeldet.

„Damit hatte ich aber in ein Wespenneſt gestochen. O, hieß es, was das anbelange, für türkische Lehrlinge wolle man sorgen. Und nun schickten sie mir junge Türken, Zöglinge der école polytechnique, die sollten bei mir so nebenher das Bäckerhandwerk à la Franca erlernen. Nun, dachte ich, wenn Einer davon einschlägt, dann wird er dazu bestimmt sein, dir die Schlappen auszutreten. Gleichwohl gab ich mir mit den jungen Burschen alle menschenmögliche Mühe. Aber es half nichts. Es waren zucht- und meisterlose Rangen. Sie waren faul, wie die meisten Türken. Außerdem hatten ihnen die Schulmeister auf der école polytechnique noch allerlei gelehrte Maikäfer in den Kopf gesetzt, ohne daß sie etwas Rechtes gelernt hatten. Wer aber ein Handwerk lernen soll, und besonders so ein schweres wie die Bäckerei, der muß mit ganzem Herzen dabei sein. Die türkischen Buben aber wickelten den ganzen Tag Cigaretten und wollten sogar bei der Arbeit rauchen. Das denken Sie sich einmal, lieber Landsmann, — Teig kneten und Cigaretten dazu rauchen, von welchen Tabak und Asche abfällt! Was sind alle Sauborsten der Welt dagegen? Nun ich that meine Schuldigkeit. Ich verbot das Rauchen auf's

strengste, und als ich doch wieder einen der jungen Herren dabei erwischte, gab ich ihm eine Batsch, daß er den Himmel für ein Scheunenthor ansah. Da war aber der Teufel erst recht los. Ein Gzaur, ein ungläubiger Hund, hatte einen rechtgläubigen Türken, einen Sohn vornehmer Eltern, einen Schüler der école polytechnique gehauen, — das war unverzeihlich. Da wurden denn alle alten Geschichten und Schweinsborsten wieder aufgewärmt, und ich war schließlich froh, wie ich mit einfacher Entlassung davontam. Der Padiſchah, der mir immer ein gnädiger und guter Herr war, hätte mich gewiß gerne behalten; allein er konnte gegen das Geschrei nicht aufkommen.

— „So betreibe ich denn nun im Sommer eine Bäckerei in Bujuk-Dere, wo während der heißen Jahreszeit alle anständigen Leute aus Constantinopel hinziehen. Ich backe für alle vornehmen Herrschaften, auch für Euren deutschen Botschafter, der ein sehr feiner Herr ist. Ich befinde mich wohl, verdiene mehr, als ich brauche, und danke jeden Tag meinem Schöpfer, daß ich nichts mehr mit Pfaffen zu thun habe.“

---

#### IV.

Anfangs interessirte mich die Erzählung des Wiener Bäckers um seiner Person willen. Bei meinem längeren Aufenthalt in der Türkei überzeugte ich mich aber, daß auch seine sachliche Auffassung der Dinge im Wesentlichen richtig ist. Es ist wahr, die muhamedanische Geistlichkeit hat in der Türkei einen großen Einfluß, ohne daß derselbe äußerlich sehr zu Tag tritt, und sie gebrauchte bisher ihren Einfluß auf die Regierung vorzugsweise zu dem Zwecke, wirthschaftliche und politische Reformen zu hintertreiben, aber es gibt Jemand, der stärker ist als jener Einfluß, das ist die

Finanznoth, und sie drängt zu Reformen. Bis zum Jahre 1854 hatte die Türkei keine Staatsschuld; wenn kein Geld da war, dann „pumpt“ der Sultan persönlich bei einem seiner Unterthanen in Pera oder im Phanar, und wenn er auch manchmal zwanzig oder gar dreißig Prozent bezahlen mußte, so hatte das doch weiter nichts auf sich, denn es wurde nur auf Zeit geborgt, es war eine schwebende Schuld des Padischah, und nicht eine stehende Schuld des ottomanischen Reiches. Seit dem Krimkrieg aber hat die Türkei alles, früher in Betreff des Schuldenmachens Versäumte mit Riesenschritten nachgeholt. Nach der Berechnung von Farley hat sie allein in den letzten fünf Jahren über hundert Millionen Pfund Sterling contrahirt und durchgebracht, und im Ganzen beträgt ihre stehende Schuld über zweihundert Millionen Pfund, wozu dann noch eine ansehnliche schwebende Schuld hinzukommt. Die Gläubiger wohnen Alle außerhalb der Türkei. Es sind „ungläubige Hunde,“ welche Geld haben wollen und nach dem Propheten nichts fragen. Bezahlen kann aber die Türkei nicht. Sie sistirt daher für eine gewisse Zeit die Zahlung eines Theils ihrer Zinsen. Das gewährt für den Augenblick Erleichterung, aber es ist doch nur eine Galgenfrist, wenn nicht zwischenzeitig Reformen ausgeführt werden, welche das Land wieder bevölkern und die Kultur zurückgewinnen, wodurch auch dem Staat neue Einnahme-Quellen erwachsen. Die Ulema und Muftis, welche im Interesse ihrer Herrschaft die Rajah gar nicht als Menschen anerkennen und lieber zehnmal den Staat zu Grunde gehen lassen, als eine einzige Sauborste dulden, waren bisher die Feinde aller Reformen. Und so muß es sich denn auch in der Türkei in Kurzem entscheiden, wer stärker ist: die Staats-Raison oder die Priester? Die Geschichte des Wiener Bäckers ist nur ein kleiner Tropfen, in welchem sich diese weltbewegende Frage abspiegelt.

Man darf indessen das Alles nicht dem muhamedanischen Glauben als solchem zur Last legen. Ich habe den Koran in einer zuverlässigen englischen Uebersetzung gelesen, und kann versichern, daß derselbe, obgleich nicht ganz frei von Proselyten-Macherei, (wie dies wohl kein Religionsbuch der Welt ist), auf jeder Seite Toleranz und Nächstenliebe predigt. Die Intoleranz und der Fanatismus scheinen das Produkt späterer Zeiten zu sein.

Betrachten wir uns nun die türkische Geistlichkeit, ihre gottesdienstlichen Verrichtungen und die sonstigen kirchlichen Uebungen etwas genauer.

An der Spitze des Ganzen steht der Scheik-ul-Islam. Er ist eine Art Papst und hat in gewissen Dingen ein Veto. Sein Amt dauert lebenslänglich. Er ist unabsetzbar und ernennt alle Geistlichen; in jeder Provinz (Wilajet) hat er seinen Stellvertreter.

Dann kommt die höhere Geistlichkeit. Sie zerfällt in drei Klassen, nämlich:

- 1) Scheik, d. h. Prediger oder Gelehrter,
- 2) Khatib, d. h. Ober-Vorbeter (Pfarrer),
- 3) Imam, d. h. Vorbeter, (Capläne).

Für diese drei Klassen von Priestern und daneben auch für die Richter (Kadi) gibt es eine gemeinschaftliche hohe Schule, auf welcher sie ihre wissenschaftliche Ausbildung erhalten. Diese Rechts- und Religionschule heißt Medrese und ihre Schüler nennt man „Patienten.“ Man studirt hier den Koran, welcher nicht bloß Bibel, sondern auch die Hauptquelle des öffentlichen und des Privatrechts ist. Die Religion, welche die Pflichten des Gewissens, — das Recht, welches die Pflichten der Gesetze, — die Moral, welche die Pflichten der Sittlichkeit lehrt, — Pflichten, welche einander keineswegs immer decken — (denn nicht Alles, was das Gesetz erlaubt, ist deßhalb auch schon moralisch, und nicht Alles, was die Moral gebietet, ist deßhalb

auch Rechtspflicht) — Alles das, was sich bei uns längst von einander geschieden und differenzirt hat, liegt hier noch ungetrennt durcheinander, etwa so, wie dies ja auch im Canonischen Rechte theilweise der Fall ist. Deßhalb weiß man hier in der Türkei zur Zeit in der That nicht, wo die Theologie aufhört, und wo die Rechtswissenschaft anfängt; und die Fachschule für die Richter und für die Priester ist dieselbe; in ihr werden theologische Juristen und juristische Theologen gebildet. Außer dem Koran wird noch vorzugsweise die arabische Sprache gelehrt und der gottesdienstliche Ritus, namentlich die Gebete und Formalitäten.

Wer Richter (Kadi) oder Oberpriester, d. i. Mufti, Scheik oder Khatib werden will, muß die Schule ganz durchmachen und kann sich dann für die eine oder die andere Carrière entscheiden. Wer nur Imam (Vorbeter) werden will, braucht nicht so viel zu lernen und kann früher schon abgehen.

Der Imam oder Vorbeter ist so zu sagen der Caplan oder der Priester für Alles. Er versieht, den Freitag ausgenommen, wo der Khatib für ihn eintritt, den Gottesdienst und die Gebete in der Moschee. Außerdem besorgt er die sogenannten Casualien, d. h. die Hochzeiten, Beschneidungen und Beerdigungen. Sein Vorgesetzter ist der Khatib, welcher Freitags (das ist der türkische Sonntag) den Gottesdienst leitet und namentlich das Gebet für den Padischah betet.

Ueber diesen Moschee-Geistlichen steht der (vorzugsweise als Ulema oder auch als Mufti bezeichnete) Scheik, d. h. der Rechtsgelehrte, Schriftgelehrte und Prediger. Diese Klasse ist die einflußreichste. Sie predigt, und zwar sehr würdig und einfach, unter strenger Vermeidung aller Gestikulationen und Schaustellungen. Sodann gibt sie auch Gutachten über Rechts-, Religions- und Gewissensfragen, welche man „Fetva“ nennt und in „Olúr“ und „Olímá“

einheitlich, je nachdem der Bescheid willfährig oder abschläg-  
lich ist.

Die Frage, welche man an den Schriftgelehrten richtet, lautet also: „Mein Fall ist der und der. Ich möchte das und das thun. Ist das erlaubt?“

Darauf antwortet der Fetva entweder: „Es darf geschehen (Olur);“ oder: „Es darf nicht geschehen (Olma).“ Dann folgen die Gründe, und der Schluß kleidet sich in folgende bescheidene Formel: „Uebrigens weiß es Gott besser als der arme Mufti.“ Man sieht also, der türkische Priester ist nicht so anmaßend, die Gebote Gottes besser kennen zu wollen, als Gott selber und andere Leute.

Wenden wir uns nun von den vornehmern Klassen zu den untern, so finden wir in der Moschee (der Türke nennt sie Dschami) noch folgende Leute geistlichen Charakters:

- 1) Die Schreier oder Ausrufer, Mujezin oder Muezzin geheißen, und
- 2) die Kaim, was in Deutschland die Protestanten Küster und die Katholiken Sacristan nennen.

Die Zahl der Muezzins richtet sich nach der Zahl der Minarehs der Moschee, die der Kaims nach der innern Ausdehnung derselben. Die große Moschee in Adrianopel z. B. hat 12 Muezzins für ihre 4 Minarehs, für jeden Thurm 3 Stück, und 24 Kaims, um das Innere zu reinigen, zu überwachen und in Ordnung zu halten.

Fünffmal jeden Tag haben die Muezzins das schlanke Minareh, in dessen Innerem eine schmale, steile und enge Treppe bis auf die Gallerie führt, hinauf zu klettern und von da oben die Gläubigen zur Waschung und zum Gebet zu ermahnen, und ihnen in das Gedächtniß zurückzurufen, daß es nur einen Gott gibt, und daß nur Muhamed der Prophet dieses einzigen Gottes ist. Nehmen wir also an, die Moschee hat 4 Thürme, — die meisten haben nur einen, andere aber auch 6 oder 8, mehr als 8 habe ich aber nir-

gends gesehen — so steigen zur bestimmten Tageszeit gleichzeitig die Muezzims hinauf, auf jeden Thurm einer, um seinen Ruf erschallen zu lassen, und zwar immer viermal nach den vier Weltgegenden. Sie rufen jedoch nicht gleichzeitig, sondern nach einander. Zuerst erfolgt der Ruf gen Osten, oder vielmehr nach der Himmelsgegend, wo Mekka liegt. Thurm eins ruft zuerst, dann Thurm zwei, dann Thurm drei und endlich Thurm vier. Dann folgt in derselben Reihenfolge der Ruf nach Süden, nach Westen, nach Norden; und zwar immer ein Muezzim nach dem andern, so daß es ähnlich lautet, wie wenn sich Nachts die Schildwachen anrufen. Die Worte werden beim Rufen streng scandirt und am Schluß geschleift oder gezogen. Das „La Allah il Allah, ve Muhamed resúl Allah“ scandirt sich also wie folgt: — — —, — — —, — — —, — — —. Zur Zeit der Pest pflegt man diesen Aufruf zum Gebet und die Gebete selber zu verdoppeln und zu verdreifachen, ähnlich wie man bei uns „Vater-Unser beten“ oder „Messen lesen“ läßt zur Abwendung von Unheil oder zur Erlösung aus dem Fegefeuer. Andere Mittel gegen die Pest anzuwenden, gilt eigentlich auch heute bei den strenggläubigen Osmanli für gottlos, und die Regierung hat, unter dem Einfluß des Scheik-ul-Islam, bis vor Kurzem diese Ansicht getheilt. Noch im Jahre 1837 gaben die Ulema, den Scheik-ul-Islam an der Spitze, ihr Gutachten, Fetva, dahin ab, die Pest sei ein Born- und Strafgericht Gottes, dem Willen Gottes aber müsse man sich unterwerfen, und es sei daher unstatthaft (Olmá), sündhaft und verwerflich, irgend welche Vorkehrungen wider die Pest zu treffen, indem „nur aufrichtige Buße, Abschaffung aller Neuerungen und Rückkehr zu den früheren Zuständen den Söhnen Osman's die Gnade des Allmächtigen wiedergewinnen könne.“ Demgemäß erließ der Sultan eine öffentliche Bekanntmachung, in welcher es heißt: „Der Allmächtige hat uns seinen Zorn

durch die Pest kundgegeben; nach Ansicht der Schriftgelehrten ist der Grund des Allerhöchsten Zornes in der Unterlassung des täglich fünfmal vorzunehmenden Gebetes zu suchen; deßhalb finden wir uns bewogen, zu verordnen, daß in Zukunft ein Jeglicher, der zur Gebetszeit, anstatt in der Moschee zu erscheinen, auf der Straße betroffen wird, durch sofortige Applicirung der Bastonnaden an seine Glaubenspflichten erinnert und zur Tugend zurückgeführt werden soll.“ Auch Chosrew Pascha, der Vernichter der Janitscharen, welcher je nach Zweck und Ersprießlichkeit den großen Reformator und den fanatischen Alttürken spielte, — man kann darüber sehr interessante Einzelheiten in Moltke's „Briefen“ finden — hat als Polizeiminister eine Verordnung erlassen, in welcher es heißt:

— „Manche junge Bursche, insonderheit solche, welche der dienenden Klasse angehören, pflegen in den Moscheen auf Vermahnung und Predigt gar nicht zu achten, sondern hocken sich unter den Tribünen und Emporbühnen haufenweise zusammen, allwo sie allerlei Kurzweil und Unfug verüben oder wenigstens unter einander plaudern, als ob sie nicht in der Dschami, sondern in der Barbierstube wären. Andere hummeln, mit dem Rosenkranz oder sonstigem Tand beschäftigt, in der Moschee umher. Nun soll aber ein Jeglicher eingedenk sein: die Moschee ist der Tempel Gottes und die Stätte des Gebetes, allwo man alle Ehrfurcht an den Tag zu legen hat. Und dessen soll Jedermanniglich eingedenk sein, wozu wir hierdurch vermahnen. Sollte aber gleichwohl, namentlich in gegenwärtiger heiliger Zeit (in Ramadan), irgend Jemand sich erfrechen, die Ehrfurcht, so der heiligen Schrift gebühret, irgendwie zu verletzen, so soll man ihn greifen und in das Gefängniß werfen, je nach Befund der Umstände aber ihm außerdem auch noch eine Bastonnade zu Theil werden lassen, daß ihm die Nägel von seinen Behen abspringen.“ —

Man beachte den Unterschied zwischen dem Fetva der Ulemas und dem Erlasse des Padischah und seines Ministers. Die Ulemas sagen es gradeheraus: „Der Zorn des Allmächtigen ist veranlaßt durch die Reformen.“ Der Padischah aber und sein Minister, welche selber die Urheber der Reformen, die Vernichter der Janitscharen und die Aufheber der Klöster der Baktasch-Derwische sind, geben der Sache eine andere, minder gefährliche Wendung. Anstatt der Reformen gedenken sie der Gebete und der Andacht in der Moschee. Sie suchen sich als Rechtgläubige zu legitimiren und den Zorn der Ulemas zu entwaffnen, indem sie draconische Strafandrohungen gegen die Unterlassung jener Gebete und die Verletzung dieser Andacht erlassen und im Uebrigen die Ansichten der Ulemas in Betreff der Verwerflichkeit profaner Vorkehrungen wider die Pest theilen.

Trotz dieser rechtgläubigen Auffassung (die ihren Pendant in den Predigten gewisser westeuropäischer Geistlichen finden, welche die Versicherungsgeschäfte als frevelhafte Eingriffe in die Rathschlüsse der Vorsehung verdammen) sah man sich schon 1838 genöthigt, eine Quarantaine gegen die Pest in der Hauptstadt einzuführen, auch zu befehlen, daß man die Leichen, welche man früher, damit ihnen die Auferstehungsarbeit recht leicht werde, nur nothdürftig einscharrte, in ordnungsmäßiger Tiefe begrabe. Die Pest ließ darauf wirklich nach und die orthodoxe Welt war sehr erstaunt und beinahe entrüstet über diesen Erfolg, welcher das Gutachten der Schriftgelehrten Lügen zu strafen schien.

Die fünf Gebete eines jeglichen Tages sind: 1) der Jesan bei Sonnen-Aufgang, 2) der Gileh um die Mittagszeit, 3) der Fkindschä, wenn der Baum oder der Thurm einen doppelt so langen Schatten wirft, als er hoch ist, 4) der Akšam bei Sonnen-Untergang, 5) der Tazu nach vollkommenem Eintritt der Dunkelheit. Man betete

mit über der Brust gekreuzten Armen, die Hände mit dem Ärmel und die Füße mit einem Tuch bedeckt; dann wirft man sich nieder zur Erde und küßt dieselbe, das Gesicht oder den Kopf nach Mekka (d. i. nach der Kaaba oder Tschaba) gerichtet. Diese Richtung ist in dem Innern und im Hof der Moschee örtlich bezeichnet. Um sie auch sonst nicht zu verfehlen (dies würde das Gebet unwirksam machen), führen Viele einen Taschencompaß mit sich.

Die Waschungen sollen eigentlich auch fünfmal des Tages vorgenommen werden. Man begnügt sich aber in der Regel mit drei. Wo absolut kein Wasser zu haben ist, da darf man auch Sand oder Asche nehmen. In den bewohnten Orten ist aber überall für Wasser gesorgt. Man findet viel schöne Wasserleitungen bei den Türken; und sowohl in den Straßen als auf den Plätzen der Stadt, als auch in den Moscheen selbst und in dem Vorhof derselben, endlich in den Dervisch-Klöstern und in den Vorhallen der Mausoleen (Türbe's) findet man überall öffentliche Brunnen. Meist ist die Wasserschale durch einen marmornen Ueberbau vor der Hitze geschützt, die Marmorarbeit aber ist mit Figuren und Arabesken durchbrochen, so daß Ventilation entsteht. Der Brunnen von Basilea und der von Candilli, mit ihren zierlichen Säulen und Gittern, ihrem weit ausladenden Sims und ihrem Dach, das mit einer Central- und mit vier Seitenkuppeln gekrönt ist, sind mustergiltige Exemplare dieses echt türkischen Baustyls. An diesen zahlreichen Brunnen also findet der gläubige Türke stets Gelegenheit, die vorgeschriebenen Waschungen vorzunehmen. Dieselben müssen sich wenigstens auf folgende Körpertheile erstrecken: die Stirne, den Mund (die Zähne mit inbegriffen), die Oeffnungen der Nase und der Ohren, den Bart, die Hände und die Füße. Dabei muß allemal auf der linken Seite des Körpers angefangen, und jede einzelne Art muß dreimal wiederholt werden. Indessen dauert das Geschäft denn doch

nicht so lange, wie man sich es hiernach vorstellt. Der geübte Ritualist fährt in aller Geschwindigkeit, etwa wie die Christen „das Kreuz schlagen,“ dreimal mit den hohlen Händen in das Wasser und dann rasch über Gesicht und Füße; und auch damit ist schon den Pflichten entsprochen. Hat er Eile, so zieht er nicht einmal die Schuhe aus, sondern spritzt auswendig auf jeden derselben ein wenig Wasser. Kurz der Akt verliert immer mehr an Substanz und verflüchtigt sich zur bloßen Symbolik. Endlich besprengt man sich nur noch, wie mit dem Weihwasser in katholischen Kirchen, das gleich vielen christlichen Gebräuchen lebhaft an den orientalischen Ursprung unseres Glaubens erinnert. Außerdem aber liebt der Türke auch sonst Bäder und vollständige Waschungen; und wenn er auch seine Kleidung vernachlässigt, seinen Körper hält er reinlich in Ordnung. Man kann in der That nicht läugnen, daß nächst dem Juden der Türke die reinlichste Rasse im Orient ist; und wenn er die Gjaurs (sprich Dschaur) als „Schweine“ oder schmutzige Hunde bezeichnet, so hat er, was einzelne Klassen der Rajahs anlangt, nicht ganz Unrecht.

Wenn der Muezzin, nach Proklamation seines Aufrufs zur Frömmigkeit und zum Gebet, von der Höhe des Minarehs wieder herunterkommt, so ist er, wenigstens während der heißen Jahreszeit, ganz erschöpft von dem Rufen und Steigen; er stößt Seufzer aus und schwitzt wie ein Braten.

— „Sehen Sie nur einmal, diese Faulenzer!“ sagte mein Reisegefährte, „was sie pusten und schnaufen, als wenn das wer weiß was für ein Stück Arbeit wäre, auf so ein Thürmchen zu steigen; und weiter haben doch die Leute auf der Herr-Gotts-Welt nichts zu thun. Ich stelle mir das außerordentlich leicht vor.“

Es war in Adrianopel, in dem prachtvollen „heiligen Hof“ (Harém) der großen Selim-Moschee. („Harém“ heißt von Haus jeder eingefriedigte Raum, der unter einem be-

sonderen Friedensschutz steht, gewöhnlich versteht man darunter den Vorhof der Moschee oder die Frauen-Abtheilung des Hauses.) Diese Dschami hat vier hohe Minarehs von eigenthümlicher Beschaffenheit. Während nämlich die übrigen nur eine Gallerie haben, hat hier jeder Thurm deren drei; und für jede Gallerie hat er eine besondere Treppe. Diese Treppen laufen in dem dünnbauchigen Minareh spiralförmig neben einander aufwärts; und man muß, namertlich beim Heruntersteigen, sich fast zusammenrollen wie ein Igel, um sie passiren zu können, ohne sich den Schädel einzurennen. Die Treppe zur obersten Gallerie zählt 377 hohe Stufen. Die schlanken cannelirten Minarehs dieser Selim-Dschami sind die schönsten, die ich gesehen habe. Sie haben sehr harmonische Proportionen und scheinen schier wie ein Pfeil gen Himmel zu fliegen. Ich sagte also zu meinem Freunde in Erwiderung seines Tadelß der angebllichen Faulheit der Muezzin:

— Probiren wir einmal selbst, ob es leicht ist!

Wir stiegen also hinauf, und zwar nur bis zu der untersten Gallerie. Es war etwas anstrengend. Als wir oben aus der Thüre traten und auf der Gallerie gleichsam in freier Luft zwischen Himmel und Erde schwebten, wurde mein Freund schwindelig. Er mußte sich schnell wieder in das Innere des Thurms zurückziehen, während ich die Aussicht genoß. Auf dem Rückweg trug er drei Beulen an seinem Kopfe davon, weil er sich nicht hinreichend bückte.

Wieder auf gleicher Erde angelangt, sagte ich:

— Nun wollen wir auf der andern Treppe zur obersten Gallerie steigen!

— „Um Gotteswillen nicht!“ rief er, „ich habe mit der untersten schon mehr als genug. Ich danke.“

— Also nicht qualificirt zum Muezzin, bemerkte ich, dessen Dienst denn doch nicht so leicht ist.

— „Das gebe ich jetzt zu. Aber ich wünschte, daß

alle fanatischen Priester zu Hause, welche die Menschen gegen einander aufheizen, auch jeden Tag fünfmal so ein Minareh hinauf- und herunterklettern und da oben einmal nach allen vier Winden schreien müßten, dann verginge ihnen vielleicht der Kizel.“

Bei dieser Gelegenheit erzählte man uns eine schnur- rige Geschichte. Der Mufti von Adrianopel hatte aus dem Moscheefonds (Bakuf) einem der zwölf Muezzins der Sem- lin-Dschami eine Zulage verliehen. Da kamen die andern Muezzins mit der Bitte, daran zu participiren. Der Mufti weigerte dies, unter Hervorhebung des Alters und der Ver- dienste des Beliehenen. Da riefen die andern elf Muezzins einstimmig:

„O weiser und frommer Mufti, der ist ja seit zwan- zig Jahren nicht mehr auf dem Minareh gewesen.“

Man leitete eine Untersuchung ein, und diese ergab die Richtigkeit der Beschuldigung. Der alte Muezzin hatte seit Jahren einen Tagelöhner mit seiner Stellvertretung beauf- tragt, und dieser war zuletzt auch nicht mehr gegangen.

Da sprach der fromme Mufti: „Wahrlich heute gibt es keine Frommen (Baba) mehr, und wir sind alle miteinander mehr oder weniger ungläubige Hunde (Gjaur). Allah Kerim. (Gott sei uns barm- herzig.)“ So geschahen in Adrianopel im August 1875.

---

## V.

Wenn ich bemerkte, daß heutzutage viele Türken die Waschungen so oberflächlich vollziehen, daß sie nur noch jener Besprengung mit Weihwasser gleichen, welche an den Pforten der katholischen Kirchen stattzufinden pflegt, so hatte

ich dabei zunächst den Fall im Auge, welchen der Fremdling am häufigsten zu beobachten Gelegenheit hat, nämlich daß der Osmanli, auf der Straße oder sonstwie bei seinen Geschäften von der Gebetsstunde überrascht, zum ersten besten öffentlichen Brunnen eilt, um dort seinen religiösen Pflichten zu genügen.

In seinem eigenen Hause, wo er in der Regel auch einen Brunnen hat, nimmt der Türke es mit den Waschungen weit genauer. Hier spricht er zu den Waschungen auch die üblichen Gebete, und zwar in arabischer Sprache, welche bei den Muhamedanern eine ganz ähnliche Stelle einnimmt, wie das Latein bei den abendländischen Katholiken.

Beim Waschen des Gesichtes spricht er:

— „O Gott, mache mit deinem Glanze mein Gesicht weiß an jenem Tage, an welchem die Gesichter der Guten glänzen werden, und mache es nicht schwarz an jenem Tage, an welchem die Gesichter der Bösen schwarz sein werden.“

Wenn er seine rechte Hand und den Arm wäscht, lautet der Spruch:

— „O Gott, gib mir an dem Tage der Rechenschaft mein Buch, darin meine guten Thaten verzeichnet werden, in meine rechte Hand und rechne mit mir nach deiner Güte und Nachsicht.“

Beim Waschen des Kopfes:

— „O Gott, bedecke mein Haupt mit deiner ewigen Barmherzigkeit!“

Beim Waschen des Halses:

— „O Gott, mache meinen Hals frei vom Strang und vom Feuer, von Fesseln und von Ketten.“

Beim Waschen der Füße:

— „O Gott, stärke meinen Fuß, wenn er über die Brücke Sirath hinübergeht an jenem Tage, da bei diesem fürchterlichen Uebergange die Füße der Menschen werden zittern und straucheln.“

Man wird bei diesen feierlichen Gebeten unwillkürlich erinnert an die lateinischen Sprüche, welche in Westeuropa bei den katholischen Priestern üblich sind für die Ceremonien des Aschenkreuzes in der Charwoche, der Einsegnung des Halses, der Palmen u. s. w.

Diese Aehnlichkeit wird dadurch erhöht, daß auch in der Türkei die Gläubigen oft das Arabische gar nicht verstehen, sondern die frommen Sprüche nur mechanisch hersagen, ähnlich wie die Popen die griechischen Formen gebrauchen und unsere Meßbuben die lateinischen.

Wie in Westeuropa strebsame Beamte entweder aus eigenem Triebe oder mit Rücksicht auf die in höheren Regionen herrschende Stimmung sich durch kirchlichen Eifer hervorthun und namentlich den öffentlichen Gottesdienst niemals versäumen, so werden auch auf den türkischen Bureaus die Gebetszeiten gewahrt. Sobald der Ruf von den Minarehs erschallt, legt der türkische Beamte seine Rohrfeder bei Seite, ja sogar seinen Tschibuk, und stimmt mit ein in die allgemeine Andacht der Gläubigen. Und wie jedes gottselige Werk sich auch zu profanen Dingen brauchbar und ersprießlich zu erweisen pflegt, so liefert das Gebet zuweilen auch einen recht nützlichen Vorwand, um sich den Zubringlichkeiten „ungläubiger Hunde“ zu entziehen. Wenn ein ungeduldiger Gläubiger zu seinem Debitor kommt, wenn ein Consul dem Kaimakan (Landrath) oder dem Wali (Gouverneur) Vorstellungen macht, oder wenn ein Botschafter der „befreundeten Mächte“ den Großvezier mit verfänglichen Fragen behelligt, so fügt es zuweilen der Zufall, daß die Stunde des Gebets oder der Waschungen schlägt, und daß dann der rechtgläubige Sohn Osman's, mag er nun ein Debitor ohne Geld sein, oder ein Kaimakan, dem gerade keine gute Ausrede einfällt, oder ein Großvezier, der für diesen Fall nicht vorgeesehen ist, die Verhandlung plötzlich abzubrechen genöthigt ist, um seinen religiösen Pflichten zu

genügen; denn Gottesdienst geht über Herrendienst, und der Gjaur mag sehen, wo er hinkommt.

Gegen den gegenwärtigen Sultan Abd-ul-Aziz herrscht eine gewisse Abneigung unter der Geistlichkeit, oder sagen wir lieber unter den türkischen Gelehrten, unter den studirten Leuten, den Scheiks, den Chatibs, den Imams, ja sogar auch den Mudderri und den Softa, d. h. den Professoren und den Studenten in den Medresses (den juristisch-theologischen Fakultäten) in Constantinopel und Adrianopel. Ein Sultan darf sehr Vieles, aber er darf nicht lässig sein im Glauben. Abd-ul-Aziz aber ist so dick und faul, so mißlaunig und blasirt, daß es manchmal schwer hält, ihn dazu zu bewegen, den Freitags-Ritt in die Moschee zu machen, obgleich die Unterlassung dieses Aktes als das schwerste Verbrechen gelten würde, dessen sich der Padischah überhaupt schuldig machen kann. Abd-ul-Aziz, so sagen die Ulema, — ich bin schon türkisch genug, um die vor-sichtige Clausel hinzuzufügen: „übrigens weiß es Gott besser,“ — vernachlässigt über seinen Frauen, seinen Hunden und seinen Hähnen (letztere läßt er mit einander kämpfen, wie es im vorigen Jahrhundert in England Sitte war und wie wir es auf Hogarth'schen Bildern dargestellt sehen), die Gebete und die Waschungen und sogar die Ulema. Was man ihm aber am meisten zum Vorwurfe macht: Er läßt den Glanz des Halbmondes erleichen, ist nicht in den heiligen Krieg wider die aufständische Rajah gezogen und bevorzugt den russischen Botschafter. Dies muß ich näher expliciren.

Ich habe nicht die Ehre, Herrn Ignatieff zu kennen, aber wenn das, was die Türken ihm nachsagen, nur zur Hälfte wahr ist, dann spielt er ein gewagtes Spiel. Sie behaupten, derselbe habe den Sultan dadurch, daß er ihm für seine Absicht, die gesetzliche Thronfolge zu ändern, den Beistand Rußlands versprochen, ganz für sich gewonnen; auf der einen Seite ermuthige er die Rajah, d. h. die wider-

borstigen slavischen Unterthanen des Sultans, auf der andern aber verdächtige -er bei dem Padischah dessen treueste türkische Diener. Diese Verdächtigungen fänden bei dem mißtrauischen und übelwilligen, überfüllten und menschenfeindlichen Herrn ein nur zu offenes Ohr und seien wohl die Ursachen des außerordentlich häufigen Wechsels in den höchsten Posten des Großveziers, des Seraskiers, der Minister, der Balis (Gouverneure) und der Muschirs (Generale), und der Vorliebe, welche der Padischah für Ausländer, Franken und Russen, zeige. Der Sultan sei ein solcher Hypochonder, daß er bereits beginne, sich mit fixen Ideen zu tragen; er fürchte sich vor Verschwörern, Meuchelmördern und vor allem vor Feuersbrünsten und Brandstiftungen; er wohne deshalb in dem Palast Dolma-Bagtscheh am Bosporus, den er auf der Landseite durch Entfernung aller früher dort vorhandenen Gebäude freigelegt habe, damit nicht etwa ein dort entstandenes Feuer auf den Palast übergreifen könne; das Einzige, wofür er sich lebhaft interessire, sei die Organisation der Feuerwehr, wofür er ebenfalls einen Ausländer (den Grafen Szegheni aus Ungarn) berufen habe; außerdem aber habe er sich in Dolma-Bagtscheh ein eisernes Zimmer, ein eisernes Bett, kurz ein separates eisernes Dasein machen lassen, welches er für so feuerfest halte, daß es sammt seiner eigenen werthen Person, übrig bleiben werde, „stünd' auch das Weltall in Feuer und Flammen.“

Alle diese krankhaften Neigungen und Phantastereien des Sultan — so sagen die türkischen Gelehrten, „aber Allah weiß es besser“ — würden genährt durch Ignatieff; ja dieser habe ihm sogar schon den Beistand der russischen Flotte und der russischen Kanonen gegen sein eigenes getreues türkisches rechtgläubiges Volk in Stambul angeboten; Rußland habe im Krimkriege erfahren, daß es zu schwach sei, die Türkei zu erobern, es sei an der Donau überall von den Türken besiegt worden, und die Engländer würden ihres Handels

und ihrer Besitzungen in Asien wegen eine Eroberung durch die Russen auch heute nicht dulden; deshalb ziehe jetzt Rußland die krummen Wege vor, es verführe die Montenegriner und Serben mit Geld und mit Waffen und heße die slavische Rajah auf, zugleich lähme es die türkische Streitkraft durch Ignatieff's Herrschaft über den hypochondrischen Padiſchah und suche den letzteren nach und nach unter das russische Vasallenjoch zu beugen. Leider komme der Padiſchah diesen Bestrebungen entgegen; die Ehre des osmanischen Reiches, die Glorie des muhamedanischen Glaubens und der Glanz des Halbmonds seien ihm gleichgültig geworden. Statt die Fahne des Propheten aus dem Eskiserai (dem alten Serail) und das Schwert des Osman aus der Dschami Ejub zu holen, jene Fahne zu entfalten und sich mit diesem Schwert zu umgürten und in den heiligen Krieg (Dschihad) zu ziehen, habe er, neben seiner Vorliebe für seine kämpfenden Hähne, welchen er sogar Orden verleihe, nur eine Leidenschaft, — nämlich die nach Geld. Er sei ein Geizhals und ein Verschwender zugleich. Anstatt sich an die Grenzen zu halten, welche er in früheren besseren Jahren selbst den Ausgaben für Hofhalt, Chatoullen und „petit menu de plaisir“ gezogen, sei er ein unerfättlicher Schlund geworden; er halte sich seine Spione, welche ihm berichteten, in welchen öffentlichen Kassen sich grade Gelder befinden, die ziehe er an sich, ja er habe sich sogar schon öfters in Bewegung gesetzt, um allerhöchsteigehändig einige Beutel Piaſter sich aus der Staatskasse anzueignen und dieselben dem öffentlichen Dienst zu entfremden. Alles dieses Geld pflege er entweder mit nichtsnutzigen Personen beiderlei Geschlechts auf die unsinnigste Weise zu vergeuden oder heimlich zu thesauriren; während seine tapferen Soldaten hungerten und frören, wühle der Padiſchah im Golde. So fehle es denn überall an dem Nothwendigsten, die Flotte gerathe in Verfall, das Landheer

habe weder Sold noch Kleidung, Nahrung und Munition, und sogar die Zinsen der Staatsschuld könne man nicht mehr bezahlen; den partiellen Staatsbankerott habe auch Ignatieff angerathen, welcher damit die Westmächte strafen, erbittern und abschrecken (d. h. von ihren türkischen Sympathien kuriren) und zugleich immer mehr die öffentlichen Angelegenheiten in Verfall bringen und den Padiſchah nöthigen wolle, sich schließlich Rußland in die Arme zu werfen.

Ich wiederhole, diese Urtheile stammen von einem Gewährsmann, welcher im Stande ist, die ungeschminkte und rückhaltlose Herzensmeinung der muhamedanischen Geistlichkeit zu vernehmen, welche letztere eine mächtige Stellung hat und ganz allein Funktionen übt, welche etwa mit einer constitutionellen Beschränkung oder Controle der absoluten Regierung des Padiſchah eine entfernte Ähnlichkeit haben. Dies ist der Grund, warum ich sie hier aufzeichne und in Verbindung mit meiner wahrhaften Geschichte vom „Wiener Bäcker“ bringe. Ich kann natürlich die Wahrheit aller gegen den Padiſchah vorgebrachten Beschuldigungen nicht verificiren. Es kommt mir nur darauf an, die Stimmung zu charakterisiren und zu constatiren, daß die Kritik der Geistlichkeit in der Türkei mindestens ebenso scharf ist, wie die der Kammern im westlichen Europa.

Ich sagte im Scherze zu meinem Gewährsmann:

— Da stehn ja wohl die Dinge recht kritisch für den armen Padiſchah? Am Ende ist der türkische Papst, der Scheik-ul-Islam, im Stande und thut ihn in den Bann, oder, wie man es hier ausdrückt, er erläßt ein Fetva Olmá dahin, daß Abd-ul-Aziz unstatthaft oder mißständig sei und entfernt werden müßte.

— „Das nun doch wohl grade nicht,“ sagte mein Gewährsmann, „denn der jetzige Scheik-ul-Islam ist dem Padiſchah treu ergeben und soll auch mit dem russischen Bot-

schafter auf gutem Fuße verkehren. Der Weg zum Sultan würde nur über die Leiche des Scheik-ul-Islam führen. Auch ist es ein sehr weiter Weg vom Klatsch der Hörsäle der Medresses, der Derwisch-Klöster, der Barbier- und der Kaffeestuben bis zur hohen Pforte oder zur Dolma-Bagtschek. Dazu kommt, daß der Scheik-ul-Islam lebenslänglich ist und nur durch Urtheil und Recht abgesetzt und verbannt werden kann.“

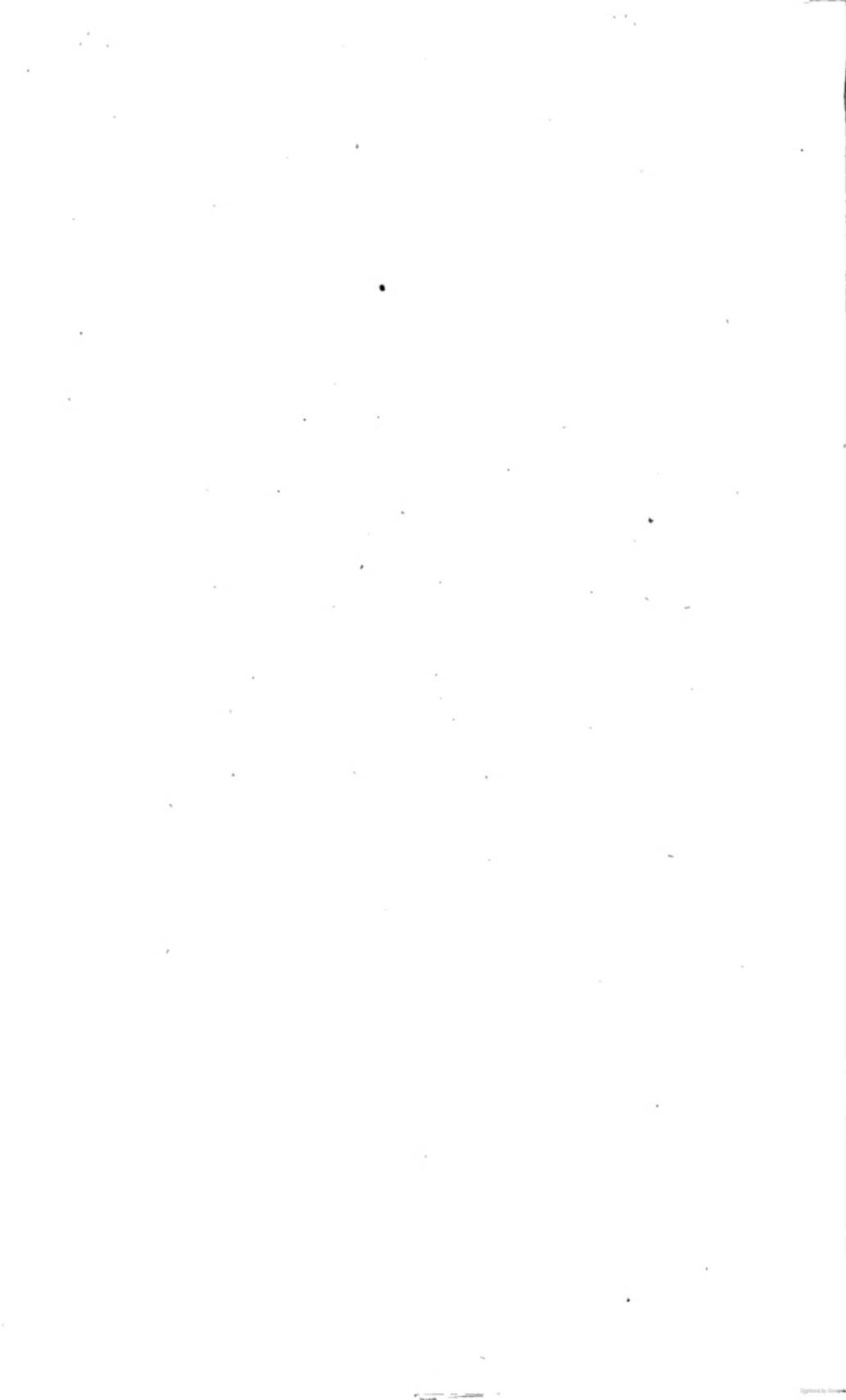
— Darauf würde ich mich, an des Mannes Stelle, nicht allzusehr verlassen.

---

# Auf türkischen Friedhöfen.



Geschrieben im September 1875 in Saloniki.



## I.

Das „Grab einer Welt.“ Rom und Constantinopel. Der Padi-  
schah der Welt. Türkische Weltanschauung. Scutari. Der Berg  
Bismarck. Der türkische Père Lachaise.

August Wilhelm Schlegel bezeichnet den Gegen-  
satz zwischen dem heutigen Rom und Neapel mit den  
Worten:

„Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,  
Lerne den Tod nun auch über dem Grabe der Welt.“

Ich habe in Rom den Alterthümern und Kunstschätzen  
die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet, aber im Uebrigen  
nicht finden können, daß diese Stadt „nichts als ein  
Grab“ ist. Gewiß, es liegt Viel dort begraben; aber es  
ist auch sehr Viel noch lebendig; es sind namentlich viele  
Leute dort, welche diese Stadt immer noch für den Mittel-  
punkt des Erdkreises halten und von hier aus alle fünf  
Welttheile zu regieren vermeinen; und es liegen Anzeichen  
genug dafür vor, daß diese Meinung einigen Grund hat.

Ähnlich ist es mit Constantinopel. Es gibt keine  
Stadt in der Welt, welche so oft niedergebrannt, zerstört  
und verwüstet worden ist, wie diese. Man denke nur an  
die Kämpfe der „Blauen“ und „Grünen“ unter dem Kaiser  
Justinianus, an den sich daran anknüpfenden Mica-Auf-  
stand und seine Brände; ferner an die Eroberung Con-

stantinopels durch die fränkischen Kreuzfahrer im Jahre 1204, an die Erstürmung und Vernichtung des byzantinischen Regiments durch die Türken; endlich an die zahllosen Brände, welche selbst heute noch in dieser Stadt zum täglichen Brode gehören.

Trotzdem ist Constantinopel kein Grab, sondern die bunteste und lebhafteste Stadt in Europa, geräuschvoller als Neapel und amüsanter als Paris, mannigfaltiger als London. Und die Türken sind weit entfernt, an ein Ende ihres Regiments zu glauben. Mir erzählte ein alter Türke, welcher Italienisch sprach und also nicht ohne Kultur war, den Krim-Krieg in folgender Version: „Der Häuptling eines im Schnee und Eise des Nordens wohnenden Volkes, das an irgend einem Punkte des schwarzen Meeres eine Besizung habe, statt dankbar dafür zu sein, daß man ihn aus dieser Besizung nicht vertreibe, habe rebelliren wollen wider „den Padischah der Welt in seiner großen und wohlbewahrten Haupt- und Weltstadt Constantinopel“ (so lautet nämlich der offizielle Ausdruck in dem türkischen *stylus curiae*); da habe aber der Sultan seine Hülfsvölker aus dem Frankenlande, namentlich die Engländer und die Franzosen, heran kommandirt, und in Gemeinschaft mit diesen seinen Vasallen habe er den nordischen Häuptling niedergeworfen, ihm seine Schiffe abgenommen und ihm verboten, neue zu bauen und überhaupt auf den Gewässern des Sultans, dem schwarzen Meere, dem Bosporus, dem Marmarameer, dem Hellespont u. s. w., zu fahren. Früher habe der Sultan sich lediglich auf die Tapferkeit seiner Türken verlassen und habe daher künstliche Waffen und Einrichtungen zu Wasser und zu Lande, wie sie die Franken (Europäer) hätten, verschmäht in der Ueberzeugung, daß der Prophet dennoch der Tapferkeit der Gläubigen, die unter dem Halbmond fechten, allerwege den Sieg verleihen werde; allein der Padischah hätte doch zuletzt ein-

gesehen, daß gezogene Geschütze, von hinten zu ladende Gewehre und gepanzerte Kriegsschiffe Vortheile gewähren, welche auch den Gläubigen zu gebrauchen gestattet ist, und deßhalb habe er Geld gehoben von seinen genannten Tributvölkern im Westen (Engländer, Franzosen und Italiener) und ihnen Scheine dafür gegeben, worin stehe, er werde sie bezahlen, wenn es ihm beliebe; mit dem Gelde aber habe er Schiffe gebaut und die Waffen zu Wasser und zu Lande verbessert, und wenn nun die Hülfsvölker wegen des Geldes, welches sie dazu hergegeben haben, Streit anfangen wollten, so würden die Türken ihnen antworten mit den Waffen, die sie mit ihrem Gelde gekauft hätten; „denn der Padiſchah, so will es Allah, ist Herr der Welt und aller Völker. Masch-Allah! (Gott ist groß.)“

So spiegelte sich die Welt in dem Kopfe dieses Türken, und viele Muhamedaner selbst in den fernsten Gegenden Asiens theilen seine Meinung. Dem Padiſchah nahen sich Loyalitäts-Deputationen aus Innerasien, geschickt von Völkern, welche uns nicht einmal dem Namen nach bekannt sind; und kürzlich haben sogar die Afschinesen von Sumatra eine Gesandtschaft an ihn geschickt, um die holländischen Gjaurs bei ihm zu verklagen. Vermuthlich gingen die Afschinesen von der Voraussetzung aus, der „Padiſchah der Welt“ müßte auch über die Holländer Gewalt haben.

Man kann in allen europäischen Büchern lesen, die vornehmen Türken träfen „in dem vollen Bewußtsein, daß es mit ihrer Herrschaft in Europa bald zu Ende gehen werde,“ bei Lebzeiten Vorsorge, daß sie nicht in Constantinopel, überhaupt nicht auf der rumelischen Seite, sondern drüben auf dem andern Ufer des Bosporus, auf der asiatischen oder anatolischen Seite, begraben würden, namentlich aber auf dem großen Kirchhofe von Scutari (türkisch: Ueſchüdar, d. i. die Kurier-Station). Dieser Kirchhof liegt an dem Fuße jenes Berges von prachtvoller Aus-

sicht, welchen man bisher den Bulgurlu nannte, der aber jetzt bei allen Türken „Bismarck-Dagh“ oder Bismarck-Berg heißt. Denn auf seinem Gipfel stehen drei isolirte Bäume, und von dem rechten Ufer des Bosporus aus gesehen, z. B. von dem Thurme des Seraskeriats in Stambul aus, kann man mit Aufwand von etwas Phantasie allerdings die Höhe des Berges mit einem kahlen Menschen-Scheitel vergleichen, worauf drei einzelne Haare stehen. Freilich war es ein Dragoman, welcher mir zuerst den Namen Bismarck-Dagh anvertraute; und da diese Führer der Fremdlinge, wie nicht zu läugnen, zuweilen lügen, indem sie einem Jeden, je nach seiner Nation, das sagen, wovon sie glauben, er höre es gern und es schmeichle seinem Nationalstolz: so war ich mißtrauisch und suchte mich auch anderweit zu vergewissern, namentlich durch Befragen der Kaïbschi (d. i. der Kahnführer), welche meist unbefangene und unbedorbene Seelen sind und dabei auch ein wenig Italienisch verstehen, so daß man als Franke mit ihnen plaudern kann; und dies Plaudern vollzieht sich um so leichter, als in dem türkischen Kaïf (darin dem Londoner Handsome-Cab ähnlich) überhaupt nur zwei Personen sitzen, nämlich der Passagier und der Fährmann. Allein auch alle Kaïbschi bezeichneten mir den Bulgurlu als den Monte Bismarck, auf Türkisch „Bismarck-Dagh;“ und wenn ich ihnen sagte, der große Bismarck habe in Wirklichkeit gar so keine drei Haare auf dem Kopf, dieses sei nur die Erfindung eines fränkischen Witzblattes, dann sahen sie mich erstaunt und ungläubig an, schüttelten die Köpfe und fragten mich sehr ernsthaft: „Warum lügen denn die Blätter der Franken?“ und da ich eine Antwort hierauf zu geben nicht wußte, so unterließ ich es von da ab, das Porträt des Kanzlers in Betreff des Haartwuchses zu rectificiren, indem ich dachte, wenn dasselbe unrichtig auf die türkische Nachwelt komme, dann sei es meine Schuld nicht, und gegen Mythen, Sagenbildungen

und Traditionen sei nun einmal nicht aufzukommen, — am wenigsten im Orient, an der Wiege der Religionen, des jüdischen, des christlichen und des muhamedanischen Glaubens. Der Kaidschi fing aber nun seinerseits an, mich über den deutschen Reichskanzler zu examiniren. Er brannte vor Neugierde. Aber die Verständigung war schwer. Sein Italienisch war eben so mangelhaft, wie mein Türkisch; auch deckten die beiderseitigen Begriffe einander nicht. Wenn ich ihm sagte, Bismarck sei Großvezier des deutschen Reichs, und das deutsche Reich sei im Lande der Franken ungefähr dasselbe, wie das ottomanische Reich im Osten, so ließ er letzteres zur Noth gelten (denn er hatte großen Respekt vor den „Nemes Franchi,“ den Deutschen, welche die „altri Franchi,“ die anderen Franken, d. i. die Franzosen, überwunden), aber von Bismarck behauptete er, derselbe könne doch nicht Kanzler sein, denn er habe doch alle die vielen Schlachten gewonnen, er sei also offenbar doch wenigstens Agha oder Muschir, d. h. Marschall, und er werde ja auch immer in Marschalls-Uniform abgebildet, u. s. w.

Doch lassen wir den Bulgurlu-Bismarck-Berg und den wißbegierigen Kaidschi und kehren wir zurück zu dem großen Kirchhof von Scutari. Es ist richtig, daß die vornehmen Türken und alle Uebrigen, deren Mittel es ihnen erlauben, sich statt in Constantinopel und Umgegend, lieber in Scutari, auf dem asiatischen Ufer des Bosporus, begraben lassen. Sie thun dies aber nur deßhalb, weil der Kirchhof von Scutari allgemein als der „heiligste“ und, wie wir sagen würden, als der vornehmste betrachtet wird. Er ist für Constantinopel das, was der Père Lachaise für Paris ist. Aber von einem Bewußtsein, daß es mit der türkischen Herrschaft in Europa bald zu Ende gehe, habe ich in keinem türkischen Herzen auch nur einen Schatten entdecken können. Geschweige denn, daß dies ein Motiv wäre, sich auf dem andern Ufer des Bosporus begraben zu lassen. Denn so

dumm sind die Türken doch auch nicht, daß sie glauben, sie könnten das rumelische Ufer verlieren und doch das anatolische auf die Dauer behalten. Sie wissen ja aus eigener Erfahrung, daß, als sie das asiatische Ufer erobert hatten, es mit der byzantinischen Herrlichkeit auf dem europäischen auch allmählig zu Ende ging, so daß das „oströmische Kaiserreich“ zuletzt nur noch aus einer einzigen Stadt bestand, um schließlich auch die Beute der Türken zu werden.

---

## II.

Der türkische Kirchhof von Skutari und ein christlicher Prophet. Halbmond und Kreuz. Serben, Montenegriener, Bosniaken und Griechen. Cypressen, Hunde und Tauben. Lachtauben. Die Friedhöfe als Vergnügungsorte. Une question de nationalité.

Wie schrecklich selbst ein recht kluger und unterrichteter Mann irren kann, wenn er, statt die konkreten Verhältnisse ruhig gegen einander abzuwägen und sich daraus eine Wahrscheinlichkeitsberechnung zu ziehen, seinen vorgefaßten Meinungen und Idiosynkrasien die Zügel schießen läßt, um sich in Prophezeiungen zu ergehen, beweist uns Prof. Dr. Karl Koch, damals in Jena, jetzt in Berlin, welcher im Jahre 1843 der Türkei ihren unmittelbar bevorstehenden Untergang mit folgenden Daten verkündete:

„Ich sehe die Zeit nicht mehr fern, wo Mahomed's grausame Bekenner zurück in ihre Wüsten, von denen sie ausgegangen, geschleudert werden, um mit Tigern und Hyänen ihr elendes Dasein zu erkämpfen. Der erbleichte Halbmond wird bald von den früheren Kirchen herabgerissen sein, und das milde Kreuz des Christenthums ersteht hoffentlich mit erneutem Glanze. Der erhabene Gottestempel der

heiligen Sophia wird dann noch in seinem Falle erhalten, und christliche Priester ersteigen von Neuem die lang verwaiste Kanzel, um die Segnungen einer sanftern Religion und einer aus ihr entstandenen Kultur auch den dortigen Völkern theilhaftig werden zu lassen. Schon gährt es heftig unter den christlichen Bewohnern der Türkei, und mehr als 10,000 Griechen stehen in Constantinopel bereit, um für den Glauben den Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Mengstlich sieht die türkische Regierung am Abend dem kommenden Morgen entgegen, und der starre Moslim selbst erwartet mit Ingrimme den Tag, welcher ihn auf immer aus Europa verweist. In Scutari, dem asiatischen Theil Constantinopels, in der geweihten Erde seines gerechten Erbtheils, als welches er Asien betrachtet, will er jetzt nur seine sterbliche Hülle begraben lassen, als wenn mit dem Falle Constantinopels das Land jenseits der Meerenge seinem Stamme verbleiben müßte. Große Summen verschwendet die Regierung, um unter den Griechen selbst sich Spione zu erkaufen und Unfrieden unter die Häupter der Unzufriedenen zu säen, und christliche Mächte unterstützen sie in dem Beginnen zur eigenen Erhaltung. Schlau verbergen aber die Verschworenen den Tag der Rache, der wahrscheinlich selbst erst von der Zeit, die allem Guten sich günstig zeigt, bestimmt werden kann, und plötzlich wird die Kunde nach dem fernen Westen kommen: „Osman's Reich ist gefallen, und zum zweiten Male glänzt das Kreuz auf der Sophienkirche!“ Und ist der Streich gelungen, bevor die Mächte handeln können, so wird das neuerstandene Griechenreich sich auch erhalten, wenn auch noch Jahre vergehen, ehe die Unterhandlungen der Mächte selbst zu Ende kommen. In der Zeit erstarrt das neue christliche Reich und vermag endlich selbst sein Dasein zu behaupten.“

Der Zufall wollte es, daß ich diese Zeilen las, als mich das pfeilschnell den Bosphorus durchschneidende Raif

hinübertrug von Constantinopel nach Scutari, wo der große türkische Friedhof die größte Sehenswürdigkeit ist.

Der Halbmond, welchen Koch schon vor 32 Jahren erblickt und herabgerissen sah, glitzert noch lustig im Sonnenschein von den zahllosen Minarehs herunter, welche man von der Mitte des Bosporus auf beiden Seiten dieser Meerenge erblickt, und ebenso auf beiden Seiten jenes prachtvollen Hafens zwischen Stambul und Galata-Pera, welchen man das „goldene Horn“ nennt. In der Sophienkirche predigt noch immer der Imam, und von ihren Thürmen herunter fordert fünfmal des Tages der Muezzim die Gläubigen zum Gebete und zu den Waschungen auf. Die Anhänger der „sanften Religion“ verüben in der Herzegovina und in Bosnien türkische Gräueltaten und flüchten sich dann mit ihrer Beute über die serbische, kroatische oder montenegrinische Grenze, um sie dort in Sicherheit versilbern oder verzehren zu können; und die „Christlichen Mächte,“ anstatt die Serben, Bosniaken und Montenegriner in ihrem Beginnen zu unterstützen, vermahnern dieselben zur Ruhe, widrigenfalls man sie den Türken zum Fraß überlassen werde. Und endlich die biederen Griechen in Constantinopel, auf welche Dr. Koch seine Hoffnungen setzt, wünschen nichts sehnlicher als die Erhaltung der Türkenherrschaft, weil diese den griechischen Patriarchen und den Phararioten erlaubt, ihre christlichen Landsleute und Glaubensgenossen im europäischen und im asiatischen Türkenreiche auszubeuten, während das „heilige“ Rußland, wenn es jemals an die Stelle der Türken tritt, dies angenehme Geschäft selbst übernehmen wird, und Griechenland, Serbien, Bulgarien und Montenegro sich schon längst von dem Patriarchat in Constantinopel losgesagt und sich, wie sie es nennen, „eigenköpfig“ (autocephal, *αὐτοκέφαλος*) gemacht haben, wodurch den pharariotischen Griechen

in Constantinopel viel Geld entgeht. Endlich betrachtete der Türke keineswegs bloß Scutari als sein „gerechtes Erbtheil,“ sondern auch Constantinopel; denn das eine wie das andere hat er ja erobert mit dem „Schwert des Propheten;“ und er läßt sich in Scutari begraben, nicht weil er den Fall von Constantinopel erwartet, sondern weil der Friedhof in „Üsküdar“ schöner, größer, besser gepflegt, vornehmer und „heiliger“ ist, als die in Constantinopel.

Und darin hat der Türke ganz recht.

Wer diesen Friedhof sehen will (und es lohnt wahrlich der Mühe), der gehe, nachdem er die Bujuk-Dschami (d. i. die schöne oder die große Moschee) mit ihren weißen Mauern, ihrem Harem (heiligen Hofe) und dem schönen Brunnen, die Moschee der Sultantin Valideh und das Mausoleum der Sultantin Gülnüsk gesehen, die große Straße entlang an dem Konak (Herrschaftshaus der Bajchas) und dem Tekieh (Kloster) der „heulenden Dervische“ vorüber, und er steht am Eingang des schönsten, größten, und wenn man so sagen darf, „bevölkersten“ türkischen Kirchhofes.

Es ist ein Cypressenhain, der sich über ein bergiges Terrain erstreckt und etwa eine Stunde lang und eine halbe breit ist. Die Aussicht auf den Bosphorus ist wahrhaft entzückend. Vor allem aber muß ich sagen, wodurch sich der türkische Kirchhof von den unsern unterscheidet. Der Türke verlangt für seinen Kirchhof Ruhe, Schatten und Luft. Die sorgfältige Pflege der Gräber, das Bepflanzen derselben mit Ziergewächsen, das Bekränzen der Grabsteine mit Blumen, kurz jenes ganze dekorative Element, welches auf unseren Kirchhöfen eine große Rolle spielt, kennt er nicht, oder vielmehr er verschmäh't es. Das Einzige, was er dort pflanzt, sind Cypressen; und in Scutari, wo man solche Bäume von seltenem Alter und noch seltenerer Mächtigkeit findet, kann man sich überzeugen, welche prächtigen

Effekte diese Cypressen hervorbringen, die wir Europäer für monotone langweilige Bäume, für bloße Ausrufungszeichen der Trauer, für eine Art schwarzer Palliaden-Reiter zu halten geneigt sind. Hier habe ich deren von fünf bis sechs Fuß Durchmesser in Mannshöhe über der Erde gefunden; sie stehen so dicht, daß sie, sich aneinander reihend, jenen intensiven Schatten gewähren, den der Türke bei Lebzeiten so sehr liebt, daß er ihn selbst für den ewigen Schlaf nicht entbehren will — für jenen Schlaf, den er nur als eine Fortsetzung jener irdischen Siesta betrachtet, welche er „Käff“ nennt; die mächtigen dunkeln Pyramiden, welche je nach dem Stand der Bäume in verschiedenen Nuancen schillern, ragen mächtig empor in den ewig blauen Himmel; und in ihren, von der Bosphorus-Brise sanft hin und her wogenden Wipfeln, in ihren fast undurchdringlichen Zweigen hausen unzählige Vögel, namentlich aber Tauben. Der Türke liebt unter den Thieren am meisten sein eigenes Pferd und dann die herrlosen Tauben und Hunde, und ich möchte es keinem Gjaur (Ungläubigen) rathen, in Gegenwart von Türken einem dieser Thiere etwas zu Leide zu thun. Bekanntlich werden auch in der Markus-Kirche in Venedig die wilden Tauben gehegt, gepflegt und gefüttert. Vielleicht ist dies eine Sitte, welche die Venetianer, wie so vieles Andere, aus dem Orient mitgebracht haben. Die majestätischen Cypressen werden aber namentlich bevölkert von Lachtauben, und es macht einen seltsamen Eindruck, wenn das ewige Girren und Lachen dieser Thierchen aus dem ewig lächelnden Himmel heruntertönt in das tiefe Schweigen und die melancholischen Schatten der Gräber — gleichsam als eine Mahnung an die Freuden des türkischen Paradieses.

Der Türke hält überhaupt den Friedhof nicht für einen Ort des Schreckens. Er glaubt nicht an Gespenster und Revenants. Die Geister der Begrabenen gehen nicht um, sondern ruhen in der Hand Allahs, der mit ihnen

macht was er für gut hält. „Allah-Kérim! (Gott ist barmherzig!).“ Auch die griechisch-orientalischen Christen haben durchaus keine Scheu vor dem Friedhof. Sie sammeln sich dort wie die deutschen Bauern um die Dorflinde, und sie halten sogar ihre Gelage und ausgelassensten Tänze auf denselben. In der Türkei bepflanzen die Christen ihre Kirchhöfe mit Silberpappeln und Trauerweiden, mit Eschen und Züngelbäumen, mit Platanen und Walnüssen. Aber Cypressen dürfen sie nicht pflanzen. Dieser vornehme Baum ist dem Türken reservirt, d. h. der auserwählten vornehmen Race. Das Andere ist gut für die „Rajah.“ Die Rajah ist, beiläufig gesagt, ein Singular und bedeutet im Munde der Türken das Volk, die Masse, die „vile multitude,“ wie der alte Guizot sagte, oder gar die Canaille, das heißt: den ganzen Complex der nicht-türkischen und nicht-muhamedanischen Unterthanen des Sultans. Einen Plural hat das Collectivwort nicht; „die Rajahs“ oder „les Rajahs“ hört man nur im Munde von Franken, d. i. von Europäern.

Auf den Friedhöfen von Constantinopel hausen nach Anbruch der Dunkelheit auch die Priesterinnen der Venus vulgivaga, sowie allerlei gefährliches Gesindel. Die Türken behaupten, jene sacerdotalen Jungfrauen gehörten der Rajah; die Rajah behauptet, sie gehörten den Türken an; da sie aber stets (per varios casus) und ausnahmsweise grade das Gesicht verschleiert halten und schweigen, so läßt sich die Wahrheit schwerlich ermitteln.

---

## III.

Turban und Fez. Gesundheitsvorschriften im Orient und Occident. Männer und Frauen. Gewöhnliche und vornehme Gräber. Die Poesie des Köpfens und des Fatalismus.

Die Türken werden mit dem Kopfe gen Mekka begraben, und danach richten sich auch die Grabmäler. Diese bestehen für jedes Grab aus zwei Platten oder Pfeilern, wovon der eine am Kopfende und der andere am Fußende des Grabes steht. Der Kopfstein ist etwas größer und höher. Er gleicht einer antiken Hermensäule. Auf ihrem Hals sitzt ein mächtiger Turban. Auf den neuern Gräbern findet man einen Fez, wie denn überhaupt der Turban immer mehr dem letzteren Platz macht, unter den Lebendigen wie unter den Todten. Uebrigens ist zwischen Turban und Fez kein wesentlicher Unterschied. Der letztere ist vielmehr nur der centrale Theil des ersteren. Wenn man nämlich den Fez seiner Quaste beraubt und am unteren Ende mit einem Shawl oder einem Tuche umwindet, dann ist es ein Turban. Der Turban ist schwer, aber er schützt mehr vor der Sonne. Dagegen hat der Fez den Vorzug, daß man ihn beliebig auf- und absetzen kann. Bei dem Turban geht das nicht. Man zieht ihn Morgens an und Abends aus; denn der Alttürke liebt es nicht, sein Haupt zu entblößen. Er geht lieber barfüßig, als barhäuptig. Gegen kein europäisches Kleidungsstück hat der Türke eine entschiedenerne Abneigung, als gegen den Hut, namentlich gegen den schwarzen Cylinder. Er hält diese Tracht nicht nur für geschmacklos, sondern gradezu für gottlos. Sultan Mahmud II. gab dem Militär eine halbwegs europäische Uniform. Allein die europäische Kopfbedeckung vermochte er nicht durchzusetzen. Selbst gegen das beabsichtigte Mützen-

schild trat eine populäre Reaktion ein. Es mußte bei dem Fez sein Bewenden haben. Auch Franken, d. h. Westeuropäer, welche in türkische Dienste treten, müssen jetzt zwar nicht mehr den Glauben, wohl aber die Kopfbedeckung wechseln, d. h. den Hut mit dem Fez vertauschen.

Es ist bekannt, daß ein Niederländer, der bei bestem Wohlfsein zu hohen Jahren gekommen war, ohne jemals einen Arzt zu gebrauchen, ein Testament hinterließ, worin er seine Gesundheitsmaxime zusammenfaßte in den Worten: „Bowen kalt, unten warm und in de Mitte open, dann laot den Doktor lopen.“ Die Türken, und ich kann hinzufügen, auch die geschätzten Mitglieder der orientalischen Rajah, ohne Unterschied der Konfession, sind anderer Meinung. Sie halten vor Allem den Kopf warm und bedeckt; und das hat bei dem orientalischen Klima außerordentlich viel für sich. Denn Wärme und Kälte wechseln rasch, und man bedarf ebenso eines textilen Schutzes gegen die Strahlen der Sonne, wie einer Vorkehrung gegen die durch Temperaturwechsel drohende Erkältung des transpirirenden Hauptes. Dazu kommt, daß die Muhamedaner sehr oft das Haupt aus Religions- und Reinlichkeits-Rücksichten scheeren oder wenigstens à la brébis frisiren. Auch die „Rajah“ thut dies, und zwar scheeren die Bulgaren das Haupt vorn kahl, und die Bosniaken hinten. Angesichts dieser Thatsache findet man es begreiflich, wie vor vierzig Jahren unsere Rechtsgelehrten darüber stritten, ob der Pandektist die Bäume von oben oder von unten beschnitten haben wolle.

Kurz, die Kopfbedeckung spielt im Orient eine wichtige Rolle. Sie hat auch ihre religiös-rituelle Bedeutung. Die letztere ist zum Theil in den katholischen Ritus übergegangen, wo bei besonders feierlichen Hochämtern, wie man dies namentlich früher in Rom sehen konnte, der oberste Priester zum öfteren die Kopfbedeckung wechselte.

Ich weiß nicht, ob und in wie weit dies Alles Ein-

fluß darauf gehabt hat, daß die steinerne Grabsäule am Kopfende mit dem Turban oder dem Fez geziert wird. Oft behandelt man auch diese Zierde polychromisch, indem man den Fez roth färbt. Ebenso sieht man Turbane mit rothem Kopf und weißem Bund oder mit rothem Kopf und grünem Bund auf den Grabsteinen. Ersteres bedeutet einen Kadi oder Priester und letzteres einen Hadschi, d. h. Mann, der in Mekka war.

Auch die marmornen Grabsteine selbst werden in neuerer Zeit, in nicht sehr geschmackvoller Weise, mit grünen, rothen, blauen Arabesken verziert, und mit allerlei Vergoldung, welche an die französische Grillage erinnert. Denn seit dem Krimkrieg dominirt hier „der gebildete Hausknecht,“ welcher „so ein bißchen Französisch“ für gar zu schön hält. Augenblicklich freilich scheint es, daß die Noth „Beten“ lehrt, oder vielmehr: sich nach England umsehen, welches ein Interesse daran hat, dies reiche Land nicht dem schutzöllnerisch-exklusiven Rußland anheimfallen zu lassen.

Neben dem Turban und dem Fez sieht man auch den Hut des Derwisch, der keine Krempe hat, sondern einem umgekehrten Blumentopf aus hellgelbem Thon gleicht.

Der Turban oder Fez bezeichnet natürlich nur die Grabstätten der Männer. Die Grabsteine für Frauen haben entweder gar kein Kopfzeichen, oder sie laufen oben in eine Muschel, ein Blatt oder irgend eine Arabeske aus. Ich konnte nicht ermitteln, worin es seinen Grund hat, daß man dem Mann als Emblem seine Kopfbedeckung (offenbar als Symbol des Kopfes selber) widmet, während sich die Frau mit einem bloßen Schnörkel begnügen muß, welcher keinen Bezug auf ihre Persönlichkeit hat.

Ebenso fiel es mir auf, daß man auf allen diesen Friedhöfen, deren es unzählige gibt, auf beiden Ufern des Bosphorus und in und bei Constantinopel, weit mehr männliche, als weibliche Grabsteine findet. Dies ist um so sonderbarer,

als man allen Grund hat, auf das Gegentheil gefaßt zu sein. Denn bekanntlich werden überhaupt etwas mehr weibliche als männliche Kinder geboren. In der Türkei herrscht aber auch außerdem noch, aus Anlaß der Vielweiberei und der Harem-Wirthschaft ein sehr starker Import von Frauen, namentlich nach Constantinopel und nach den Sitzen der türkischen Großen auf beiden Ufern des Bosporus. Es muß also hier weit mehr Frauen geben, als Männer; und da beide Geschlechter gleichmäßig der Sterblichkeit unterworfen sind, so könnte man erwarten, daß auf den türkischen Friedhöfen sich mehr weibliche Grabsteine fänden, als männliche; allein das Gegentheil ist der Fall. Auch hierüber versuchte ich vergeblich, mir Aufklärung zu verschaffen.

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß man im Orient die Vollberechtigung der Frau als Mitglied der menschlichen, bürgerlichen und religiösen Gesellschaft nicht anerkennt und ihr sogar den Besitz einer unsterblichen Seele bestreitet. (Der gemeine Türke hat ein höchst verdammenswerthes Sprichwort, welches die Frau als das Geschöpf „mit den langen Haaren und dem kurzen Verstande“ bezeichnet.) Allein ich habe, sorgfältiger Nachforschung ungeachtet, über alles das nichts Zuberlässiges ermitteln können. Der Türke ist überhaupt dem Franken oder dem Gjaur gegenüber sehr zurückhaltend in Allem, was mit seiner Religion zusammenhängt, und diese Zurückhaltung hat ihren Grund in einer häßlichen Unsitte der christlichen Europäer. Diese pflegen nämlich, wenn sie Symbole, Gebräuche und Embleme einer anderen Religion sehen, welche sie nicht verstehen, zu lachen, während doch dergleichen Dinge bei einer Religion so ehrwürdig und so unerklärlich sind, wie bei der anderen, und deren Verspottung durch Fremdlinge bei jeder Konfession gerechte Entrüstung erregt.

Ich habe bisher von den gewöhnlichen Gräbern gesprochen, welche die Regel auf den Kirchhöfen bilden. Die

Gräber der Vornehmen und der Reichen beschränken sich jedoch nicht auf diese zwei Stein- oder Marmorsäulen; bei ihnen ist der Boden mit einer Marmorplatte bedeckt; oder es tritt sogar ein förmlicher Sarkophag an die Stelle der einfachen Grabsteine. Jene Platte hat eine Eigenthümlichkeit; in der Mitte derselben befindet sich ein rundes Loch, welches durch den horizontal daliegenden Stein durchgeht bis auf den Boden. Mein Dragoman, welchen ich über den Zweck dieses Loches befragte, meinte, darin sammle sich das Wasser das den Tauben des Kirchhofs zum Trinken diene. Ich glaubte ihm nicht und hatte Recht. Denn später erhielt ich durch einen echten Osmani richtige Belehrung: Sobald nämlich das jüngste Gericht anbricht, werden die Seelen gesammelt. Der Engel Menkér holt sie in das Paradies, der Engel Nakér zu der Hölle. Damit nun der letztere dem ersteren nicht zuvorkommt, macht man das Loch in die Platte, durch welches der gute Engel die Seele mit Leichtigkeit und Schnelligkeit aus der Erde herausziehen kann. Vielleicht hängt es mit dieser oder einer ähnlichen Vorstellung zusammen, daß man auf den türkischen Friedhöfen früher die Leichen nur nothdürftig verscharrte und namentlich das Erdreich nur ganz locker darüber aufhäufte, wie wir Europäer ja auch den Verstorbenen wünschen, daß ihnen die Erde leicht sein möge. Allein dieser leichtfertige Beerdigungsmodus hatte mörderische Epidemien zu Folge, und seitdem werden auf Anordnung der Gesundheitspolizei, welche seit neuerer Zeit für Constantinopel und Umgegend (nicht für das Innere des Landes) existirt und einen rührigen Eifer entfaltet, dieselben Vorschriften eingehalten, wie in Europa; seitdem sind die Epidemien seltner geworden.

Die Sarkophage erinnern zuweilen an klassische griechische Vorbilder. Namentlich sind sie auch mit Reliefs geziert. Letztere beschränken sich aber auf Pflanzen, Blumen, Früchte und Arabesken; denn die Darstellung von menschlichen oder

thierischen Figuren verbietet der Islam. Wer einen Menschen darstellt, der wird, so glaubt man, von diesem Bild oder dieser Statue verfolgt und gepeinigt; denn sie verlangt von ihm, daß es ihr, nachdem er ihr den Körper hergestellt hat, auch eine Seele verleihe. Auffallend ist es, auf diesen türkischen Sarkophagen oft Relief-Darstellungen von Weintrauben zu finden, obgleich der Koran das Weintrinken verbietet. (Bier und Schnaps verbietet er nicht, denn sie waren damals noch nicht erfunden, oder wenigstens noch nicht bekannt dort.) Uebrigens ißt der Türke die Weintrauben gern, in der Regel mit einer Art von Schafkäse, welcher sehr gut dazu schmeckt und das Stumpfwerden der Zähne verhindert. Auch ist das Essen von Trauben ihm durchaus nicht verboten, und er baut deren viele. Vielleicht sind die Trauben auf den Sarkophagen übrigens nur eine gedankenlose Nachahmung der alten Griechen, welche ihre Grabmäler vielfach mit Emblemen des Bacchus-Kultus schmückten. Auf dem Kirchhofe in Scutari ist zugleich eine große Stein- und Bildhauer-Werkstätte.

Endlich noch eine türkische Eigenthümlichkeit! Bei manchen Grabsteinen sitzt der Turban nicht oben, sondern nur an der Seite. Dies ist ein symbolisches Zeichen, daß der Selige enthauptet worden ist. Zuweilen meldet denn auch eine Inschrift, dem Heimgegangenen habe schließlich „die Gnadensonne des Paradiesah nicht mehr geleuchtet, und in Folge dessen sei er dem Schicksal verfallen.“ Poesie des Fatalismus und der Enthauptung! Ein schottischer Prediger, dessen Gutsherr in Folge der Betheiligung an einem Stuart'schen Aufstande gehängt worden war, verkündigte dies von der Kanzel mit den Worten, „der gnädige Herr sei an einer Halskrankheit gestorben.“

Der türkische Enthauptungs-Fatalismus, die osmanische Hinrichtungs-Poesie, wird aber noch übertroffen durch die mehr als byzantinischen Loyalitäts-Schweifwedelei der

Phanarioten und der Armenier, welche hier ähnliche Schicksale erlitten, wie die Juden in Westeuropa während des Mittelalters. Der Padischah bediente sich ihres Verstandes und ihres Kapitals, so lange er ihrer bedurfte. Wenn aber seine Verpflichtungen Diesem oder Jenem gegenüber über das Maß seines guten Willens oder seiner Kräfte überstiegen, oder wenn der Reichthum desselben, oder ein schöner Kiosk, oder ein schöner Tschiflik oder sonst ein in die Augen springendes Besizthum des armen unglücklichen Reichen die Habsucht und die Begehrlichkeit des Gewalthabers reizten, oder wenn der Unselige mit Recht oder mit Unrecht in einer der zahlreichen Thronfolgestreitigkeiten, Militär-Emeuten und Serail-Revolutionen beschuldigt wurde, es mit dem Gegner gehalten zu haben, — dann ließ ihn der Padischah köpfen und sein Vermögen confisciren. Dadurch schlug man mehrere Fliegen mit einer Klappe. Man bereicherte sich, wurde seine Schulden los und schreckte die Gegner. Der große Reform-Sultan Mahmud II., welcher 1826 die Janitscharen niedermeßeln ließ und die mit denselben enge verbundenen Bektusch-Derwische theils tödtete und theils verbannte, hat auch die Strafe der Vermögensconfiscation abgeschafft, und mit Wegfall dieses Motivs sind denn auch die Justizmorde an den wohlhabenden Gjaurs viel seltener geworden. Mahmud selber aber hat, kurz ehe er die Confiscation abschaffte, noch einen reichen Juden erdroffeln lassen, angeblich weil derselbe in etwas zudringlicher Weise Fürbitte eingelegt hatte für zwei Janitscharen-Bankiers, welche verurtheilt waren das Schicksal der Janitscharen zu theilen; da aber der Padischah auch das sehr beträchtliche Vermögen des inopportunen Supplikanten an sich zog, so ist wohl die Vermuthung gestattet, daß nicht nur der Haß gegen die Janitscharen, sondern auch die Liebe zum Geld den Anlaß zur Erdrosselung gaben.

Solche Hinrichtungen wurden als höhere Gewalt, als

Unglücksfälle, als Naturereignisse hingenommen von den fatalistischen Türken. Griechen und Armenier glaubten noch etwas mehr thun zu müssen. Sie betrachteten dieselben als — Gnade, oder wenigstens als eine Entziehung der Gnade, auf welche letztere Niemand einen Anspruch habe. Die Hinterbliebenen entzogen dadurch der Hinrichtung den Charakter der Schande. Vielleicht speculirten sie damit auch auf Wiedererlangung der allerhöchsten Gunst. Hier nur zwei Beispiele:

Auf der Landseite von Stambul, außerhalb der großen Befestigungsmauer, wenn man zum Selibri-Thor (Selibri-Kapussi) hinausreitet, liegt links das Mausoleum (Türbeh) das Ali und rechts ein großer Kirchhof, Baluküh geheißten. Dort findest du nicht weit von dem Kloster einen stattlichen Marmor-Sarkophag mit schönen Skulpturen und folgender Inschrift:

— „Hier ruhen die sterblichen Ueberreste des Erganyan Aretin, Banquiers der hohen Pforte. Seine Tugenden waren strahlend wie Gold. Reich war er durch großen Fleiß und reinlichen Handel. Sein Wort hielt er unverleßlich. Seine Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen. Am 7. Juli 1775 hat er seiner weinenden Familie Lebewohl gesagt, indem er auf des Allmächtigen Gnade vertraute und die hohe Hand segnete, welche ihm die Pforten des Paradieses aufthat.“ Damit über den Sinn dieser Worte kein Zweifel aufkommen kann, ist denselben eine Illustration beigegeben. Darüber hockt ein Mann, welcher gleich dem heiligen Dionysios den Kopf, statt, wie es gewöhnlich üblich, auf dem Hals, ausnahmsweise unter dem Arme trägt. Der Padischah hatte sonach den Mann, zuerst als Allerhöchstherrn Banquier angepumpt und ihm dann, wahrscheinlich an Zahlungsstatt, den Kopf ab schlagen lassen.

Auf einem der zahlreichen Kirchhöfe, welche Pera umgeben, findet man folgende Grabstein-Inschrift:

— „Hier ruht der Münzmeister Egyp (Sejub?) Agnavorian. Seine Vorfahren beklagen den Verlust des frommen Sohnes; seine Nachkommenschaft betrauert einen gütigen Vater; seine Brüder beweinen den Bruder. Engel streckten die Hände aus, um ihn zu empfangen, als am 3. Mai 1801 der hohe Wille des Padischah verfügte, daß es mit den ehrenvollen Funktionen seines irdischen Daseins zu Ende sein soll.“

Auch hier fehlt die Illustration nicht; es ist ein einfacher Schnapp-Galgen, an welchem ein Mann hängt. (Näheres bei White, „Three years at Constantinople, III., 109 und 270.) Alles das geschah noch im Laufe des letzten Jahrhunderts.

Ich denke, schweißwedelnder können doch Kinder den an ihrem eigenen Vater begangenen Justizmord der Mit- und Nachwelt gar nicht verkünden. Da gefällt uns doch der irische Galgenhumor besser, wenn der wegen Pferdediebstahls zum Strang verurtheilte Paddy Jemandem, der sich nach seinem Schicksale erkundigt, erzählt, er habe ein Pferd gefunden, bevor es verloren war, und in Folge dessen seien einige Männer (nämlich die Richter) der Meinung, er solle sterben, bevor er krank werde; und der, als am Montag gehenkt wird, scherzend bemerkt:

— „Nu, die Woche fängt gut an.“

So sind die Sitten der Völker verschieden — im Leben sowohl wie im Sterben.

---

## IV.

Die Hauptstadt und die Provinz. Die Lebendigen und die Todten. Ein todter Gürtel um die lebendige Stadt. Die Eisenbahn im Kampfe mit der Moschee. Der Friedhof, der Wegebau und der türkische Papst mit seinem Veto. Midhat-Pascha als Wali von Saloniki.

Die Türkei ist das Land der Friedhöfe, und dies ist der Grund, warum ich ihrer so ausführlich gedenke. Wer in der Türkei war und hat die Friedhöfe nicht gesehen, der war in Rom und hat den Papst nicht gesehen. Sie sind das Wahrzeichen der türkischen Städte im Gegensatz zu den Dörfern der christlichen „Rajah.“ Diesen Unterschied muß man sich deutlich machen. Du siehst eine türkische Stadt, sei es auch nur eine kleine, wie z. B. Mitrowiza (es hat seinen Namen nicht, wie in einem Reisehandbuch steht, von der bischöflichen Mitra, sondern von seinem Gründer Demetrius, Demitri, Mitri), oder Üschküp, und weil sie an oder auf einem Hügel liegt, schon von Weitem. Was Dir vor Allem auffällt, sind weiße, senkrechte Striche. Im Innern der Stadt sind diese weißen Striche groß, hoch, schmal, nach Oben spitz emporstrebend. Es sind deren 10, 20 oder 30, je nach der Größe der Stadt. Aber um die Stadt herum siehst du unzählige, kleine, kurze, weiße Striche; dicht bei einander stehend, sehen sie fast aus wie eine dir unbekannte Frucht des Landes, die hier kultivirt wird; mein Reisegefährte glaubte, es seien Felder von riesigen Spargeln. Jene großen Striche sind die Thürme der Moscheen, oder auf Türkisch: die Minarehs der Dschami; diese kurzen sind die säulenähnlichen aufrecht stehenden Grabsteine. Dazwischen in der Mitte liegt die Stadt mit ihren schattigen Gärten.

Jede Stadt ist umgeben von einem großen Gürtel von Friedhöfen, auf welchem zehn- und zwanzigfach (je nach

dem Alter der Stadt) so viel Leichen ruhen, als drinnen Menschen wohnen. Denn während die Begräbnißplätze immer mehr wuchsen und sich ausdehnten, ist das Städtchen oft an Ausdehnung und Einwohnerzahl zurückgegangen; und wäre da nicht der Konak (Palast) des Pascha, welcher stets von Militär und Zapptjes (Gensdarmen) beschützt und von einer Masse von Bittstellern belagert ist, sowie von den bekannten Haifischen, als da sind: Armeec-Unternehmer, welche Geld und Naturalien auf den stets fälligen, aber in der Regel „noch nicht“ bezahlten Sold vorschießen, und weil sie immer im „Kredit“ sind und mit Zurückziehen ihrer spendenden Hand drohen können, stets ihren Gewinn zu machen wissen, Zehnt- und Steuernpächter und dergleichen; und wohnten nicht einige reiche Begs (Grundherren) in der Nähe auf ihren Tschifliks (große Güter mit Herrschaftshaus und Park), welche dem Städtchen Nahrung zuführen; — dasselbe wäre im Stande, ganz aufzuhören zu leben und sich ebenfalls in einen Friedhof zu verwandeln, auf dem alle Welt seine Siesta hält. Aber diese Friedhöfe der Provinz halten mit dem in Scutari keinen Vergleich aus. Während der letztere von imposanten Cypressen überschattet und von langen Alleen durchschnitten ist und neben den gewöhnlichen zwei Steinsäulen auch prachtvolle Sarkophagen und von Marmorsäulen getragene maurische Kuppeln zeigt (die größte und imposanteste darunter ist errichtet auf der Grabstätte des Lieblingspferdes des Sultan Mahmud), und während man überall wenigstens einen gewissen Grad von Pflege wahrnimmt, ist von alledem das direkte Gegentheil der Fall bei den Friedhöfen, welche die türkischen Städte und Städtchen im Innern des Landes, oder in der Provinz ringsum einschnüren und noch nicht einmal von der aller-einfachsten Einfriedigung umgeben sind.

Der Türke stört nicht die Ruhe der Todten und leidet nicht, daß ein Anderer sie störe. Aber damit glaubt er

genug gethan zu haben. Er denkt nicht daran, irgend etwas Positives zur Erhaltung und Pflege der Gräber vorzunehmen. In Constantinopel und in Scutari pflanzt er zur Noth noch Cyressen oder hat sie vor alten Zeiten gepflanzt, und die kräftigen Bäume wachsen nun unter dem fruchtbaren Himmel von selber. Das ist Alles. In diesen Orten in der Provinz thut man gar nichts, und in Folge dessen bieten diese Friedhöfe einen wahrhaft scandalösen Anblick für europäische Augen. Man denke sich ringsum, auf allen Seiten die Stadt umgebend und vielleicht 150 bis 500 Morgen Fläche haltend, eine Wüste mit aufrecht stehenden Steinen, eine Wüste gerade an der Stelle, wo wir nach unseren Begriffen einen Gürtel von wohlgepflegten Parks, von Kunst- und Gemüsegärten, von hoch kultivirten Baumpflanzungen und reizenden Villen erwarten. Ja, und wenn nur die Steine noch aufrecht ständen. Aber der eine ist halb in den Boden versunken, der andere ist ganz umgefallen, der dritte hat sein Haupt geneigt, und der vierte steht zwar noch aufrecht, allein er hat seinen Kopf verloren, das heißt, der Turban ist heruntergefallen. Von Grabhügeln ist keine Spur mehr, es ist alles niedergetreten; man sieht nichts als eine völlig kulturlose Fläche, auf welcher nichts wächst, als höchstens verschiedene Sorten von Disteln, worunter eine sehr zierlich gestaltete, aloeeähnliche blaublühende und dann die bekannte dreistachelige Kameelsdistel die erste Stelle einnehmen.

Welchen verderblichen Einfluß eine solche Umgebung auf die Gesundheit (Trinkwasser), das Gedeihen und das Wachsthum der Städte haben muß, liegt auf der Hand. Man kann diese schädlichen Einwirkungen an Ort und Stelle so zu sagen mit den Händen greifen. Aber der Islam will es so haben. Er gebietet, nichts zu thun. Man darf die Ruhe der Todten nicht stören. Und dann kommen die angeborene Trägheit und der Fatalismus und verbieten, für die

Lebenden zu sorgen, d. h. die schädlichen Einflüsse der modernden Leichen von den Wohnstätten fern zu halten und die Friedhöfe, wo jetzt Staub, Schmutz, Steine, Disteln und herrenlos herumkollernde menschliche Gebeine und steinerne Turbane ein eben so seltsames als widerliches Ensemble bilden, zu hegen und zu pflegen, so daß sie das Gefühl nicht verlegen.

Ja, aber das ist es ja gerade. Dafür hat grade der Türke kein Gefühl. Er hat genug gethan, wenn er nichts thut. Die Pietät reicht nicht über Passivität. Den Rest überläßt er unserm Herrgott. Mag der für das Uebrige sorgen; denn ihm gehören die Todten, und Gott ist barmherzig, „Allah Kérim.“

Vielleicht würde indessen der Türke doch die Friedhöfe besser in Ordnung halten oder vielmehr halten lassen. Allein ein großes, ein unüberwindliches Hinderniß stellt sich dem entgegen. Wenn etwas der Art geschehen sollte, so müßte es der Türke selbst thun. Einen Ungläubigen darf er nicht in den Friedhöfen der Gläubigen arbeiten lassen. Das Pferd des Padischah, obgleich es nur ein unvernünftiges Thier ist und auch nicht in das Paradies kommt, darf man, wie es in Scutari geschehen ist, mitten in den Reihen der Gläubigen beerdigen; man darf sogar sein Grab mit einer von Säulen getragenen Kuppel schmücken. Aber einen „Ungläubigen,“ obgleich er, wie Johann Jacoby sagt, „Menschen-Antlitz trägt,“ darf man hierher nicht begraben, ja man darf ihn nicht einmal hier arbeiten lassen. Die Bulgaren sind sehr geschickte Gärtner. Sie würden diese kahlen, verwüsteten, vernachlässigten Friedhöfe in ein Paradies verwandeln (wenigstens äußerlich). Aber das geht nicht. Der Islam verbietet es. Und da nun der Bulgare nicht darf, und der Türke nicht mag, nun, so geht es eben wie Gott will, „Insch-Allah!“

Wie weit diese instinktive Angst, daß die „Ungläu-

bigen“ Hand anlegen könnten, geht, beweist ein Hergang, den man mir in Constantinopel erzählte. Der Hauptbahnhof der Eisenbahn (türkisch Demir-jol, d. i. eiserner Weg, strada ferrata, oder camino di ferro) befindet sich in Stambul, rechts von der großen nach Galata führenden Brücke. Nur mit Mühe war von dem Padischah die Erlaubniß zu erlangen, daß die Eisenbahn von hier längs des goldenen Horn des Bosporus und des Marmara-Meeres, also rings um die Ufer des auf drei Seiten von der Salzfluth bespülten Stambul herum, gelegt und daß namentlich der Garten des Serai durchschnitten werde. Allein da man die sieben Hügel von Stambul nicht übersteigen konnte und überhaupt jede andere Richtung entweder technisch unmöglich oder doch zu theuer für Bau und Betrieb war, so entschloß sich endlich der Sultan, diesen Trakt zu genehmigen. Dann aber zeigte sich ein neues Hinderniß. Eine kleine Moschee fiel in die Strecke, sie mußte fort. Der Bauunternehmer erbot sich, um die Entschließung zu erleichtern, er wolle die Moschee abtragen und an jedem beliebigen Platz, den man ihm vorschlage, wieder aufbauen. Antwort: „Nein, keines Ungläubigen Hand darf eine Dschami abtragen, wir selbst, die Rechtgläubigen, wollen sie aus dem Wege räumen.“ Man unterminirte die Moschee und das Minareh und sprengte sie in die Luft, die Steine und Trümmer warf man in den Bosporus. Sie waren unentweiht geblieben.

Wie unberührbar die sonst so sehr vernachlässigten Friedhöfe sind, dafür noch ein Beispiel aus der See- und Handelsstadt Saloniki, in welcher sich die Türken sehr in der Minorität befinden; denn mehr als die Hälfte der Einwohner besteht aus Juden, und der Rest gehört zur „Rajah.“ (Griechen, Albanesen, Bulgaren, Serben, Bosniaken u. s. w.) Der türkische Friedhof liegt an der Ostseite der Stadt dicht an der großen Befestigungsmauer. Der frühere Bali des

hiesigen Vilajets, Midhat Pascha\*), ließ die Mauer durchbrechen, um einen Weg längs der Ostseite des Golfs zu legen, wo sich die Badeanstalten befinden und weiter draußen die vornehme Welt von Saloniki ihre Villen und Sommerfrischen hat. Man mußte zu dem Zweck den türkischen Friedhof durchschneiden, und als man tiefer grub, stieß man auf prächtige antike hellenische Sarkophage mit Bacchus-Reliefs und dergleichen. Man freute sich des werthvollen Fundes und grub weiter.

Da kam ein Einhaltsbefehl des Scheik-ul-Islam, des türkischen Papstes in Constantinopel, oder wie man es auf Türkisch nennt, ein „Fetva olmas,“ das ist „der Spruch, es darf nicht sein.“ Vor diesem Beto des Priesters legte man den Spaten nieder. Noch heute liegt da die halb durchbrochene Mauer und hier der halbfertige Weg und die halb ausgegrabenen antiken Skulpturen; — letztere sind, soweit man sie sehen kann, von bezaubernder Schönheit — warten aber noch auf ihren Erlöser.

Heiliger Curtius, hilf!

---

\*) Es ist derselbe, der am 30. Mai 1876 den Sultan Abd-ul-Aziz enthronte.

# Drei Briefe aus Saloniki.



Geschrieben in Saloniki im August 1875.



## I.

Der Wali von Saloniki und sein Vilajet. Omer Fevzi Pascha. Eine Hinrichtung. Ein Brand im Türkenviertel. Der Konak. Die Sträflinge. Ein schönes Gefängniß. Türkische Etikette. Unterhaltungen mit dem Pascha über Landwirthschaft, Pferde und Kameele.

Saloniki, den 15. August 1875.

— „Wollen Sie nicht unsern Pascha besuchen?“ fragte mich Herr Horak, der oberste Eisenbahnbeamte in Saloniki.

— Nein, ich kenne ihn nicht, und außerdem verstehe ich nicht Türkisch.

— „Beides nicht nöthig. Der Pascha spricht deutsch, so gut wie wir Beide. Er hat in Wien studirt, ist aber trotzdem ein streng nationalgesinnter Alttürke und liebt Oesterreich nicht gerade über die Maßen. Er empfängt gern Fremde von Distinction und unterhält sich sehr freundlich mit ihnen.“

Nachdem ich noch einen Einwand in Betreff der Distinction gemacht hatte und auch meine Verwahrung gegen die türkischen Begrüßungsformen, welche ich nicht nachmachen würde, weil sie mir etwas hündisch vorkämen, mit der Belehrung, der Empfang finde à la Franke statt, widerlegt war, sagte ich: Gut, gehen wir also zum Pascha.

Paschas „mit drei Roßschweiften“ und dergleichen, von

welchen unsere deutschen Bücher noch immer berichten, gibt es nicht mehr. Pascha ist ein Ehrentitel und wird etwa der Excellenz entsprechen. Der Pascha, um den es sich hier handelt, ist der Wali, d. h. der Oberpräsident des Vilajets Saloniki, oder, wenn man es in unserer Ausdrucksweise bezeichnen soll, der Provinz Niedermacedonien, welche am Aegeischen Meere liegt und vom Bardar durchströmt wird. Die europäische Türkei zerfällt in 9 Vilajets, welche durchschnittlich an Flächeninhalt größer und an Einwohnerzahl geringer sind, als die Provinzen von Preußen. Diese Provinzen entsprechen durchaus nicht den Gebieten von Bulgarien, Rumelien, Albanien u. s. w., in welche wir „Europäer“ (ein wenig willkürlich) die Türkei einzutheilen be-  
 lieben. Der Wali hat eine unabhängigere Stellung, als der preußische Oberpräsident. Denn die türkischen Minister erlassen bei weitem nicht so viele Reglements, Instructionen, Generalia, Circulars und Rescripte und dergleichen, wie die Ressortminister in Preußen. Auch capriciren sie sich nicht so sehr darauf, daß Alles, was sie befehlen, auch geschehe. Ich möchte daher den türkischen Pascha eher mit einem österreichischen Statthalter oder einem ungarischen Obergespan vergleichen. Das heißt: mit einem Obergespan, wie er war zu jener Zeit, als der Obergespan von Debreczin gleichzeitig mit Friedrich Wilhelm III. in Karlsbad war. Der König betrachtete sich den stattlichen Obergespan öfters mit Aufmerksamkeit. Der Obergespan nahm daraus Veranlassung, sich vorzustellen. Er kannte aber den König nicht und fragte ihn also, wen er die Ehre habe, vor sich zu sehn.

— „Ich bin der König von Preußen,“ war die Antwort.

— „Belieben also auch regierender Herr zu sein!“ bemerkte der Souverän von Debreczin.

Fast so souverän ist auch der Pascha als Wali. Allein seine Allgewalt findet ihr Gegengewicht in einem andern

Umstand. Die türkische Centralverwaltung ist, wie man dies so oft findet bei Regierungen, welche formell absolutistisch, aber gleichwohl (oder auch vielleicht deshalb) ohne Kraft sind, außerordentlich mißtrauisch. Sie läßt daher einen Wali selten lange an dem nämlichen Posten. Dieselben wechseln fast noch schneller als die Minister in Frankreich. Der eine Pascha liefert nicht genug Geld nach Constantinopel, der andere ruft zu viel Beschwerden hervor, der dritte wird zu gemeinnützig und beliebt — kurz, es gibt sehr mannigfache Veranlassungen und Arten, in Ungnade zu fallen. Früher fand die Ungnade ihren Ausdruck in der seidenen Schnur, heute nur noch in der Abberrufung. Von dem Wali von Saloniki, Omer Fevzi Pascha, wurde mir von verschiedenen Seiten mit besonderem Nachdruck bemerkt, er sei schon länger als ein Jahr hier. Man hält das für außerordentlich lange und sieht darin ein Zeichen ganz besonderen Vertrauens seitens der hohen Pforte. Er gilt hier allgemein als ein kluger, gerechter und energischer Mann, und der Vorwurf, den man ihm machte, nämlich ein nationalgesinnter Alttürke zu sein, ist in meinen Augen kein solcher. Vielmehr gefallen mir, soweit mein persönlicher Geschmack überhaupt in Betracht kommen sollte, die Alttürken weit besser, als die französisch angepinselten Neutürken. Die Letzteren sind die wahren „Kümmeltürken;“ denn sie trinken sogar Absynth, dieses verderblichste aller Getränke, welches die sonst so brave französische Armee ruinirt hat. Man nennt's hier „Mastik,“ aber im Wesentlichen ist es dasselbe.

Ich muß vorausschicken, daß der Tag, an welchem ich in Saloniki ankam, bemerkenswerth war durch zwei Ereignisse, welche, wenn sie in einer europäischen Stadt passirten, vielleicht das Datum dem Gedächtnisse der Eingeborenen einprägen würden. Es wurde nämlich zuerst ein Armenier gehängt und dann brach ein Brand aus, welcher in unmittelbarer Nähe des „Konak“ (so nennt man die Residenz des

Pascha) wenigstens ein Duzend großer türkischer Häuser zerstörte. Ich war wider Willen Zeuge der Hinrichtung des Armeniers, welcher seine Geliebte mittels Bauchaufschlingung getödtet hatte und deshalb mittelst eines Strickes an seinem Halse aufgehängt werden sollte, so lange, bis daß der Tod erfolgt. Die Rajah werden hier zu Lande gehängt und die Muhemedaner geköpft. Ob letzteres ein Vorzug ist, möchte ich bezweifeln. Man hat hier keine Henter von Beruf. Das Köpfen besorgt der subsidiäre Mensch des Orients, welcher Alles verrichtet, was den Andern zu schlecht ist, — nämlich der Zigeuner. Der gebundene und geknebelte Delinquent kniet auf der sandbesühteten Straße mit gebeugtem Haupt und entblößtem Hals nieder, und der Zigeuner haut ihm mit dem Schwert in den Nacken, in der Regel jedoch, ohne den Kopf sofort zum Fallen zu bringen. Dann fängt der Zigeuner an, an der Gurgel zu säbeln, und setzt dies Geschäft so lange fort, bis er den Kopf vom Rumpfe getrennt hat. Das Hängen der Rajah besorgen die Zapptjes, eine Art von Gendarmen. Der Türke martert den Hinzu-richtenden nicht mit Todesangst. Unter dem Vorwand, er solle in ein anderes Gefängniß gebracht werden, führt man ihn fort, und dann hängt man ihn gleichsam en passant, jedoch immer mitten in dem belebtesten Theil der Stadt auf offener Straße, wo man einen Galgen improvisirt hat, welcher nach Verrichtung des Geschäftes wieder entfernt wird.

Als ich von dem „Peloro,“ einem sicilianischen Dampfer, an das Land gefahren war und im „Hotel Benedetti“ die Wäsche gewechselt hatte, bummelte ich in der Stadt Saloniki herum, wenn man ein Gehen, bei welchem man jeden Augenblick in Gefahr ist, einen Fuß oder gar den Hals zu brechen, mit dem gemüthlichen Ausdruck „Bummeln“ bezeichnen darf. An der Kreuzung zweier sehr belebten Straßen sah ich einen Balken aufgerichtet, der oben eine krabbenartige Vorrichtung hatte. Er war so niedrig, daß ich ihn nicht be-

merkt haben würde, wenn nicht einige Männer in orientalischer Kleidung und mit langgezipfelten grauen Bärten davor gestanden und sich lebhaft unterhalten hätten. Ich lauschte ihrer Rede, konnte aber kein Wort verstehen. Wie ich später erfuhr, unterhielten sie, sich in jener Mischsprache, welche den vor den spanischen Verfolgungen nach dem Orient geflüchteten Juden eigenthümlich ist, — Juden, gegen welche die türkischen Muhamedaner menschlicher waren als die spanischen Christen, welche letzteren jetzt ihre Strafe erleiden für die Vertreibung der Juden und der Moresken. Ich verstehe sonst die hier zu Lande üblichen Sprachen ein wenig. Aber diese Mischung aus spanischen, hebräischen und slavischen Worten, in einem halb schreienden und halb singenden Ton vorgetragen, war mir eben so neu als unverständlich.

Die eine der vier Straßenecken bildete ein Kaffeehaus, in welches ich eintrat, um eine „piccola nera alla turka“ (man spricht hier in allen öffentlichen Lokalen italienisch, sonst in der Regel griechisch) zu schlürfen. Kaum hatte ich mich auf eines der kleinen, niedrigen, strohgeflochtenen Stühlchen niedergelassen, so erschienen einige Zapptjes (Gendarmen) und ließen sich von dem Wirth einen hölzernen Kasten. Ich fragte, was das solle. Man antwortete, der Kasten sei nöthig, um einen Menschen zu hängen, und zwar solle diese Hinrichtung stattfinden hier gerade gegenüber, an der andern Straßenecke, wo man den Balken aufgerichtet habe. Ich schaute hin und sah, wie die Zapptjes den hölzernen Untersatz unter den Balken rückten. Dann schmierten sie einen Strick mit Seife ein und legten ihn dem schäbig aussehenden Menschen, welcher sich in ihrer Mitte befand, um den Hals. Der Strick wurde, nachdem der „Schäbige“ (das war der Armenier) auf den Kasten complimentirt worden war, stramm angezogen und oben an dem Krahn befestigt. Dann schob man den Kasten unter dem Armenier weg. Der Mann hing nun in der Luft, und zwar mit den Füßen nur  $2\frac{1}{2}$  Fuß

über dem Boden, nämlich so hoch, wie der vom griechischen Besitzer des *Kafeneion* (Kaffeehaus) geliehene Kasten war. Das alles ging mit einer fabelhaften Geschwindigkeit vor sich und ich sagte mir:

— Wenn denn doch einmal Todesstrafe sein soll, so ist diese ganz unerwartete (der Citoyen Hampelmann in Frankfurt würde sagen „unverhoffte“) und plötzliche Tödtung die humanste.

Aber ich hatte zu schnell geurtheilt. Es folgte ein abscheuliches Schauspiel. Dem Zapptje, welcher die Hinrichtung dirigitte, fehlte die Technik des Henters. Der Tod zögerte einzutreten. Der Armenier zappelte mit allen Bieren an dem Strick. Er schnitt die furchtbarsten Gesichter, schrie und schimpfte, theils armenisch, theils in jenem jüdischen Spanisch. Er fuhr mit den Händen empor und suchte dieselben zwischen den Hals und den Strick zu stecken. Allein das ging nicht. Allmählich begannen die Stimme und die Bewegungen zu stocken. Dann ein letztes convulsivisches Zucken. Die Qual war beendet, aber die Scene hatte beinahe eine Viertelstunde gedauert. Ich kann nicht sagen, daß sie auf die executirenden Zapptjes und auf das zuschauende Publikum einen sonderlichen Eindruck gemacht hätte. Aber mir war sie gräulich.

Nachdem der Mann todt war, heftete man ihm einen Zettel auf den Bauch, welcher in vier Sprachen — türkisch, italienisch, armenisch und griechisch — verkündete, wie der Executirte hieß, sowie wann, wo und weshalb man ihn gehängt, und zwar von Rechtswegen. Nachdem er drei Stunden in dieser Verfassung gehangen, wurde er abgenommen und bei Seite geschafft.

\* \* \*

Einige Stunden danach brach in dem Türkenviertel ein Brand aus, welcher sich mit rasender Geschwindigkeit verbreitete. Er bedrohte sofort auch das eine Gefängniß, wel-

ches sich in unmittelbarer Nähe des Konak, der Residenz des Pascha's, befindet. Hier im Orient ist jeder Brand an sich schon gefährlich. Man weiß nie, ob er sich mit einem Hause begnügt, oder ob er ein ganzes Stadtviertel oder gar eine ganze Stadt einäschert. Die Häuser sind sehr selten massiv. Die besten haben ein Fundament und ein Erdgeschöß von Stein, und das Uebrige ist von Holz und von Fachwerk. Die Dächer sind mit Ziegeln gedeckt. Man nimmt aber auch Ziegelfragmente und sucht den Mangel in der Form durch Häufung der Zahl zu ersetzen. Dadurch wird das Dach außerordentlich schwer. Es drückt das brennende Haus auseinander und schlägt dann plötzlich donnernd nieder in die Höhe. Die gewöhnlichen Häuser sind unten abwechselnd mit Holzbalken und dazwischen mit bloß an der Sonne getrockneten oder höchstens nothdürftig gebrannten Erd- oder Lehmziegeln aufgeführt; alles Uebrige ist Holz, die Schuppen, die Ställe, die Gallerien, die Erker, die Zimmer mit ihrem doppelten Gitterwerk an den Fenstern, — Alles dürres, von der Sonne erhitztes trodenes Holz, das brennt wie ein Schwefelholz. Dabei hängen die Häuser so schief, daß man jeden Augenblick erwartet, sie werden einstürzen. Sie würden dies auch thun, wenn sie von Stein wären. Allein da sie von Holz sind, so trägt ein Haus das andere, ein Balken den andern, und das Ganze hält sich vermöge seiner Biegsamkeit und Elasticität. Auch bei Erdbeben stürzen oft nur die massiven gemauerten Häuser ein. Die hölzernen Butiken krachen an allen Ecken und Enden, aber sie bleiben stehen, wenn's nicht gar zu arg kommt. Fast jedes türkische Haus hat einen Garten. Darin bieten dürres Gras, Gesträuche und Bäume ebenfalls Brennstoff. Das Haus selbst aber ist oft einem hölzernen Käfig vergleichbar, so leicht und so luftig. Das ist alles sehr schön, aber schlimm für die Brände. Das Feuer faust in einem Nu, fauchend, zischend, heulend, prasselnd über

ein halbes Duzend Häuser. Die dazwischen stehenden hohen Bäume beginnen ebenfalls zu brennen. Gleich lebenden Wesen schütteln sie ihre Zweige, um sich des Feuers zu erwehren. Umsonst, je mehr sie schütteln, desto heftiger wüthen die Flammen. Am andern Tag steht nur noch der schwarze Stamm und hebt noch einzelne verbrannte Aststummel klagend in die Lüfte. Unter den brennenden Baumwipfeln springen kirrend die Dachziegel, und plötzlich donnert das Dach wieder, daß die feurige Lohe hoch aufsprüht. Dieser Generalkrach zerschlägt Alles, das Selamlit, die Abtheilung der Männer, die einfach gebaut ist und sich nur durch schöne Ställe auszeichnet, und das Haremlit, das „Heiligthum,“ die Abtheilung der Frauen. Die schönen Zimmer mit den lauschigen Erkern und mit den, in sinnreichen geometrischen Figuren und endlosen Verschlingungen geschmückten Decken, die kunstvoll gearbeiteten Thüren (welche, beiläufig bemerkt, bei den Türken schon seit Jahrhunderten jenes System zeigen, welches man 1867 auf der Pariser Ausstellung als eine ganz neue Erfindung unter dem Titel des „dégagement des portes“ anpries), die Thüren also mit ihren schönen kleinen Nischen an beiden Seiten, der marmorne Brunnen (Tscheschme) und der Platz um denselben (Tscheschmeidam), sammt den Spalieren von Neben und Schlingpflanzen, welche ihn umrahmen und überdachen, alle diese Herrlichkeiten, welche sich in einem türkischen Hause befinden, in jenem Hause, das der Straße ein mürrisches Gesicht zeigt, eine kahle, verwahrloste Mauer, über welche ein paar vergitterte Erker hervorragen, während sich die Annehmlichkeiten nur im Innern und nach der Seite des oft wohlgepflegten Gartens entfalten, — alle diese Herrlichkeiten sind in einem Augenblicke vernichtet. Und am andern Tage kommt der schöne Gjur, der ungläubige Hund, um die Brandstätte zu inspiciren. Mit der Brille auf der Nase studirt er die Trümmer, namentlich auch, um den Grundriß

des Haremlik und dessen Baustyl zu „eruiren,“ des Haremlik, dessen Betreten ihm sonst bei Todesstrafe verboten ist. So geht die türkische Herrlichkeit zu Grunde, und der „Europäer“ betrachtet das Schauspiel. Er hilft nicht zerstören, aber er hilft auch nicht retten und erhalten. Der Europäer und der Türke sind räumlich wohl Nachbarn, aber im Geiste und in der Wahrheit sind sie es niemals gewesen. Sie sind heute einander so fremd, wie vor vierhundert Jahren. Diese Grenze ist von Rechts wegen unüberschreitbar. Aber faktisch hat sie der Türke überschritten, und zwar gerade an dem gefährlichsten Punkt. Das osmanische Reich hat Schulden gemacht gleich den europäischen Staaten und daraus entwickeln sich mannigfache Gefahren. . . .

Bei dem Saloniker Brand vom 11. August 1875 konnte nach Maßgabe der Räumlichkeit von Löschern nicht viel die Rede sein. Es war ein großes Glück, daß sich der Wind plötzlich legte, sonst hätte der Brand auch den Konak ergriffen. An dem zum Konak gehörigen Gefängnisse leckten die Flammen schon. Es waren darin 460 Gefangene, zum Theil Sträflinge von sehr gefährlicher Gattung, Mörder, Räuber u. dgl. Man mußte sie nach dem an der südöstlichen Spitze der Stadt gelegenen großen Wasserturm bringen, der ebenfalls als Strafanstalt dient. Der Transport konnte nicht anders erfolgen, als mitten durch die Stadt. Gleichwohl mußte die Uebersiedelung sofort vorgenommen werden, denn man durfte die Gefangenen doch nicht der Gefahr aussetzen, in ihrem Gefängniß und in ihren Betten zu verbrennen. Freigeben konnte man sie ebensowenig. Denn sie würden in der Stadt mit Mord und Todtschlag, mit Brandstiftung und Plünderung begonnen haben.

Außerdem hatte man doch auch für die Akten des Konak zu sorgen. Denn es ist ein großer Irrthum, zu glauben, die Türken hätten keine Akten. Sie befinden sich in großen Mappen, ähnlich unseren Zeichen- oder Musik-Map-

pen, und unterscheiden sich von unseren Akten hauptsächlich durch schönere Schrift.

Der Pascha ließ die Akten packen und zum Wegschaffen parat stellen. Sein Privatmobiliar beschloß er preiszugeben; und obgleich er nur wenig Zapptjes und gar kein Militär zur Verfügung hatte, löste er im Uebrigen doch die Schwierigkeiten mit Entschlossenheit und Erfolg. Die Ueberlieferung der Gefangenen gelang vollständig. Freilich nicht ohne großen Schrecken. Die friedliebende und handeltreibende Bevölkerung von Saloniki (sie besteht größtentheils aus Griechen und Juden, und die Letzteren haben die Mehrheit) sah plötzlich jene Bassermann'schen Gestalten, welche sie bisher nur hinter Schloß und Riegel zu erblicken gewöhnt war, in ihrer Mitte erscheinen und wurde von einer förmlichen Panik ergriffen, im Vergleich zu welcher die Angst wegen des Vorschreitens des Brandes nur eine Kleinigkeit war. Die Leute rannten und stürzten wie toll durcheinander. Sie schlossen die Häuser, die Magazine und die Boutiken und verammelten die Thüren. Sie geberdeten sich so toll, daß sie das schwere Werk der Zapptjas ihrerseits ohne alle Noth noch schwieriger machten. Die Gefangenen machten sich die Unordnung zu nuß. Wenn auch die Ketten, welche sie in der Regel tragen, und welche man zum Zwecke des Straßentransportes durch neue vermehrt hatte, sie hinderten, zu entlaufen, so erlaubten sie ihnen doch, über die auf der Straße ausgebreiteten Borräthe der Obsthändler herzufallen und ihre Gier an den Melonen und anderen Früchten in wahrhaft viehischer Weise zu befriedigen. Die Zapptjes jedoch verstanden keinen Spaß, sondern prügelten auf Beide los, auf das unvernünftige Publikum und auf die thierischen Sträflinge, und zwar mit solchem Erfolg, daß das erstere von seinem unsinnigen Gebahren und letztere von ihrem Verlangen nach „Frutta mista“ (dies ist hier bei Tisch der übliche Ausdruck für das Obstdessert, welches aus süßen

Melonen, Wassermelonen, Feigen und Trauben besteht, was alles hier so viel Pfennige kostet, wie bei uns Groschen) endlich abstanden und glücklich nach der Wasserburg gebracht wurden.

Ich sah sie dort am andern Tage. Diese Wasserburg bildet die südöstliche Spitze der großen crenelirten Mauer, mit welcher Saloniki von alter Zeit her umgeben ist, und welche auf der Spitze des Berges ihre Krönung findet in einer Festung, die man ebenso wie die im Südwesten von Constantinopel, Yedi-Kulé, d. h. die „Sieben Thürme“ nennt, obgleich so viel Thürme jetzt nicht mehr vorhanden. Man erkennt aus dem Tract dieser Befestigungsmauer, daß Saloniki bessere Lage gehabt hat, als heute. Ohne Zweifel war die ganze von der Mauer eingeschlossene Fläche ehemals mit Häusern bebaut. Heute ist dies nicht mehr der Fall. Ein Drittel davon liegt wüsth. Es wächst daselbst nicht einmal Gras oder ein Baum. Der Humus ist heruntergeschwemmt, und der nackte Fels tritt zu Tage. Solche Verwüstungen, welche einen Culturrückschritt bedeuten, gehören in der Türkei zu den integrirenden Bestandtheilen eines jeglichen Bildes, und vergeblich fragte man, wann Jemand kommen wird, um diese Spuren eines barbarischen Fußes, unter dessen Tritten kein Gras wächst, wieder zu verwischen. Die Mauer, welche die Stadt von dem Meere abschloß, hat der Pascha abreißen lassen. Er hat wohl daran gethan. Die Straßen, früher meistens Sackgassen, öffnen sich jetzt nach dem Strande, wo sich, namentlich seitdem die Eisenbahn nach Obermacedonien und Bosnien landeinwärts geht und die Produkte des Binnenlandes nach dem Meer führt, ein reges Leben entfaltet. Allgemein ist das Verlangen nach einer Fortsetzung der Eisenbahn landeinwärts, damit sie im Norden einen Anschluß gewinnt, namentlich an die österreichisch-ungarischen Bahnen. Ein griechischer Kaufmann von Saloniki behauptete, wenn dieser Anschluß

gewonnen sei, bilde London, Hamburg, Wien, Eßeg, Saloniki, Suez beinahe eine gerade Linie, und Saloniki werde alsdann einen großen Aufschwung nehmen, da auch die Ueberland-Mail unzweifelhaft diesen Weg einschlagen werde. Ein Deutscher aber meinte, dies sei einstweilen „Zukunftsmusik,“ vorerst würde der Handelsstand von Saloniki wohl daran thun, sich einer größeren Solidität zu befleißigen, während jetzt der Credit des Ortes durch verdächtige Brände, durch leichtsinnige und betrügerische Bankerotte und sonstige Schwindelcien untergraben werde. Ich kann darüber nicht richten. Nur das kann ich mit Bestimmtheit behaupten: es ist mit der Rechtshilfe hier eigenthümlich bestellt. Bekanntlich stehen in der Türkei die Untertanen der sogenannten „befreundeten Mächte“ kraft der bestehenden Capitulationen unter der Gerichtsbarkeit der Consulate. Dies geht recht gut, wo, wie in Constantinopel, ein rechtsgelehrter Beamter (consul missus) das Consulat bekleidet und von den nöthigen Arbeitskräften umgeben ist. Wo dagegen, wie hier, ein Kaufmann als Honorarconsul (consul electus) fungirt, welcher nicht einmal die deutsche Sprache, geschweige denn deutsches Recht versteht, wäre es unbillig, eine unseren westeuropäischen Begriffen entsprechende Justiz zu erwarten, wozu dann noch die eigenthümlichen Schwierigkeiten der Exekution kommen. Als Merkwürdigkeit mag noch erwähnt werden, daß an einem anderen größeren Orte der Türkei, wie mir glaubhafte Leute erzählten, der deutsche Consul, ebenfalls ein Nichtdeutscher und Honorarconsul, der deutschen Sprache und der deutschen Dinge so unkundig ist, daß er im Jahre 1868 äußerte, mit der preußischen Sprache habe er sich nun so ziemlich durchgeschlagen, nun aber solle er (er war zwischenzeitig vom preußischen zum norddeutschen Consul abancirt) gar „Norddeutsch“ lernen, was in seinen Jahren gewiß seine Schwierigkeiten habe. Am 15. August 1870 erschien er an der Seite seines französischen Kollegen

in großer Uniform in der Kirche, in welcher man u. A. auch den Napoleonstag und jene „glorreiche Schlacht von Saarbrücken, in welcher das Kind von Frankreich, Kugeln suchend, die Bluttaufe empfing,“ feierte, und als man ihn fragte, wie er das mit seinem Amte vereinbaren wolle, bemerkte er, seine Handelsgeschäfte wiesen ihn an Frankreich, und außerdem sei der 15. August auch ein hoher katholischer Feiertag, welchen mitzufeiern er berechtigt sei. Relata refero. Doch genug. Kehren wir zurück zum Strand von Saloniki.

Es war an einem Morgen, früh 6 Uhr, als ich mir in der Nähe des griechischen Theaters (welches seit der Beseitigung der alten Stadtmauern sich ebenfalls dort etablirt hat, mitten unter einer Anzahl europäischer und türkischer Cafés, die wie Pilze aus der Erde schießen und wirklich nur Kaffee schenken, und zwar sehr guten, während man in einem Berliner „Kaffeehaus“ nur Schnaps oder Bier trinkt), ein türkisches Boot, Kait genannt, miethete und nach der Badeanstalt am östlichen Ufer fuhr, den Strand entlang, bis ich an jenen großen runden Gefangenthurm mit seiner doppelten Krönung kam. Derselbe ist auf zwei Seiten von der alten crenelirten Mauer umgeben und auf den zwei andern von einer neuen. Die kleinen und unregelmäßigen, aber schwer vergitterten Fensteröffnungen in der äußeren Mauer des kolossalen Thurmes bilden nur die Luft- und Lichtlöcher für die Treppen und Gänge, von welchen aus die Gefängnisse erst indirekt ihr Licht empfangen. Wahrscheinlich ist es die üble Beschaffenheit dieser innern Räume, welche den Anlaß gegeben, die Gefangenen zuweilen innerhalb der hohen Einfassungsmauer frei herumspazieren zu lassen; und so hatten sie denn auch heute plaudernd, singend, rauchend, in ihren bunten und malerischen Kleidern in den Böchern und Schießgarten, in den Oeffnungen und zwischen den Zinnen der blendend weiß

angestrichenen Mauern und Wände des Gefängnisses, zum Theil ganz oben, daß sich ihre Gestalten groß auf dem dunkelblauen Himmel abhoben, zum Theil auf der untersten Brüstung, daß sie sich in der dunkelgrünen See spiegelten; und den Hintergrund bildeten die von der Morgensonne am Gipfel roth angehauchten, mächtigen Berge. Ein oberflächlicher Beobachter konnte wohl glauben, das sei ein „fideles Gefängniß;“ allein wer den Zustand des Innern kennt, und wer weiß, wie hier zwar auch Räuber und Mörder, aber auch manche Unschuldige sitzen, welchen der Rückweg zur Freiheit durch die eigenthümlichen Schwierigkeiten und Mängel der türkischen Rechtspflege vielleicht für immer abgeschnitten ist, der wird kein Gelüst mehr spüren, das Schicksal der „fidelien“ Gefangenen zu theilen. Ich muß hier übrigens bemerken, daß, wenn es in der Türkei der Gefangene schlecht hat, der Grund hiervon in der allgemeinen Indolenz und Gleichgültigkeit zu suchen ist, keineswegs aber in einem besondern Hang zu raffinirter Grausamkeit, von welcher ich zwar draußen sehr viel gehört und gelesen, hier aber, in der Türkei selbst, nie das Geringste bemerkt habe. Im Gegentheil sah ich wiederholt unter dem Thor des Gefängnisses des Konak folgende Scene: Der Gefangene saß mit Ketten schwer belastet (das ist nun einmal so Sitte, wahrscheinlich weil die Gefängnisse an sich ihrer mangelhaften Beschaffenheit wegen keine Garantie gegen Entweichen bieten) mitten unter seinen Wächtern. Allein die Bewacher und der Bewachte, die Zapptjes und der Verbrecher, unterhielten sich recht freundschaftlich mit einander, und einer der ersteren spendete dem letzteren sogar eine Papiercigarrette eigener Fabrik, welche der Delinquent stillbergnügt rauchte. Selbst auf dem Weg zu der Richtstätte erlaubt man ihm, eine Cigarre und eine Tasse Kaffee zu nehmen. Ohne Tabak und ohne Kaffee läßt sich hier überhaupt nichts machen. Die höchste Staatsaktion und ebenso eine Hinrich-

tung können ohne dieses Beiwerk nicht stattfinden. Da wir also die Sträflinge in Sicherheit wissen, nun noch eine kleine Bemerkung über eine Scene beim Brande. Dann wollen wir den Weg zum Pascha antreten.

Bei Gelegenheit des Brandes und bei seinem schnellen Vorschreiten mußten natürlich auch die türkischen Frauen, welche die brennenden Häuser bewohnten, zum Zwecke der Rettung zum Vorschein kommen oder zum Vorschein gebracht werden. Bei den wirklichen Frauen, d. h. bei denjenigen, welche, wenn auch plures, mit dem Hausherrn legitim verheirathet sind, geschah dies in strengster Verhüllung; diese Verhüllung war oft so eifertig angelegt, daß sie den Frauen gar nicht erlaubte, zu gehen. In diesem Falle wurden sie von den Dienerinnen getragen und schleunigst in einem befreundeten Nachbarhause geborgen, um sie den Augen der neugierigen Rajah zu entziehen. Ganz anders war dies bei den übrigen weiblichen Mitgliedern des Hauses. Da waren z. B. die „Odalik,“ d. h. die Gesellschafterinnen. (Oda heißt nämlich die Stube, und Odalik so viel, wie „Frauenzimmer;“ ganz wie im Deutschen, in dem doppelten, sowohl persönlichen als sachlichem Sinne. Man könnte sie auch auf Deutsch „Kammerfrauen“ nennen, oder wie es im officiellen königlich sächsischen Hofkalender heißt oder wenigstens vor Kurzem noch hieß: „Kammermensch.“) Jedenfalls heißen und hießen sie niemals „Odaliken.“ Dies ist eine französische Verballhornung. Ebenso wie „Minaret“ statt Minareh, „Serail“ statt Serai u. s. w. Es wäre, beiläufig bemerkt, sehr zu wünschen, daß die deutschen Bücherschreiber sich jener falschen französischen Formen entwöhnten. Auch im Uebrigen schreiben wir die türkischen Namen — ich meine die geographischen — à la française und die indischen à l'anglaise u. s. w. — Wozu? Warum können wir sie nicht nach unserer deutschen Aussprache schreiben? „Schreibe wie du sprichst,“ sagte der alte Heinsius in

seiner deutschen Sprachlehre; (und der Mann hatte wahrlich nicht Unrecht.) Die „Odalik“ also liefen vor dem Brande auch fort, aber zu Fuß und weniger sorgfältig verummmt und verschleiert. Dann war noch eine dritte Klasse weiblicher Wesen, von allen Hautfarben bis hinunter zum dunkelsten Schwarz. Sie gingen unverschleiert, packten tüchtig mit an, beim Retten der Damen sowohl als bei dem der Sachen, und geberdeten sich, wie bei uns tüchtige treue Diensthoten. Ich fragte:

— Das sind wohl die Sklavinnen?

— „O nein,“ sagte man mir, „die Sklaverei, oder wenigstens der Sklavenhandel ist auch in der Türkei abgeschafft.“

Nachträglich aber erfuhr ich, daß dies nicht so ganz wörtlich zu nehmen. In Constantinopel sowohl als auch in den anderen größeren Städten besteht noch der Sklavenmarkt, insbesondere auch der Markt der Sklavinnen. Für einen Europäer hält es nur außerordentlich schwer, dort Zutritt zu erlangen. So lange es aber einen Sklavenmarkt gibt, gibt es auch Sklaverei. Es sind das in der Türkei, wo überhaupt viele Dinge auf dem Papier stehen, aber in Wirklichkeit nicht existiren, und ebenso viele Dinge in Wirklichkeit existiren, welche auf dem Papier verboten sind (wie z. B. das Waffentragen), zwar nicht privilegirte und durch das Gesetz sanctionirte, wohl aber tolerirte Dinge, wie in Europa Spiel- und andere leichtfertige Häuser.

Im Uebrigen ging es bei dem Brande in Saloniki ziemlich einfach zu. Viel zu retten gibt es nicht in einem türkischen Hause. Kleider, Schmuck und Waffen sind schnell zusammengerafft. Eigentliches Hausgeräthe, wie Betten u. dgl. gibt's nicht. Die Decken und Polster, worauf man bei Nacht schläft, werden bei Tag zusammengebunden und in Wandschränken aufbewahrt. Sie sind schon „gerollt“ und also auch bald gerettet.

Als ich einige Stunden nach Beendigung des Brandes

wieder auf die Brandstätte ging, fand ich einen Theil der Abgebrannten, wenigstens die Männer, mit echt türkischer Resignation im dolce farniente auf ihren Decken liegen, rauchend und die milden Gaben in Empfang nehmend, welche ihnen die verschont gebliebenen Nachbarn offerirten. Etwas später sangen sie ein türkisches Lied, abwechselnd bauchrednerisch, guttural, nasal, fistulirend, und dann endlich schloßen sie quasi *re bene gesta* den Schlaf des Gerechten.

Und nun also gingen wir endlich zum Pascha, nämlich der Chef der Eisenbahnstrecke Saloniki-Ülschiup-Mitrowiza und ich. Wir gingen vom Hotel Benedetti, wo ich wohnte, eine endlos lange Straße bergauf. Die Häuser sind nicht mit der Fassade die Straße entlang gebaut, sondern stoßen nur mit dem Giebel auf dieselbe. Die Dächer laufen alle parallel mit dem Berg, woher es kommt, daß alle an den Berg hinaufgehenden Städte aussehcn, als wenn sie terrassenförmig angelegt wären. Die Dächer laufen alle gleichmäßig neben, über und unter einander hin; nichts unterbricht die horizontale Linie, als die Bäume, unter welchen namentlich Cyressen und Pappeln die streng gegliederte Verticale vertreten. Ziemlich weit oben am Berg schwenkt man rechts ab, und nun steht man vor dem „Konak,“ der Residenz des Pascha's. An dem Thore (jeder Konak ist mit einer Mauer umgeben) präsentirt die doppelte Wache das Gewehr. In dem Hofe findet man einige Officiere, viel Zapptjes und noch viel mehr Publikum, Männer in allen Trachten, in europäischer, in griechischer, in bulgarischer, in jüdisch-spanischer, in bosniischer, in arnautischer, in armenischer und albanesischer, — die meisten jedoch mit dem landesüblichen Fez auf dem Haupte. Auch Frauen, die türkischen natürlich, wie immer, so auch hier, eingehüllt in Kopftücher und Burnus. Alle haben hier ihre Geschäfte. Viele wollen nur bei den Schreibern etwas fragen, andere wollen den Generalsecretär, einige auch den Pascha, oder

wie die Europäer sagen: „die Excellenz hochselbst,“ sprechen. Denn der Pascha giebt unermüdet während eines großen Theils des Tages Audienzen mit einer Ausdauer und einer frommen Denkart, welche sich bei der großen Mehrzahl der deutschen Beamten sehr schnell in das Drachenblut grob bürokratischen Ansehens verwandelt haben würde. Der vornehme Türke ist immer ruhig und gelassen. — Den Styl des Konak kann ich nicht beschreiben; denn er hat keinen. Er ist ein großes, leichtes, lustiges Gebäude, — alles auf Abwehr der Hitze, auf Luftzug, Kühlung und Ventilation berechnet. Denn hier lehzt Jeder nach Zug, während sich in Norddeutschland Jeder dagegen wehrt. Im Innern gibt's keine Thüren. Die Eingänge sind durch dicke, rothe türkische Teppiche geschlossen. Dieselben sind nur oben befestigt und können aufgerollt werden, wie der Theatervorhang in Deutschland. In der Regel hebt man sie nur ein wenig unten auf und schlüpft dann hinein an einer der Seiten, welche beide offen sind.

Der Pascha selbst sitzt in einem großen Saal des oberen Stockwerks. Auf der einen Seite ist Fenster an Fenster, auf der andern sind die Thüren. Zwischen beiden natürlich die lebhafteste Ventilation. Ringsum an den Wänden stehen Sopha's und gepolsterte Sessel. Die Eingeborenen ziehen vor der Thüre die Schuhe aus, oder wenigstens die Uberschuhe, welche zu tragen neuerdings immer mehr üblich wird. Es ist strengste Sitte, entweder auf Socken oder wenigstens in ganz untadelhaft blankem Schuhwerk zu erscheinen. Manche Europäer stoßen dadurch sehr an, daß sie entweder aus Unkenntniß oder aus Uebermuth, Gleichgiltigkeit oder dergleichen, in beschmutzten Stiefeln vor hohen türkischen Beamten erscheinen. Es ist dasselbe, wie wenn man bei uns in Hemdärmeln oder mit der Mütze auf dem Kopfe in dem Empfangszimmer eines Ministers erschiene. Der Unterschied ist nur der: Unser Minister würde grob werden und sich dergleichen

ernstlich verbitten. Der Türke dagegen ignorirt es, aber nur scheinbar. Seine Grandeza (wir Deutsche schreiben Grandezza mit zwei z, auch das ist falsch, der Spanier schreibt es nur mit einem z und spricht Grandèsa), verbietet ihm, direkte Bemerkungen zu machen, aber er weiß es anderweitig einzutränken. Er hat trotz aller Indolenz für dergleichen ein sehr gutes Gedächtniß.

Der Türke, wenn er den Audienzsaal eines Großen mit seinen nach obiger Vorschrift ordnungsmäßig eingerichteten Füßen betritt, macht eine tiefe Verbeugung, wobei er mit der rechten Hand den Fußboden berührt und dann, die Handfläche nach innen, mit derselben mehrmals zuerst nach dem Mund und dann nach dem Kopfe fährt. Letzteres hat Aehnlichkeit mit unserem militärischen Salutiren, nur machen wir es bloß einmal und halten die Handfläche nach außen. Der große türkische Gruß, wie ich ihn soeben geschildert, bedeutet aber Folgendes:

— „Ich hebe den Staub, den Deine Füße betreten, empor, führe ihn zu meinem Munde, um ihn zu küssen, und dann zu meinem Haupte, um ihn auf dasselbe zu streuen.“

Natürlich ist das alles ebensowenig wörtlich zu nehmen, wie wenn bei uns Jemand in tiefster Ehrfurcht „erstirbt“ oder andere derartige Dinge mit seiner Zunge oder auf dem Papier verrichtet, wovon sein Herz nichts weiß. Interessant ist es zu sehen, wie zwei hohe türkische Beamten sich bei einem Besuche benehmen. Der Besuchende von der Eingangspforte aus, der Besuchte von seinem Platz aus suchen möglichst schnell zu einander zu kommen; denn wer die größte Strecke hinter sich bringt, ist der höflichste. Ihre gegenseitigen Verbeugungen und Höflichkeiten sind wahrhaft excentrisch.

Bei den türkischen Beamten herrscht das System der Oeffentlichkeit und der Mündlichkeit in einem Umfang, welcher an den weisen Salomo im alten Testament erinnert, der ja

auch seine Audienzen unter dem Thorbogen gab, — in einem Umfange sage ich, welcher in Europa gänzlich unbekannt ist. Während der Beamte mit Dir über Geschäfte verhandelt, sitzen Duzende anderer Leute, die noch auf geneigtes Gehör warten, ringsum an den Wänden auf dem Divan, und andere kommen noch fortwährend dazu. Sie schlüpfen seitwärts durch die Thüre, machen die Begrüßung und stellen sich dann, die Arme über dem Bauch gekreuzt, in der Nähe des Eingangs auf, so lange, bis ein Sitz auf dem Divan frei wird, oder der Pascha sie einladet, Platz zu nehmen. Die Reihenfolge auf dem Divan bestimmt zugleich die Priorität im Gehör, sofern der Pascha nicht gegentheilig verfügt; denn ein Rechtsanspruch wird dadurch nicht begründet. Diese Oeffentlichkeit aller politischen und administrativen Verhandlungen hat natürlich auch ihre Schattenseiten. Denn, wenn Du um 3 Uhr Nachmittags etwas mit dem Pascha verhandelt hast, so pfeifen es um 5 Uhr schon die Sperlinge von allen Dächern, oder was dasselbe ist: Die Bummeler, deren es in der Türkei mehr als sonstwo gibt, erzählen es in allen Cafés der Stadt. Aehnlich wie beim Pascha geht es beim Kaimakan, der ungefähr dem preussischen Landrath vergleichbar. Natürlich weniger feierlich.

Omer Fevzi Pascha, Wali von Saloniki, (sein Bezirk setzt sich zusammen aus einem Theile von Thessalien und Untermacedonien), ersparte uns die türkischen Formalitäten. Er kam uns entgegen, schüttelte uns die Hand und lud uns ein, rechts und links von ihm Platz zu nehmen. Er ist ein schlanker Mann von mittlerer Größe und hat ein schönes echt alttürkisches Gesicht. Seine Stirn ist hoch und die Nase stark gebogen. Sie springt steil vor und biegt sich dann scharf nach unten, jedoch ohne eine Häng Nase zu werden. Die obere Lippe ist bedeckt von einem dicken, vollen, niemals beschnittenen Schnurrbart, im Uebrigen ist der Vollbart ganz kurz gestutzt, etwa à la Minister Gulenburg.

Die Augen sind dunkel und lebhaft und fixiren Einen beim Sprechen. Den Kopf ziert der unvermeidliche rothe Fez mit der schwarzen Quaste. Im Uebrigen trägt der Pascha eine ganz helle Sommerkleidung nach europäischem Schnitte. Den Fez behielt er natürlich auf, während wir unsere Hüte absetzten. Dafür hatten wir unsere Schuhe vor dem Eintritt in den Konak sorgfältig wischen lassen. Diese Prozedur steht Einem in der Türkei überall, selbst in kleinen Städten, um einen billigen Preis (3 Piaſter = 30 Kr. öſterreichiſch) zu Dienſten, während ſie in den Straßen von Berlin entweder gar nicht, oder nur ſehr ſchlecht zu haben iſt.

Der Paſcha rauchte Papier-Cigarren aus einer zwei Schuh langen und buntbemalten Cigarrenſpiße. Der Aſchenbecher ſtand auf der Erde zu ſeinen Füßen. Der Tſchibuk und die Waſſerpfeife (Nargileh) — letztere iſt ſchwer zu rauchen für einen Europäer — ſind, ſeitdem das Tabaksmonopol eingeführt iſt, immer mehr im Verſchwinden. Der Paſcha ließ ſofort für Jeden von uns Cigarren und Kaffe kommen, beides vortrefflich. Zwischen dem Paſcha und mir ſtand ſein Arbeitstiſch, ſagen wir lieber Tiſchchen. Denn es war außerordentlich zierlich, und die Tiſchplatte maß kaum anderthalb Fuß im Quadrat. Darauf ſtand das Schreibzeug, beſtehend aus verſchiedenen kleinen Töpfchen aus Porzellan, welche ebenfalls wie türkiſche Kaffeetaſſen ausſahen; ferner türkiſche Federn, beſtehend aus einem Rohr und geſchnitten, ähnlich unſeren Gänſekielen, nur ſteht der Spalt in ſeiner Spitze etwas anders, weil der Türke von rechts nach links ſchreibt; Bleiſtiſte, Siegellaſt, ein Peſchaf und ein Trockenſtempel, welcher letztere ſtatt der Signatur des Paſcha's unter die von ihm auszufertigenden Aktenſtücke gedruckt wird. Endlich lag da auch noch eine Scheide von gelbem Metall. Ich glaubte, ſie enthalte den landesüblichen Dolch. Aber ich irrte. Sie war uur ein Brillenfutteral. Außerdem lagen auch Papiere auf dem Tiſchchen. Einzelne

kleine und mit bewundernswerther Kalligraphie geschriebene Blätter schienen Entwürfe zu sein, welche des bestätigenden Trockenstempels harrten; die andern, in gewöhnlichem Folioformat, schlecht und größtentheils schief geschrieben, waren Eingaben und Supplikten, deren auch während unserer Unterhaltung immer noch neue hinzukamen. Sie wurden gebracht theils durch den Secretär des Pascha's, theils durch den Kommandanten seiner Zapptjes. Beide Männer waren von stattlichem Ansehen und noch nicht alt. Wenn sie dem Pascha eine Meldung machten, neigten sie den Mund an sein Ohr und flüsteren leise, aber streng articulirt, so zu sagen staccato. Dann stellten sie sich gerade, indem sie die Arme über dem Bauch kreuzten, was hier ein Zeichen von Respekt ist. Der Pascha antwortet ebenfalls leise, aber auch sehr articulirt, außerdem kurz und bestimmt. Ich glaube, ich hätte von der Unterredung kein Wort verstanden, auch wenn sie statt türkisch deutsch geführt worden wäre, und wenn ich auch indiscret genug gewesen wäre, darauf zu achten. Man sieht also, während die Verhandlungen mit den Bittstellern und dem Publikum (mit dem bekannten „Quilibet ex populo“ der Pandekten) öffentlich geführt wurden, bestand doch in einem gewissen Bereiche das Dienstgeheimniß, nämlich für den internen Verkehr zwischen Beamten und Officieren unter einander, was ich sehr vernünftig finde.

Zwischen dem Pascha und uns wurde die Unterhaltung ebenfalls in einer für alle übrigen Anwesenden absolut unverständlichen Sprache geführt, nämlich deutsch. Der Pascha sprach ein vollkommen richtiges, dialektfreies, schriftmäßiges Deutsch. Nur manchmal erinnerte eine kleine Wendung oder Nuance daran, daß er dasselbe in Wien gelernt hatte, und wenn ihm zuweilen eine Vocabel fehlte, dann griff er zu dem betreffenden französischen oder italienischen Wort. Die Unterhaltung marschirte so leicht und ungezwungen, wie sie

nur irgendwo in guter Gesellschaft in Westeuropa zu gehen pflegt. Wir plauderten eine ganze Stunde mit einander; und wenn sich der Pascha dabei ebenso gut unterhalten hat wie ich, so bin ich vollständig zufrieden.

Vor Allem bin ich, als gewissenhafter Tourist und Berichterstatter, verpflichtet zu sagen, daß er mir keinerlei Bekenntnisse, Eröffnungen, Enthüllungen, Offenbarungen oder Confidencen gemacht hat. Wer also an dem heutzutage gleich der Kinderpest, der Neblaus, der Kartoffelkrankheit und der Cholera grassirenden „Sensationsbedürfnisse“ leidet, der soll Alles, was ich hier schreibe, lieber ungelesen lassen.

Um Dich aber schadlos zu halten, will ich, statt des Pascha's, Dir eine „Confession“ machen. Als ich die beiden hölzernen Treppen zum Audienzsaal des Pascha's hinaufstieg, kam mir ein peinlicher Einfall. Ich dachte zunächst:

— Der Pascha wird Dich fragen, warum Du nach Saloniki gekommen und was Du zuerst gesehen. Dann mußt Du ihm von der Hinrichtung des Armeniers sprechen, und was Du sagst, sagen mußt, das wird ihm nicht angenehm sein. Denn seine Leute, die Zapptjes, haben dort diese grauenhafte Erwürgung verübt. —

Allein ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß die Todesstrafe überhaupt nicht zu ästhetischen Zwecken erfunden sei, daß ich im norddeutschen Reichstage dagegen gestimmt habe u. s. w., — kurz, ich fühlte mich sicher, einige Springstangen zu finden, mittelst welcher ich in der Conversation über den armenischen Kaufmann mit seiner Inschrift auf dem Bauch hinauskommen könne.

Dann kam ein zweiter Einfall. Er war, wie sich unsere alte diplomatische Schule auszudrücken beliebt, „altioris indaginis,“ d. h. höherer Art und schwer zu überwinden. Ich calculirte nämlich so:

— Der Pascha weiß, daß Du Mitglied des deutschen

Parlaments bist. Er weiß, daß Du jetzt aus Mitrowika, d. h. aus Bosnien, kommst. Er wird am Ende mit Dir über den Aufstand in der Herzegowina sprechen wollen. Er wird Dich fragen, was Du in Bosnien darüber vernommen. Was sollst Du ihm sagen? Was habe ich denn eigentlich erfahren? Leutegeschwätz, nichts als Leutegeschwätz. Man kann daraus wohl einen recht schönen Stimmungsbericht zurecht schneiden, und ich will durchaus nicht verschwören, daß ich einen solchen verüben könnte, namentlich z. B. um den Unfug zu schildern, welchen in diesen Provinzen die türkischen Zehnt-Pächter treiben. Aber alles das weiß ja doch der Pascha viel besser. Und wenn er nun gar wissen will, welche Politik das deutsche Reich hinsichtlich der Herzegowina einhalten wird und hinsichtlich jener berüchtigten großen See Schlange, welche man die „orientalische Frage“ nennt? Ich habe ja während dieser Reise gen Südosten so oft erfahren müssen, daß hier Irrthümer walten, welche persönlich unangenehm werden können. Man hält nämlich im Ausland, und namentlich im südlichen Ausland, die Preußen für ganz außerordentlich schlau, während sie nicht klüger sind als andere Menschen auch; und man glaubt, jeder Reichsbote sei eingeweiht in die intimsten Geheimnisse des deutschen Großveziers, während derselbe doch bekanntlich das Beste, was er weiß und intendirt, für sich behält und, trotz oder vielmehr grade vermöge seines außerordentlichen Conversations-Talentes, welches zu einer bedingten und modificirbaren Offenherzigkeit hinneigt, jedenfalls am wenigsten Aehnlichkeit hat mit einem Nachschlagebuch, bei welchem man über jeden Gegenstand beliebige Auskunft erhält.

Omer Fevzi Pascha aber bewährte seinen Ruf als Mann von Takt und von Klugheit. Er sprach von der Herzegowina und dem Aufstande kein Wort, und ich hütete mich wohl, auf diesen peniblen Gegenstand die Rede zu bringen. Wenn ich auch nicht daran zweifle, daß die Tür-

fei, welche außerordentlich ausdauernde, kräftige und genügsame, und dazu tapfere und nicht gerade schlecht bewaffnete und disciplinirte Soldaten hat, der aufständische Rajah, welche unzureichend bewaffnet, unter sich nicht ganz einig und ohne alle Disciplin ist, ohne Zweifel überlegen ist und sie besiegen wird, sobald man nur erst einmal ein paar Tausend Mann an Ort und Stelle hat, so hätte ich doch dem Pascha nicht verhehlen können und dürfen, daß nach Allem, was ich in Bosnien gesehen, die Verwaltung und die Finanzpolitik der Türken, namentlich aber die Art der Verpachtung und Erhebung des Naturalzehntens, keineswegs ungeeignet sind, die Rajah zur Verzweiflung zu treiben. Es war also gut, daß der Herzegowina-Kelch an mir vorüberging. Der Pascha aber konnte, ohne sich etwas zu vergeben, kaum anders thun, als wenn es sich nicht der Mühe lohne von diesen „Rajah-Banden“ zu sprechen. Ganz recht hat er damit freilich auch nicht, aber jedenfalls mehr als Diejenigen, welche von allerlei neuen kleinen und lebensunfähigen slavischen Zukunftsreichen sprechen und jetzt schon die Türkei theilen wollen, wie einen Pfannkuchen.

Der Beginn unserer Unterhaltung ergab sich von selbst. Ich saß dem Pascha gegenüber vor seinem Tischchen. Beide saßen wir also in der Luftströmung zwischen den Fenstern und den Thüren.

„Ich fürchte,“ sagte der Pascha, „Sie sitzen zu sehr im Zuge. Die Männer aus dem Norden lieben das nicht.“

Ich protestirte gegen jede Platzveränderung und versicherte dem Pascha, daß ich in diesem Punkt südliche, und wenn er lieber wolle, orientalische Liebhabereien habe und unter allen Umständen den Zug der verdorbenen, dicken, heißen und unbewegten Luft vorziehe.

„Dann wird es Ihnen in unsern Häusern gefallen,“ erwiderte der Pascha. „Denn bei uns ist Alles darauf eingerichtet, frische Luft, Kühlung und Wasserdunst zu ver-

breiten.“ Und nun setzte er mir mit eben so viel Sachkenntniß als Klarheit die Grundsätze des türkischen Häuserbaues und der sonstigen häuslichen Einrichtungen auseinander; und wie dabei Alles ausgehe von der Absicht, mit möglichst geringen und einfachen Mitteln möglichst viel für Comfort und Behaglichkeit zu leisten, und die Gegenwart zu befriedigen, ohne für die Ewigkeit bauen zu wollen, welche man Gott überlassen müsse.

Die Einzelheiten seiner Auseinandersetzung will ich hier übergehen. Ich werde sie vielleicht in einem besonderen Kapitel über „die Haus- und Lebens-Philosophie der Türken“ ausführlich behandeln. Ich mußte sehr Vielem auf Grund eigener Wahrnehmung zustimmen. Plötzlich aber fiel mir ein, daß uns unser alter Professor Vex in Weilburg an der Lahn gelehrt hatte, „wenn Zwei immer derselben Meinung seien, so drohe die Unterhaltung in das Stocken zu gerathen.“ Ich sagte daher:

— Das mag Alles ganz richtig sein, Excellenz, aber gegen die Kälte verstehen wir uns besser zu schützen. — Ich erzählte ihm, wie ich nirgends schrecklicher gefroren habe, als in Neapel.

„Das gebe ich zu, Sie haben diesen Schutz gegen die Kälte nöthiger. Wir wissen dieselbe besser zu ertragen und haben deren nicht so viel und nicht so oft wie Sie.“

Dann fragte er mich, welche Theile der Türkei ich bis jetzt bereist habe. Ich erzählte ihm kurz meine Reise im Sid-Bad; und er meinte, so weit in's Innere des Landes kämen die meisten Europäer nicht, sie kämen entweder durch das Aegeische Meer herauf oder die Donau herunter und beschränken sich auf Constantinopel und die Kleinasiatische Küste, wo man unmöglich ein Bild von dem Lande gewinnen könne: daher rührten denn auch die vielen falschen und oberflächlichen Urtheile. Wenn ich aber wieder einmal nach dem Orient reise, dann empfehle er mir die Insel Creta,

die er eine Zeit lang verwaltet habe, zu einem längeren Aufenthalt im Winter oder Frühjahr; sie sei, während die übrige Welt noch unter dem Winter leide, ein wahres Paradies, und in jeder Beziehung ebenso interessant, als bequem zu bereisen.

Dies führte auf die Strapazen einer Reise im Innern des türkischen Reiches. Er meinte, daß in einem Lande, wo man vorzugsweise auf die Gastfreundschaft angewiesen, und wo die Ansprüche der Eingebornen in Betreff von Pflege, Speise und Trank so außerordentlich einfach und bescheiden seien, kaum die Möglichkeit abzusehen sei, Hôtels in europäischem Styl zu errichten. Indessen erleichterten die Eisenbahnen das Reisen in's Innere doch schon sehr erheblich.

Ich sagte ihm, allerdings seien die türkischen Eisenbahnen besser als ihr Ruf, und ich sei zuweilen auf deutschen Eisenbahnen schon weit schlechter gefahren, als auf den türkischen.

„Ja, und der Gütertransport ist ebenfalls im Steigen.“

„Gewiß,“ schaltete der Eisenbahnbeamte ein, „wenn nur die Behntpächter kämen, daß man endlich das Getreide, welches schon so lange in Haufen steht und auf sie wartet, abfahren könnte.“ Ich dachte: Aha, nun kommt es zum Klappen.

Der Pascha ließ eine Sekunde seinen scharfen und doch so ruhigen Blick über den Sprechenden gleiten, aber er antwortete nicht auf seine Zwischenbemerkung.

Vielleicht dachte der Pascha etwas Aehnliches, wie der alte Prinz Wittgenstein, der letzte Minister des Herzogthums Nassau. Als ich mich längere Zeit hindurch bemüht hatte (es war 1865), diesem die Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Gesamtverfassung zu beweisen, streifte mich der alte Prinz mit einem ähnlichen Blick, wie der Pascha Herrn Horak; dann sagte er lächelnd: „Der Bundestag ist bucklig — das ist nicht schön, — aber man kann es nicht än-

bern, — will man ihm den Budel abschneiden, dann stirbt er, — also lassen wir ihn budlig, wie er ist.“ Ein Jahr später wurde die Operation vorgenommen und der Operirte ist wirklich gestorben. Vielleicht scheut auch der Pascha die Operation. Er wandte sich an mich mit den Worten:

„Ja, die Eisenbahn wird dieses Jahr zu thun bekommen. Unsere Ernte ist vortrefflich, namentlich die Getreide-Ernte, während sie in Rußland, Italien, Frankreich und Amerika gelitten hat. Wie ist sie in Deutschland?“

Ich gab ihm darüber nach Kräften Auskunft.

„Ich sehe,“ erwiderte er, „daß Sie sich für die Landwirtschaft lebhaft interessieren. Wie finden Sie unsere landwirtschaftlichen Zustände?“

Ich sagte ihm ohne Umschweife meine Meinung. Die Ebene, welche Constantinopel umgibt, die Wildnis, welche sich landeinwärts bis fast nach Adrianopel erstreckt, sei wahrhaft entsetzlich und finde ihres Gleichen nur in der Campagna Romana. Dagegen habe ich im oberen Bardarthal und im südlichen Bosnien weit mehr Kultur gefunden. Die endlosen blühenden Centifoliensfelder am südlichen Balkan seien wahrhaft entzückend. Auch in seinem Paschalik (Vilajet) habe ich zwar ebenfalls viele kahle Felder, schlechte Distelweiden und Dornenwüsten, und große Inundationsgebiete mit Steingerölle, aber auch manches gut angebaute Land gefunden, das Getreide und der Mais stehe vortrefflich, die Olivenzucht und der Seidenbau blühen, die Reis-Anlagen seien mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt, der Tabak gedeihe recht schön, und vor allem habe ich mich gefreut über die zahlreichen Baumwollensfelder. Die Baumwollensfauden seien zwar klein, auch hätten sie gewöhnlich nur eine, höchstens zwei Blüthen per Staude, aber es sei doch immerhin erfreulich, daß man in den zwölf Jahren (man hat erst 1863 die Baumwollkultur begonnen) schon so schöne Fortschritte gemacht habe. Dagegen sei die Weinkultur abshau-

lich vernachlässigt, sowohl im Weinberg als auch im Keller, oder vielmehr es gebe gar keine Keller, welche auf diesen Namen Anspruch machen könnten u. s. w.

Wir unterhielten uns nun zunächst über die verschiedenen Methoden des Weinbaues und der Kellerbehandlung, über welche der Pascha wohl unterrichtet war und treffende Bemerkungen machte. Einen Theil meiner Ausstellungen gab er als richtig zu. Die Baumwolle habe zwar einen kürzeren Faden, aber dafür sei sie auch außerordentlich fein. Ihre Feinheit werde nur in einem kleinen Theil von Aegypten übertroffen und von Amerika nicht erreicht. Die Landwirthschaft überhaupt sei eben lediglich extensiv, man habe weder Stallfütterung noch Düngung, und müsse daher immer sehr viel brach liegen lassen.

„Wir haben zu wenig Menschen in unserem Lande. Ihr habt deren hin und wieder zu viel. Was das schlimmere Uebel sei, das fragt sich noch.“ So lautete sein Résumé.

Wir kamen dann wieder auf die Eisenbahnen zurück. Ich betonte die Nothwendigkeit der Anschlüsse nach dem Innern, welche ja auch in Deutschlands Interesse liegen. Jetzt seien sie Sackbahnen, welche nur für Frankreich und England es möglich machten, die Türkei mit ihren Waaren zu überschwemmen, während doch die Concurrnz auch des Binnenlandes im türkischen Interesse liege. In Betreff sonstiger Transportmittel waren wir einig im Lob des türkischen Pferdes, welches viel Temperament, aber gar keine Tüden hat. Dagegen verflagte ich bei ihm das türkische Kameel.

Dieses Vieh, sagte ich, ist ebenso boshaft als häßlich, Man sitzt darauf wie in den Wolken und wird von der einen Seite auf die andere geworfen. Als ich einmal mein Thier streicheln wollte, riß es mir mit seinen Zähnen den halben Rockschöß vom Leibe. Auch trägt es, trotz seiner

Riesengestalt, nur sehr wenig. Zwei bis drei Centner! Was ist das? Ein Esel trägt ebenso viel, und ein türkischer Hamáll (Lastträger) noch mehr. Dieses Thier wird verschwinden, wie der Ichthyosaurus.

Der Pascha lächelte:

„Kann sein. Nichts hält ewig. Aber unter Umständen ist das Kameel doch recht nützlich, weniger zum Lastentragen, als zum Reiten, namentlich in Asien. In der Wüste, wo es vor allem gilt, recht schnell von der Stelle zu kommen, kann man es noch nicht entbehren, weil es da noch keine Eisenbahnen gibt.“

Wir plauderten noch lange über Alles und noch einiges Andere. Zum Schluß reichte mir der Pascha die Hand und sprach nicht ohne einen leisen Anflug von Humor:

„Wenn Sie ein Jahr bei uns blieben, würden Sie ein guter Türke werden. Vielleicht lernten Sie dann auch sich mit den Kameelen vertragen.“

## II.

Der Aufstand in der Herzegowina, seine Ursachen und seine Ansichten.

Saloniki, den 17. August 1875.

Sie fragen mich nach dem Aufstande in der Herzegowina, nach dessen Entstehung und Umfang u. s. w. Ueber Einiges hiervon sind Sie offenbar in Berlin besser unterrichtet, als ich hier in Saloniki, obgleich ich mich von hier aus der Stätte des Aufruhrs, um nicht zu sagen: dem Kriegsschauplatze, mehr genähert habe, als die meisten „Europäer.“ Die Türken, wenn sie höflich sind, nennen

uns nämlich „Europäer,“ weil sie selbst sich zu Europa nicht rechnen. Wenn sie unhöflich sind, was jedoch die Ausnahme bildet, nennen sie uns Gjaurs und ungläubige Hunde.

Ich bin also von hier, d. h. von dem Aegeischen Meere und dem Golf von Saloniki, welche Seestadt vorzugsweise von Griechen und Juden bewohnt wird und in der Mitte liegt zwischen dem griechischen Olymp und dem slavischen Berg Kardiasch, an dem Fluß Bardar und seinen Nebenflüssen hinauf bis zur Wasserscheide zwischen dem Aegeischen, dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere, und dann eine Strecke weit an dem Fluß Lab hinunter, welcher sich mit der serbischen Morawa vereinigt, um östlich von Belgrad in die Donau zu fallen, bis in das Bosnische vorgedrungen.

Näher konnte man nicht heran, ohne selbst in die Geschichte verwickelt zu werden, wozu ich keinen Beruf fühlte.

Ich habe nun unterwegs so gut wie gar nichts erfahren können. Die, welche dem Aufstand zuneigen, sprechen darüber nicht mit einem Fremden. Die Bulgaren, der fleißigste und nützlichste, aber auch der bestmißhandelte Bestandtheil der mannigfaltigen Bevölkerung der europäischen Türkei, ist so herunterregiert, daß er nicht wagt, nur den Mund aufzuthun; auch erfährt er nichts von dergleichen Dingen. Die vornehmen Türken sind ohne Zweifel gut unterrichtet; allein sie lieben die Conversation nicht, und wenn man einen von ihnen fragt über die Dinge in der Herzegowina, dann zucken sie nur verächtlich die Schultern, als lohne es nicht der Mühe, von solchen Kindereien zu reden. Die gemeinen Türken aber stellen eventuell eine allgemeine Rajah-Halsabschneiderei in Aussicht, und sie behaupten, was ich ihnen jedoch nicht glaube, die von den Jesuiten geführten Römischkatholischen und die Juden würden helfen, den Griechen und den

Griechisch-Orientalischen, d. i. Slaven, die Hälse abschneiden. Darauf konnte ich natürlich nicht warten; ich war also beschränkt auf Das, was man erfährt von den Juden und Griechen, welche hier in Saloniki alle leidlich gut Italienisch verstehen und sprechen, und mit welchen man daher recht hübsch seinen Schwatz halten kann, wozu man überhaupt in der Fremde eher ein Bedürfnis fühlt, als zu Hause. Nach diesen Mittheilungen steht die Sache so:

Der Aufstand in der „Herzegowina,“ (dies ist der österreichische Name, die Türken rechnen das Land zu dem Vilajet Bosnien) hat große Dimensionen angenommen. Die Türken haben schon mehrere Tausend Mann Truppen in ihren Kriegsfahrzeugen von Constantinopel abgeschickt. Diese Schiffe müssen aber um ganz Griechenland herumfahren, um in das Adriatische Meer zu gelangen und dort in dem Hafen Klek zu landen, von wo ein schmaler Weg türkischen Landes in das Innere führt. Es wird etwa zehn Tage dauern, bis die Truppen ausgeladen sind. Inzwischen hat der Aufstand Zeit, weitere Fortschritte zu machen. Die Aufständischen werden damit beginnen, den Türken das Vorschreiten auf jenem schmalen Wege streitig zu machen, und da das Terrain sehr schwierig ist, so läßt sich der Ausgang nicht vorhersehen.

Die Geschäftswelt in Saloniki ist eigentlich ein wenig schadenfroh. Sie sagt: „Das haben die Türken von ihrer verkehrten Eisenbahnpolitik. Sie hatten eines Tags den löblichen Entschluß gefaßt, Eisenbahnen zu bauen. Und so bauten sie denn 1) eine Eisenbahn vom Schwarzen Meere (Barna) an die bulgarische Donau (Ruschtschuk), 2) eine solche von Constantinopel über Adrianopel landeinwärts bis Philippopol und Bellowa, 3) eine solche von Saloniki über Röpriki und Ueschkup nach Mitrowiza landeinwärts, 4) noch ein kleines Stück in dem nördlichen Bosnien, nicht weit von der Save und der croatischen Grenze. Aber keine dieser

Eisenbahnen hat eine Verbindung landeinwärts, und alle miteinander haben keine Verbindung unter einander. Man wollte das nicht. Man wollte weder Oesterreich, noch Serbien, noch Rumänien die Hand reichen. Man scheute sich gleichsam vor einer solchen unreinen Berührung. Die Eisenbahnen blieben also, gleich Dchsen — vor dem Berge stehen. Hätte man die Eisenbahn Constantinopel-Adrianopel mit der Bahn Saloniki-Mitrowiça durch eine Linie von Bellowa nach Pristina in Verbindung gesetzt, und hätte man die Saloniker Bahn bis an die Grenze von Oesterreich-Ungarn oder von Serbien fortgeführt, so war es eine Leichtigkeit für die türkische Regierung, sofort eine überwältigende Truppenzahl nach dem rebellirenden Lande zu werfen und den Aufstand in seinen Keimen zu ersticken. So aber rächen sich die wirthschaftlichen Sünden auf militärischem Gebiete, und es wird der Tapferkeit der türkischen Soldaten sehr schwer werden, wieder gut zu machen, was der Handels- und der Finanzminister dadurch verdorben haben, daß sie in der Eisenbahnpolitik plötzlich Halt machten oder gar den Rückzug antraten.“

Es scheint, daß der Aufstand unter der slavischen Bevölkerung der Türkei lebhafteste Sympathien findet. Ebenso regt sich die slavische Bevölkerung Oesterreichs. Auch die Montenegriner und Serben spizen die Ohren. Man sammelt überall Geld für die Aufständischen. Die Regierungen der Nachbarstaaten können dies kaum hindern. Denn die Sammler geben als Zweckbestimmung ihrer Kollekte die Alimentation der flüchtigen Rebellen an, welche die Grenze überschreiten, oder die Pflege der Kranken und Verwundeten. Allein eine hohe Obrigkeit kann oder mag die Verwendung des Geldes nicht controliren; und es ist möglich, daß statt der Charpie Gewehre, und daß statt der Speisen und Getränke Pulver und Blei gekauft werden.

Die Türken wittern überall die Hände des Auslandes.

Wenn sie behaupten, die Montenegriner seien stark mit im Spiel, so mag das wahr sein. Aber außerdem beschuldigt man vor Allem die Großmächte Rußland und Oesterreich. Insbesondere behaupten die Türken, es seien in der letzten Zeit auffallend viele österreichische Officiere in hiesiger Gegend gereist, und zwar nicht als solche, sondern unter der Maske von Consuln und Viceconsuln; namentlich sei dem Pascha von Ueschkup ein compromittirender Brief an einen solchen Viceconsul quasi militaris in die Hände gefallen, worin zunächst sich allerlei volkswirthschaftliche Belehrungen fanden, dann aber mit der kühnen Wendung, „das möge genügen, um seinen handelspolitischen Heiligenschein zu wahren,“ ein Uebergang zu andern, minder unverfänglichen Dingen angebahnt wurde. Der Brief ist nach Constantinopel gegangen; auch wurde erzählt, der militärische Consul sei verhaftet unter der Anschuldigung der Spionage und der Aufwiegelung. Allein die Nachricht von der Verhaftung hat sich nicht bestätigt; und man thut in der Türkei, in dem Lande der on dits und des diplomatischen Klatsches, wohl, nicht alles, was erzählt wird, zu glauben. Ich wenigstens glaube durchaus nicht, daß Oesterreich darauf aus ist, im gegenwärtigen Augenblick ein Stück Türkei mit vorwiegend slavischer Bevölkerung zu gewinnen. Dies würde auch den magyarischen Interessen wenig entsprechen, und außerdem ist man ja auch nicht in Ordnung mit seinen eigenen Slaven, insbesondere mit den Tschechen.

Auf der anderen Seite beschuldigt man Rußland, es habe Montenegro losgelassen und schüre unter den Bulgaren, welche es auch aufgestachelt habe, sich von dem phanariotischen Patriarchate in Constantinopel loszufagen, so daß der russische Botschafter Ignatieff, wenn er in Bulgarien reise, nicht wisse, ob er dem bulgarischen oder dem griechischen Priester seine Aufwartung machen solle. Gewiß ist nur, daß die Aufständischen in der Herzegowina gute

Gewehre und Geld haben, und daß auch die Montenegriner, die Serben und die Bulgaren sich in einer Weise bewaffnen, deren Kosten aus eigenen Mitteln zu bestreiten dieses arme Volk total außer Stand ist.

Wende ich mich von diesem Klatsch ab zu erheblichen Dingen, so glaube ich, die nächste Hauptursache des Aufstandes ist in der vortrefflichen Ernte zu suchen. Das klingt paradox. Erlauben Sie mir daher, es zu erläutern.

Neben dem Zoll- und Tabaksmonopol entnimmt die Türkei ihre Haupteinnahme dem Zehnten von den landwirthschaftlichen Produkten, insbesondere von dem Getreide. Der Landwirth muß je die zehnte Garbe abgeben, und er darf das Getreide nicht eher vom Feld abfahren, bis sich der Berechtigte die zehnte Garbe geholt hat. Undernfalls wird er eingesteckt oder geprügelt, oder Beides. Als erschwerender Umstand kommt hinzu, daß der Staat den Zehnten verpachtet, und zwar in großen Loosen, von welchen sich eins über mehrere Quadratmeilen erstreckt. Ist nun das Getreide reif und geerntet, so muß der Bauer warten, bis der Zehntpächter kommt. Er läßt auf sich warten. Zwischenzeitig fallen die Körner aus, oder es tritt eine Ueberschwemmung, oder sonst ein Zwischenfall ein, welcher die Ernte vernichtet. Geht Alles gut, und der Zehntpächter kommt, so verlangt derselbe weit mehr, als ihm zukommt. Der Pascha, sagt er, habe ihn gar zu sehr mit dem Pachtgeld in die Höhe geschraubt, außerdem sei eine neue Verordnung erschienen, wonach er, der Zehntpächter, berechtigt sei, statt nur die zehnte Garbe, schon die achte oder gar die fünfte zu nehmen, und was dergleichen Redensarten und Vorwände mehr sind. Wenn sich der Bauer nicht fügt und nicht gibt, was der Vampyr verlangt, dann geht dieser von dannen.

— „Ich werde wiederkommen,“ sagt er.

— Aber wann? fragt der Bauer, welcher sein Getreide

so lange muß auf dem Felde liegen lassen, bis eine Vereinbarung zu Stande gekommen.

— „Wann? kann's wirklich nicht sagen,“ antwortet der Decimator, „gehe natürlich zuerst zu den vernünftigen Leuten, welche nicht so starrsinnig und filzig sind, wie Du. Habe 5 Quadratmeilen gepachtet und bin kein Vogel, daß ich an mehreren Orten sein könnte. Einer nach dem andern; und die Gutwilligen, welche geben, was ich verlange (was ich verlangen muß, um bei dem hohen Pachtgelde, das mir der Pascha abpreßt, bestehen zu können), die Gutwilligen natürlich, die kommen zuerst an die Reihe. Du mußt warten.“

Aber dann verdirbt meine Ernte.

— „Kann's nicht ändern. Geschieht Dir ganz recht.“

Und fort ist der Zehntpächter. Der Bauer kann warten, bis er schwarz wird. Er macht kleine Hügel, die er mit einem Graben umgibt, oder auch mit einem Dorngehege. Dorthin schleppt er sein Getreide, um es zu schützen. Allein, wenn auch alles gut geht, wenn kein Wolkenbruch, keine Wasser- oder Windhose, keine Fluth kommt, so werden der Körner doch immer weniger. Die einen werden von den Vögeln gefressen, die andern fallen aus. Endlich, nachdem ein Drittel fort ist, kommt der Decimator. Der Bauer ist mürbe geworden. Er vergleicht sich.

— „Mir die Hälfte, Dir die Hälfte,“ sagt der Zehntpächter.

Wie Gott will, sagt der Bauer, und er behält von der ganzen Ernte nur noch ein Drittel, statt neun Zehntel.

Auf meiner Reise von hier nach Bosnien habe ich das alles mit eigenen Augen gesehen. Die Ernte ist beendigt, bis auf's Abfahren. Die Ernte ist vortrefflich.

„Das Land ist schön und gütig wie der Himmel,  
Doch die's bebauen, sie genießen nicht  
Den Segen, den sie pflanzen.“

Die Kornhaufen sitzen auf ihren Inseln. Zieht am

Horizont nur eine schwarze Wolke auf, so fürchtet der Bauer, es ist um alles geschehen. Da steht der Händler und hat die blanken Liras in der Hand. Da steht die Eisenbahn und wartet auf die Befrachtung. Da unten in Saloniki liegen die Schiffe. Allen wäre geholfen, wenn der Zehntpächter käme. Aber er kommt nicht. Er muß erst alle mürrbe machen. Endlich, wenn er kommt, wird er als rettender Engel begrüßt, und er ist doch der Bürgengel. Und doch, wenn er nun gar nicht käme? Dann wäre es noch schlimmer. In einem benachbarten Paschalik ist es vorgekommen, daß der Pascha mit den Zehnthändlern nicht einig werden konnte; und in Ermangelung eines Pächters mußte das Getreide draußen bleiben, bis eine Fluth die ganze Ernte vernichtete.

In einem fruchtbaren Jahre, wie heuer, wo hier alles — Reis, Obst und Wein, Mais und Korn, Baumwolle und Tabak — vortrefflich gediehen, spannt der Zehntpächter seine Forderungen auf das Höchste. Und so ist denn die Geschichte losgegangen.

Der Türke herrscht, aber er regiert nicht. Er kann weder die Administration noch die Verwaltung besorgen. Er bekommt selbst höchstens ein Zehntel von dem, was der Besteuerte zahlt oder leistet. Die übrigen neun Zehntel gehen unterwegs verloren. Gott besser's!

Es ist ein Aufstand gegen die Zehntpächter. Allein das ist doch eigentlich nur die Gelegenheitsursache.

Der Hauptgrund liegt tiefer. In der Herzegowina und in Bosnien haben die eingebornen Grundherren oder Begs, Slaven von Rasse gleich allen andern Bewohnern, sich zur muhamedanischen Religion bekehrt und sind nun fanatische Anhänger des Islam. Das liegt so in dem Wesen der Convertiten und hat an und für sich nichts zu sagen. Allein diese Neu-Türken mißbrauchen auch ihren neuen Glauben und ihre Stellung, um ihre Mitbürger zu bedrücken.

Sie vergrößern ihren Grundbesitz auf Kosten der letzteren immer mehr, was ihnen auch ohne besondere Aufwendungen bei der Unordnung und Rechtsunsicherheit, welche bezüglich des Grundeigentums in der Türkei herrschen, sehr leicht möglich ist. Sie pachten die Zehnten und Gefälle. Sie dehnen ihre Weideplätze immer mehr aus. Kurz, sie sind in jeder Weise bestrebt, die Eingebornen, welche bei der griechisch-orthodoxen Confession verblieben sind, zu bloßen Viehhirten und Ackerknechten herabzudrücken und aus dem Grundeigentum zu verdrängen. Es ist ein ähnlicher Zustand, wie der, welcher sich in dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in Deutschland zwischen den Grundherren und den Bauern herausgebildet hatte, und der zu dem bekannten Bauernkrieg führte. In der That, wenn man den Aufstand in der Herzegowina und in Bosnien mit irgend einem westeuropäischen Hergang vergleichen soll, so liegt keiner näher, als die Jacquerie in Frankreich und der Bauernkrieg in Deutschland, obgleich ich zugeben muß, daß auch dieser Vergleich wie alle ein wenig hinkt. Ich werde dies näher erläutern.

Der Aufstand beruht also nicht nur auf nationalen, politischen und religiösen Motiven, sondern auch auf wirtschaftlichen und sozialen. Er ist nicht vorwiegend ein Krieg gegen die Türken in Stambul, sondern auch ein innerer Streit, ein Bürgerkrieg, in welchem der muhamedanische Großgrundbesitz, der Beg, und die griechisch-orthodoxe Rajah, d. h. das bäuerliche Proletariat, einander entgegenstehen. Das letztere lehnt sich allerdings an das benachbarte Ausland, d. h. an die ebenfalls slavische und griechisch-orthodoxe Bevölkerung jenseits der serbischen, der österreichischen und der montenegrinischen Grenze an, während die Begs, die Grundbesitzer, bei dem Padiſchah und seiner Armee Schutz suchen. Neben diesen beiden Theilen der Bevölkerung, welche einen „Krieg bis auf's Messer“ gegen einander führen,

existirt noch ein dritter Bestandtheil, welcher zur Zeit am liebsten neutral bleiben möchte, wenn er aber der Alternative: „Slavisches oder Türkisches Regiment?“ gegenübergestellt wird, vielleicht das letztere vorzieht. Dies sind die römisch-katholischen Einwohner, welche zu Oesterreich neigen, und die ziemlich zahlreichen Juden, welche gut türkisch gesinnt sind.

Soweit wir hier in Soloniki europäische Zeitungen zu Gesicht bekommen — es sind deren freilich nur wenig und sie kommen erst 8—11 Tage nach der Ausgabe hierher — scheint man mir dort die Erhebung in zwei Beziehungen falsch zu beurtheilen. Erstens glaubt man, das Land habe sich einmützig gegen das türkische Joch erhoben und alle Streitfragen seien gelöst, wenn man das Gebiet der Aufständischen einem fremden Staat, sei es nun Oesterreich oder Serbien oder Montenegro, zutheile oder aus demselben einen neuen slavischen Vasallenstaat mit einer selbständigen Regierung, à la Serbien oder Montenegro, mache. Beides ist unrichtig. Die Bevölkerung des Landes ist unter sich keineswegs einig, vielmehr besteht im Innern der schroffste Parteigegensatz, ja geradezu der Bürgerkrieg; und dieser innere Zwist würde nicht gelöst werden, auch wenn man das Land annectirte oder unter eine selbständige slavische Regierung stellte, es sei denn, daß die letztere sofort einen erfolgreichen Vernichtungskrieg gegen die muhamedanischen Begs, die Römisch-Katholischen und die Juden führte, was immerhin eine etwas eigenthümliche Pacificationsmethode sein würde. Das hieße einfach den Teufel durch Beelzebub vertreiben.

Zweitens überschätzt man den Aufstand, wenn man alle jene slovenophilen Telegramme für baare Münze nimmt, welche von großen entscheidenden Schlachten, von Niedermezelung türkischer Truppen und Erstürmung türkischer „Festungen“ erzählen:

„Uns wird in diesen Mären  
 Zwar viel telegraphirt  
 Von Helden lobebären,  
 Wie sie das Schwert geführt;  
 Von ihrem ledern Reiten,  
 Von Weinen und von Klagen;  
 Von dieser Recken Streiten  
 Mögen wir Wunder hören sagen.

Allein wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, so muß man sagen: die erstürmte Festung ist nichts als ein einzelnes Zoll- oder Grenzhäuschen, eine sogenannte Tscherdake, — ein hölzernes Blockhaus, umgeben von einem altersschwachen wackeligen Zaun von halbverfaulten Palissaden und besetzt von zwei bis drei Soldaten, welche, wenn ihnen etwa die Munition ausgegangen, sich nicht einer Bande erwehren können, die in der Zahl von achtzig bis hundert Mann plötzlich über sie hereinbricht. Die „Niedermezelung türkischer Truppen“ beschränkt sich denn darauf, daß man diese paar arme Schlucker tödtet, welche vielleicht seit Monaten keinen Sold und seit acht Tagen keine Nahrungsmittel mehr erhalten haben; und nicht genug damit, schneidet man ihnen auch noch den Kopf, oder wenigstens die Nase und die Ohren ab. Zur Entschuldigung dieser Barbarei sagen die frommen griechisch-orthodoxen Christen, welche sie verüben, die „abergläubischen“ Türken glaubten, ohne Nase, ohne Ohren oder ohne Kopf könne man nicht eingehen in das Paradies des Propheten, und deßhalb bedienten sich die Aufständischen jener an sich ja für einen todten Mann nicht mehr schmerzhaften Operationen zum Zwecke eines „abscheulichen Exempels.“ Ich glaube aber nicht an diese Ausrede. Denn österreichische Officiere, welche den Krieg in der Bocca di Cattaro mitgemacht haben, — Männer, die unbedingt Glauben verdienen —, haben mir erzählt, daß in jenem Kriege die frommen und nicht minder orthodoxen Boccesen und Montenegriner damals die in ihre Hände gefallenen österreichischen

Soldaten, Leute römisch-katholischen Glaubens, welche durch-  
aus nicht auf das „Paradies des Propheten“ spekuliren, ganz  
in derselben, ja in noch weit viehischerer Art verstümmelt  
haben. Es scheint daher, daß solche Manipulation nicht  
einer Kriegsklist, sondern einer Rohheit und Grausamkeit  
entspringt, welche jener sanften Religion wenig entspricht, zu  
der sich diese orthodoxen Christen mit dem Munde bekennen.

Von großen entscheidenden Schlachten ist auch keine  
Rede. Es ist nicht einmal ein Guerilla-, sondern bloß ein  
Hedekrieg. Man überfällt die Begg, welche sich in ihren  
Tschiflitz und Gehöften mit ihren Leuten, so gut wie es  
gehen will, vertheidigen. Man treibt ihre Heerden weg und  
steckt ihre Heu- und Getreideschober in Brand. Kommen  
dann türkische Truppen, so verschwindet man auf einige  
Zeit in die Berge oder über die Grenze. Hin und wieder  
werden auch einmal die Türken in irgend einem Defilée  
überfallen, in das sie sich unvorsichtiger Weise begeben; oder  
es wird ein Vieh- oder Provianttransport weggenommen.  
Das sind die Heldenthaten.

Richtig ist es, daß es auf montenegrinischem, öster-  
reichischem und serbischem Boden von Einwohnern der Her-  
zegowina und Bosniens wimmelt, und das sind allerdings  
zum Theil Flüchtlinge, aber Flüchtlinge von beiden Seiten,  
d. h. sowohl Slaven, die sich vor den Türken, als auch  
Türken, die sich vor den Slaven geflüchtet. Dazu kommen  
dann noch „Neutrale,“ d. h. Katholiken und Juden, welche  
vor Beiden flüchten und überhaupt dem innern Krieg aus  
dem Wege gehn. Vielfach aber wird die Grenze auch über-  
treten von den Aufständischen, welche eine kleine Ruhepause  
machen und ihre Beute in Sicherheit bringen wollen. Dies  
gilt vorzugsweise von der montenegrinischen Grenze. Die  
tapferen Krieger verkaufen hier die Heerden, welche sie weg-  
getrieben, und verbergen oder disponiren das Geld, welches  
sie erbeutet haben, und kehren dann mit ausgeruhten Kräf-

ten auf den Kriegsschauplatz wieder zurück. Ich bin im Zweifel, ob man das alles einen wirklichen Krieg nennen darf.

Wäre es ein Krieg, dann wäre er in einer einzigen Woche zu Ende gewesen. Eine Schlacht hätte entschieden. So aber klinkt der Funke im Stillen fort, um hin und wieder einmal zur Flamme emporzulodern; und wenn das unglückliche Land früher unter der Mißregierung der Türken und unter deren toller Finanzwirthschaft gelitten, so leidet es jetzt doppelt unter seinen „Befreiern,“ welche das Land in eine Wüste zu verwandeln drohen. Von militärischer Organisation und Mannszucht ist bei den letzteren gar keine Rede. Es sind einzelne Banden, von welchen eine jede den Mann ihrer Wahl zum Führer hat. Der hervorragendste dieser Capitani ist ein Croate, welcher den echt slavischen Namen Ignaz Hubmayr führt. Er soll in seiner Jugend das Sezerhandwerk gelernt, dabei aber kein Glück gehabt haben und daher Berufssoldat geworden sein. Einige behaupten sogar, er habe es bis zum österreichischen Unterofficier gebracht gehabt; von anderer Seite wird ihm jedoch diese Charge bestritten. Mag dem nun sein wie ihm wolle, — gewiß ist, daß ihm die andern Häuptlinge den Gehorsam verweigern, obgleich er an menschlicher und an militärischer Bildung ihnen überlegen zu sein glaubt, — und daß überhaupt keine Einheit und kein Plan in der ganzen Kriegführung der Insurgenten zu entdecken ist. Ich schreibe Ihnen dies auf Grund der Autorität eines Kaufmanns in Saloniki, welcher bis vor nicht langer Zeit österreichischer Officier war und vor Kurzem die ganze Gegend bereist hat.

Sie fragen: Wie lange wird es dauern mit dem Aufstand? Wird derselbe zu einer Losreißung der Herzegowina oder des ganzen Vilajets Bosnien von der Türkei führen? Die letztere Frage (ich spreche dabei natürlich immer nur von Wahrscheinlichkeiten) beantwortete ich mit „Nein“ und

die erstere: Das kann ich zur Zeit und von hier aus nicht ermessen.

Die Aufständischen allein sind zu schwach, um sich von dem türkischen Reichsverband loszumachen; und selbst wenn der montenegrinische oder der serbische Nachbar Partei ergreifen zu Gunsten des Aufstands, so würden auch diese Hilfstruppen nicht ausreichen, es wäre dann vielmehr wahrscheinlicher um die noch so junge Selbständigkeit Serbiens geschehen; Montenegro aber würde in Folge der Wildheit des Gebiets und der Unkultur der dünn gesäten Bevölkerung kein geeignetes Objekt für die Eroberung bilden. War es ja doch der Türkei eine Kleinigkeit, am Beginne des Krimkrieges jene von Rußland angezettelte Erhebung der Rajah in Bosnien und Thessalien niederzuwerfen, welche unter dem Namen des „Arta-Aufstandes“ bekannt ist. Dazu kommt hier noch, daß, wie ich Ihnen bereits zu zeigen versuchte, dieser Aufstand darin dem griechischen von 1826 unähnlich ist, daß er keineswegs bloß die Parole hat: „Los von der Türkei!“, sondern daß es sich auch um innere Differenzen handelt, welche mit „Abschüttelung des türkischen Jochs“ noch durchaus nicht gelöst sind.

Etwas Anderes wäre es freilich, wenn Oesterreich oder Rußland intervenirte. Allein es ist klar, daß Beide zur Zeit nicht wollen. Freilich gibt es auch eine heimliche Intervention und dieser beschuldigt man Rußland.

Die Zeiten, wo Oesterreich einen Grafen Leiningen nach Constantinopel schickte, um ein säbelkirrendes Ultimatum zu Gunsten der Montenegriner zu stellen, sind vorbei. Damals, Anfang 1853, war der Wiener Hof erbittert gegen die Türkei, weil dieselbe die flüchtigen ungarischen Rebellen gehegt und gepflegt hatte, und zugleich sehr dankbar gegenüber den Südslaven, welche sowohl die Magyaren bekämpft als auch den Wiener Aufstand niedergeworfen hatten. „Wo ist der Aulak?“ hatte der Seredschaner gefragt, in der wohl-

wollenden Absicht, diesem Manne (dafür hielt er die Wiener Studenten) den Kopf oder wenigstens Nase und Ohren abzuschneiden.

Heutzutage steht ein „ungarischer Rebelle“ an der Spitze des Gesamtstaats; in Cisleithanien sind die Deutschen und in Transleithanien sind die Magyaren das maßgebende Element; und weder die Einen noch die Andern sind begierig, die Zahl ihrer slavischen Stiefbrüder zu vermehren; so lange die tschechische Frage noch nicht gelöst ist, kann Oesterreich-Ungarn nicht an eine Annexion slavischer Länder und Völker denken; es würde damit den Krankheitsstoff, den es im Leib hat, nur noch vermehren.

Rußland hat zwar ein Interesse daran, die slavische Rajah in der Türkei nie ganz zur Ruhe kommen zu lassen, wie es ja auch zuweilen mit den Tschechen und Südslaven sein Spiel treibt. Vielleicht will es auch jetzt sich wieder als Hort der griechisch-„russischen“ Religion (so hieß der Ausdruck in den russischen Staatschriften von 1853 und 1854), als Vertheidiger und Wahrer des „orthodoxen Glaubens,“ in Erinnerung bringen. Wenigstens behaupten die Türken, daß es mit dem Aufstand in Herzegowina-Bosnien mindestens kokettire. Mag sein. Aber weiter wird es zur Zeit wohl noch nicht kommen. Rußland hat aus dem Krimkrieg etwas gelernt, — aus jenem Krieg, der sich Anfangs nur um einen Decorations-Stern und um einen Hausschlüssel, um Bethlehem und Jerusalem, zu drehen schien, dann aber die größten welthistorischen Dimensionen annahm und den Kaiser Nicolaus das Leben kostete, so daß derselbe früher starb als der „franke Mann,“ den er zu beerben gedachte. Rußland ist immer noch mit seinen inneren Reformen und vielleicht in noch höherem Grade mit seinen asiatischen Eroberungen beschäftigt, wo früher oder später ein Zusammenstoß mit England bevorsteht. Endlich ist der Aufstand am unrechten Ende losgegangen, d. h. an der österreichischen

Seite; und wenn auch Rußland den Oesterreichern vielleicht ihre Haltung während des Krimkriegs vergessen und verziehen hat, so ist es doch schwerlich geneigt, besondere Anstrengungen zu machen, um ihm einen fetten Hagen in die Küche zu jagen. Was Rußland etwa im Augenblick schon wünschen könnte, das wäre eine vollständige Emanzipation Montenegro's von der Pforte, und zur Erreichung dieses Ziels ist wahrlich kein europäischer Krieg nöthig. Vielleicht unterstützt es auch die Türken in ihrer Neigung zu einem kleinen Partialbankrott, welcher geeignet ist, die türkischen Sympathien in England und besonders in Frankreich etwas zu ernüchtern. Mehr hat es für heute noch nicht in Aussicht. Allein das alles kann auch anders werden.

Sind aber Deutschland, Oesterreich und Rußland einig, die orientalische Frage zu vertagen, dann sind gewiß Herzegowina, Bosnien, Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland und Rumänien zusammengenommen nicht stark genug, sie auf die Tagesordnung zu bringen; namentlich Milan von Serbien und Nikita von Montenegro sind nur des russischen Winkes gewärtig.

Der ganze Aufstand wäre längst aus, wenn sofort energische Maßregeln ergriffen worden wären; allein türkische Indolenz und Finanznoth ließen es nicht dazu kommen. So hat denn die Sache eine gewisse Dimension angenommen, weil man sie gehen ließ; aber sie wird weder intensiv noch extensiv nennenswerthe Fortschritte machen, wenn nicht Dritte zu Gunsten derselben Partei ergreifen. Wahrscheinlich wird nur die Herzegowina und ein Theil von Bosnien gründlich verwüstet, aber nicht die türkische Herrschaft gebrochen werden, welche zwar finanziell sehr krank, aber physisch und militärisch ziemlich gesund ist.

Trotzdem aber kann man nicht sagen, wie lange die Störung noch dauert. Wenn die Armeen eines Staats geschlagen oder in Gefangenschaft gerathen sind, so macht

das Staatsoberhaupt Friede. Wenn aber eine Bande von Guerilleras eine Niederlage erlitten, dann kümmert das nicht die übrigen Banden. Wenn z. B. das Corps des Hauptlings Ignaz Hubmayr geschlagen und versprengt wird, dann begibt sich der Capitano mit dem Rest in die Berge; und wenn gar der Capitano selber fiele oder in Gefangenschaft gerieth, so würde man ihn durch einen andern ersetzen. Wo reguläre Truppen erscheinen, da verschwinden die Banden, um sich wieder zu zeigen, sobald jene weiter marschirt sind. In die wüsten Berge kann man ihnen kaum folgen, und die Grenze kann und darf der Soldat des Padiſchah nicht überschreiten, während die Aufständischen den Vortheil genießen, jeden Augenblick eine Bande bilden, oder auch auflösen zu können, in welch' letzterem Falle derselbe Mann, der gestern ein Soldat des Aufstandes war und es vielleicht morgen wieder sein wird, heute beansprucht, als harmloser und biederer „friedlicher Bürger“ betrachtet und behandelt und in Eigenthum und Person, Nase und Ohren mit inbegriffen, respektirt zu werden. Der selige Professor von Morstadt in Heidelberg würde sagen, diese Leute zu debelliren, sei so schwer, „wie einen Bagabunden aus seinem Domicil zu vertreiben.“ Es läßt sich sonach ein Ende mit Bestimmtheit noch gar nicht absehen. •

Namentlich wenn und so lange Montenegro ein Asyl und zugleich eine Ausfall-Pforte bietet und so lange die günstige Jahreszeit den Aufenthalt in den wüsten Bergen für Vieh und Menschen gestattet, werden immer noch Leute sich finden, welche ihr Glück im Heckenkriege versuchen. Erst wenn der Winter beginnt und in den Gebirgen der Czernagora und der Herzegowina weder Futter für das Vieh noch Nahrung für die Menschen zu finden ist, werden die langsam fortglimmenden Funken vielleicht auch langsam erlöschen.

Drei bis vier Monate wird aber die Sache wenigstens noch dauern, und die Reform-Versprechungen der türkischen

Regierung und die Beschwichtigungs-Versuche der Mächte, mit Inbegriff der beabsichtigten Consularconferenzen, werden diese Zeit schwerlich abkürzen. Den türkischen Versprechungen glaubt man nicht, wenn sie nicht von thatsächlichen europäischen Garantien umgeben sind.

### III.

Die Theilung der Türkei. Die dalmatinische Reise des Kaisers von Oesterreich. Die südslavische Föderativ-Republik. Die tributären Staaten. Die Herzegowina und die Parteien derselben. Annexion durch Oesterreich oder Theilung? Der Türke und die Kasah. Der heilige Lawasch und der heilige Bachschisch. Reformen?

Saloniki, den 20. August 1875.

Ein geistreicher preußischer König, der ein besonderes Wohlgefallen an Wilhelmshöhe (bei Kassel) hatte, pflegte scherzweise zu sagen: „Wenn einmal die Türkei getheilt wird, dann nehme ich mir die Wilhelmshöhe.“

Was bei ihm Spaß war, das nehmen viele im Ernst. Sie denken, die orientalische Frage sei ein Kinderspiel, die Türken hinauswerfen und dann das Land theilen wie einen Pfannkuchen, so daß Jeder, welcher am Tisch sitzt, seinen Ausschchnitt bekommt, — was kann einfacher in der Welt sein?

„Da sind ja alle die Vasallenstaaten, — Aegypten, Rumänien, Montenegro, Serbien, — die sich schon mehr oder weniger von der Türkei emancipirt haben. Gebe man jedem seinen Brocken und theile man den Rest zwischen Oesterreich und Rußland!“

Gut!

Aber fangen wir mit dem Anfang an. Wer soll „die Türken hinauswerfen,“ und wie soll er es anfangen?

Aegypten hat ein wesentliches Interesse an der Fortexistenz der Türkei, und namentlich einer indolenten Türkei, wie die jegige ist. Rumänien, Montenegro, Serbien brennen vielleicht vor Begierde, sich mit den Türken zu messen, aber erstens werden sie niemals unter sich einig werden, weil keiner dem anderen etwas gönnt; und zweitens, wenn sie alle einig wären, so würde auf die Dauer doch die Türkei stärker sein, als sie alle mit einander. Wer weiß, welche militärische Hilfsquellen die Türkei noch in Asien hat, woher vorzugsweise diese großen, breitschultrigen, kräftigen Soldaten kommen, welche kaum Bedürfnisse haben und alle Strapazen ohne Sorge und Klagen vertragen, wer überhaupt türkisches Militär mit rumänischem, griechischem und serbischem verglichen hat, wer endlich eine Ahnung davon hat, welch ein religiöser Fanatismus in den Türken schlummert, und was derselbe zu leisten im Stande ist, wenn er (wie zu befürchten) durch den Fortgang der Ereignisse geweckt und gleich einer Bestie entfesselt wird: — der kann darüber nicht im Zweifel sein, wer der stärkere Theil ist. Montenegro endlich hat zwar ein kriegerisches Volk, aber seine Haupttendenz geht doch eigentlich nur dahin, die türkische Grenze zu überschreiten, um sich fremdes Vieh anzueignen und für sein eigenes Futter zu finden; denn in den schwarzen Bergen gibt es dessen zu wenig.

Die Aufregung, welche unter den Montenegrinern seit Juli herrscht, so sagte mir ein guter Oesterreicher, welchen ich an Bord der „Venus,“ eines Lloyd-Dampfers, kennen lernte, ist eine Folge der dalmatinischen Reise des Kaisers von Oesterreich. Gewiß war ein solcher Erfolg weder von dem Monarchen selbst, noch von seinen Ministern beabsichtigt. Allein der Statthalter von Dalmatien, Herr v. Roditsch, selbst ein Südslave, wußte der Reise einen Charakter aufzuprägen, welcher geeignet war, die südslavischen Gefühle zu steigern und auch bei den Montenegrinern Hoffnungen zu

erwecken, die sich vielleicht eintretenden Falles als schlimme Täuschungen erweisen würden. Der Montenegriner würde natürlich die schönsten Weidegründe für sich allein haben wollen, und ebenso würde der Serbe dem Rumänier, und der Rumänier dem Griechen nichts gönnen. Denn trotz slavischen Bluts und gemeinsamer Religion lieben sie einander durchaus nicht. Der Serbe spricht slavisch, der Rumäne romanisch und der Grieche hellenisch. Der Eine hat christliche, der Andere lateinische und der Dritte hat griechische Schriftzeichen. Das allein genügt schon, sie einander zu entfremden. Sie sind nur einig im Haß gegen die Türken; allein da ihr Appetit sich auf das nämliche Object richtet, so ist der Konflikt unvermeidlich und sie werden auf die Dauer nicht harmoniren. Eine Einheit unter ihnen zu finden halte ich für unmöglich. Dazu kommt, daß die Bevölkerung überall bunt durcheinander gemischt ist, und daß z. B. Bulgarien, das von Türken, Bulgaren, Serben, Rumäniern u. s. w. bewohnt ist, von jedem der betreffenden Staatsverbände für sich in Anspruch genommen wird.

Nun habe ich allerdings schon zum öfteren in südslavischen Ländern, sowohl auf österreichischem, als auch auf serbischem und türkischem Boden, und zwar namentlich von Geistlichen, welche sich dabei auf einen berühmten und hochgestellten Bischof beriefen, sprechen hören von der „großen Föderativrepublik aller südslavischen und stammverwandten Völker.“ Sie soll sich über das Donautiefeland und die Balkanhalbinsel erstrecken, aus den Staaten Croatien, Slavonien, Dalmatien, Montenegro, Serbien, Bulgarien, Bosnien, Albanien, Rumelien, und wo möglich auch aus einem Theil von Siebenbürgen, aus der Bukowina, Bessarabien, Moldau, Walachei und Griechenland bestehen und Constantinopel zum gemeinschaftlichen Mittelpunkt und Sitz der Bundesbehörden haben. Eine kühne Idee und des Schweißes der Edeln werth. Aber für die nächsten Menschenalter doch

die reine Zukunftsmusik. Für diese Völker wäre eine monarchische Regierung mit größerer Gewalt, als sie jetzt die Dynasten in den weiland türkischen Vasallenstaaten besitzen, ohne Zweifel weit nützlicher, als die republikanische Staatsform. Denn sie müssen alle erst noch menschlich, wissenschaftlich, bürgerlich, wirthschaftlich und politisch geschult werden. Wer aber soll diese große Zukunftsrepublik aufrichten? Oesterreich und Rußland müßten ihr einen Theil ihres Gebiets zum Opfer bringen und würden daher das Fortbestehen der Türkei vorziehen. Aus eigener Kraft aber können alle diese Völkerschaften noch nicht einmal die Türken bezwingen, geschweige denn Rußland und Oesterreich solche Concessionen abringen, wie sie erforderlich sein würden, um den großen slavisch-romanisch-griechischen Föderativstaat an Donau und Balkan zu gründen.

Die Stellung der Türken oder der Osmanli, d. h. der muhamedanischen Söhne des Osman (1300), in der gegenwärtigen Türkei erinnert mich oft lebhaft an die Stellung der Magyaren in Ungarn. Sie sind in der Minorität, aber sie sind die herrschende Klasse. Man sagt von ihnen: „Sie sind in Europa gar nicht zu Hause, sie haben dort zeitweise nur ihre Kriegslager aufgeschlagen.“ Dieser Ausspruch hat zwar eine gewisse Berechtigung. Aber jeder Türke trägt den Kopf höher als die übrigen Völker. Jeder, auch der Aermste und Elendeste, hält sich im Vergleich zu dem reichsten und gebildetsten Armenier, Griechen, Juden, Bosniaten, Bulgaren u. s. w. für ein außerordentlich vornehmes Geschöpf, und die Andern lassen sich das gefallen, sie respektiren das Lager.

Der Führer der Opposition in Ungarn, Baron Senyey, sprach einmal im Unmuth das geflügelte Wort aus: „Auch in Ungarn herrschen türkische Zustände.“ Er meinte damit aber nur die Unordnung in den Finanzen und den gänzlichen Mangel an einer correcten Verwaltungsmaschinerie.

Im Uebrigen haben die Magyaren es verstanden, den Uebergang aus dem Mittelalter zur Gegenwart zu finden, und dadurch haben sie sich in ihrer Herrschaft befestigt. Die Türken haben es nicht verstanden. Sie stecken halb im Mittelalter und halb in einem System der raffinirtesten finanziellen Ausbeutung und Plündererei. Der Zustand der Finanzen ist wahrhaft jämmerlich. Das ist ihre Schwäche. Aber an dieser Schwäche stirbt man nur sehr langsam. Wie lange hat nicht der würdige Vorgänger der Türken, das byzantinische Reich, gehalten, selbst dann noch, als es schon lediglich auf die einzige Stadt Constantinopel nebst nächster Umgebung beschränkt war?

Das Wort, welches man überall, auf Schritt und Tritt, aus dem Munde der Türken hört, lautet: „Zawaş, Zawaş.“ Es bedeutet so viel wie: „Nur immer langsam voran!“ oder: „Geduld, Geduld, wenn's Herz auch bricht.“ Mit dieser, in der That ganz gut und ehrlich gemeinten Vermahnung kann der phlegmatische Türke einen ungedulden nervösen Europäer, welcher nur noch per Dampf reisen und per Blitz schreiben will, rein zur Verzweiflung bringen. Da die letztere aber nichts nützt, so hilft man sich mit schlechten Wigen. Mein Reisegefährte sagte: „Die Türken haben sehr viel Heilige; aber zwei davon regieren die Welt: nämlich der heilige Zawaş und der heilige Badschisch.“ In der That gilt der „heilige Langsam“ besonders in Militär und Marine und der „heilige Trinkgeld“ in Finanz und Verwaltung.

Hätte die Regierung nicht den Aufstand in der Herzegowina, den sie beinahe ebenso sehr unterschätzte, wie man ihn in dem übrigen Europa überschätzte, mit echt türkischer Indolenz und Hochnasigkeit für das Werk von einer Hand voll bewaffneter Schafdiebe gehalten, so hätten wir Ströme von Tinte sparen können, welche so Wochen lang darüber vergossen worden sind, und Ströme von Blut, welche, wenn

das Ausland (Rußland?) den Aufstand durch seinen moralischen Beistand ermuthigt, oder gar durch Waffen und Geld subventionirt, in Zukunft noch werden vergossen werden. In Folge dieser Unterschätzung schickte man die Truppen viel zu spät ab, und in Folge der Vernachlässigung der Communicationsmittel mußten dieselben weite Umwege machen, um an Ort und Stelle zu gelangen. Darüber hat man mehr als einen Monat verloren. *Jamasch, Jamasch!*

Der Plan, die Türkei nach und nach, blattweise, wie man die Artischocke iszt, in lauter selbständige Staaten à la Rumänien und Serbien aufzulösen, ist sowohl für das Land selbst als auch für das übrige Europa äußerst bedenklich. Das wäre zwar die Auflösung der Türkei, aber es wäre nicht die Lösung der orientalischen Frage. Im Gegentheil. Ein solches halbes Duzend Staaten würde für die Kultur der Völker und des Landes gar nichts leisten, dagegen aber politisch und militärisch niemals zur Ruhe gelangen und das übrige Europa, das wirklich Ruhe braucht und Ruhe will, in seine Complicationen verwickeln.

Man hat gar keine Idee davon, wie in dieser buntschneidigen Türkei die Rassen und die Religionen durcheinander wimmeln und die dadurch bedingten verschiedenen Interessen wider einander rennen. Wenn ich versuchte, dies an dem ganzen türkischen Gebiete nachzuweisen, so würde ich wahrscheinlich an der Schwierigkeit der Aufgabe scheitern. Ich bitte daher, mir nur einen weit leichteren Versuch zu gestatten, nämlich den Versuch auf einem kleinen Gebiete, auf dem Bosniens und der Herzegowina.

Der Name „Herzegowina“ soll von einem „Herzog Schabosch“ herrühren, welcher als christlicher Märtyrer hier sein Grab gefunden. Der Name wurde erneuert von Kaiser Friedrich III., welcher das Ländchen selbständig machte und es einem slavischen Dynasten Granitsch verlieh. Seit 1466 ist es türkisch. Aber die Türken haben die geographische

Bezeichnung Herzegowina niemals adoptirt. Das Ländchen, welches nur 18,000 Einwohner hat, gehört nach türkischer Eintheilung zum Vilajet Bosnien, welches die Städte Novi-Bazar, Banjaluka, Serajewo, Travnik, Zvornik umfaßt, etwa 1100 Quadratmeilen und höchstens 1,200,000 Einwohner zählt.

Ich war nicht auf dem Kriegsschauplatz, wohl aber nahe daran, nämlich im südlichen Bosnien, auf der interessanten Wasserscheide zwischen dem Adriatischen, dem Schwarzen und dem Adriatischen Meer, und in der alten Stadt Mitrovica; und ich habe mich hier nach Kräften erkundigt bei unterrichteten Männern von verschiedenen Confessionen, Nationen und Lebensstellungen. Ich gebe hier wieder, was ich erfahren und für wahr halte, und übergehe das Bestrittene und Zweifelhafte.

Obgleich die Bewohner der Herzegowina slavischer Rasse sind, so unterscheiden sie sich doch sehr von einander in religiöser Beziehung.

Nur die griechisch-orientalischen Bosniaken oder Herzegowiner gravitiren, je nach ihrer geographischen Lage, entweder zu Montenegro oder zu Serbien, dagegen wollen sie von Oesterreich nichts wissen. Umgekehrt ist es mit den Römisch-Katholischen. Diese neigen zu den katholischen Südslaven in Oesterreich und wollen von den Serben und Montenegrinern nichts wissen. Endlich ist eine Anzahl Herzegowiner zum muhamedanischen Glauben übergetreten; diese gelten, obgleich ebenfalls slavischer Abkunft, als „Türken“ und genießen alle Vortheile der privilegierten Rasse, weshalb sie natürlich auch bei der Türkei bleiben wollen. Viele von ihnen mußten während des Aufstandes flüchten.

Ein gemeinschaftliches bosnisches oder herzegowinisches Volks- oder Staatsbewußtsein existirt ganz und gar nicht; und unter diesen Umständen wäre es eine Thorheit, aus diesem Territorium, das sich kaum als türkische Provinz eins

fühlt, ein besonderes Reich machen zu wollen. Es würde sich noch nicht einmal zur Stellung von Montenegro, Griechenland, Serbien und Rumänien aufschwingen können. Auch würden die Großmächte eine Republik an dieser Stelle für polizeiwidrig halten, und ein Fürst würde sich schwerlich finden.

Eine Annexion des Ganzen durch Oesterreich findet nirgends zahlreichere und entschiedenere Gegner, als gerade in Oesterreich selbst, sowohl vom ungarischen, als vom deutschen, als auch vom gesamtstaatlichen Standpunkt. Oesterreich verschmäht diesen schwer verdaulichen und noch nicht gar gekochten Brocken, wenigstens noch zur Zeit; und ebenso widerstreben die griechisch-orientalischen Bosniaken einer solchen Annexion.

Auf der andern Seite aber kann sich Oesterreich durchaus nicht gefallen lassen, daß irgend eine dritte Macht, namentlich eine slavische, das Aufstandsgebiet erhält, oder daß sich etwa Montenegro und Serbien allein darin theilen. Denn in diesem Falle wäre Oesterreichs slavische Küste an der Adria, und mit ihr auch vielleicht Triest gefährdet. Ein slavisches Regiment auf der ganzen Strecke von Cattaro bis zur Donau würde die ganze südslavische Bevölkerung Oesterreichs in Aufregung versetzen. Namentlich aber die zwei durch Annexion vergrößerten Nachbarn, Serbien und Montenegro, würden als jugendliche Streber für das alte österreichisch-ungarische Kaiserreich sehr unbequeme Nachbarn sein. Jedenfalls unbequemer als die ebenfalls alte und dabei lahme und fatte, nichts weniger als annexionslustige oder expansive Türkei, gegen welche die österreichischen Südslaven aus nationalen, religiösen und wirthschaftlich-finanziellen Gründen eine entschiedene Abneigung empfinden.

Endlich hat man auch noch vorgeschlagen, Oesterreich nur miteffen zu lassen, in der Art, daß Serbien den einen Brocken erhält, Montenegro den andern und Oesterreich den

mittleren dritten, und zwar den von Muhamedanern und Römisch-Katholischen bewohnten Theil, welcher, beiläufig bemerkt, der beste ist; denn er hat guten Ackerboden und außerdem die bekannten Bergwerksdistrikte. Allerdings würde dadurch die dalmatinische und croatische Grenze für Oesterreich besser haltbar gemacht; die sterile Küste würde durch das weidenreiche Hinterland ergänzt; auch die Defilees zwischen Küsten- und Hinterland würden, wenn beides in einer Hand ist, zugänglicher werden. Allein bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist wenig Aussicht, daß sich dieser an sich für Oesterreich nicht unvernünftige Plan realisire. Oesterreich würde bei einem einseitigen Vorgehn zu große Gefahren laufen und vielleicht auch seine innere Ruhe gefährden.

Nachdem ich alle Eventualitäten durchgegangen, komme ich wieder zu dem Quod erat demonstrandum: Es ist schwer die Türkei zu theilen; und Herzegowina-Bosnien wird wohl bis auf Weiteres ein türkisches Vilajet bleiben. Hoffentlich aber werden die Mächte die Gelegenheit nicht verabsäumen; wirksame Garantien gegen Nachsucht und Unterdrückung für die nur durch schwere Mißhandlung und Verzweiflung getriebenen Einwohner zu erwirken.

Der Sultan kommt ihnen darin schon entgegen. Er läßt durch seinen geheimen Kabinetstath an seinen Großvezier (Reichskanzler) schreiben: „Die Unruhe in einem Vilajet des Reichs ist zum großen Theil der unziemlichen Haltung einiger unfähiger Würdenträger und namentlich den Bedrückungen zuzuschreiben, welchen sich geldgierige Zehnt- und Steuerpächter in Erhoffung unerlaubten Gewinnes ergeben,“ und befiehlt dann auf das strengste, daß dergleichen in Zukunft unterbleibe.

Allein vorerst steht alles das nur auf dem Papier. Der Weg vom Papier in die Wirklichkeit ist lang, und nirgends länger als in der Türkei. „En Turquie on ne se

hâte que lentement!" sagt ein geistreicher Franzose, und der Türke sagt: „Zawasch, Zawasch.“

Das Beste für das Land wäre eine Aufrechterhaltung der Staatseinheit unter einem wohlwollenden und aufgeklärten, dem Fremdenverkehr, der Einwanderung und der Colonisation günstigen Absolutismus.

Wäre Rußland im Stande das zu prästiren, und wäre das übrige Europa geneigt, ihm ein so kolossales Experiment zu gestatten?

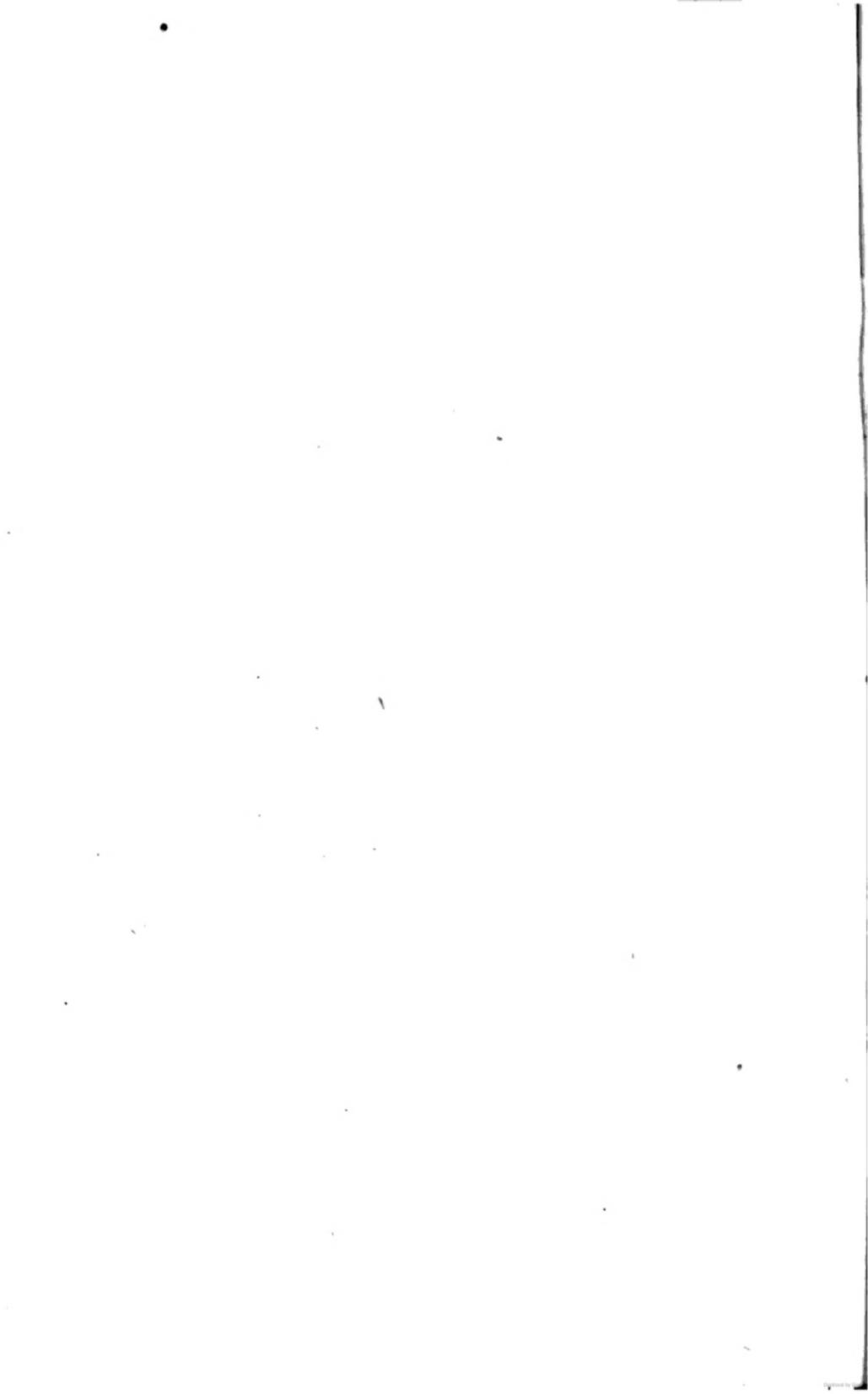
Ist aber alles Andere unmöglich, dann bleibt nur noch übrig, die Türkei zum Zwecke der Ausführung und Aufrechterhaltung der absolut nothwendigen Reformen unter eine Art Gesamtvormundschaft der europäischen Mächte zu stellen. Dies würde freilich voraussetzen, daß die drei Kaiser nicht nur unter sich einig würden, sondern auch die Zustimmung von Frankreich, England und Italien erhielten. Doch das alles sind Dinge, womit ich mir hier in Saloniki nicht den Kopf zerbrechen will.

---

# Erinnerungen aus Saloniki.



Geschrieben in Karlsbad im Mai und Juni 1876.



## I.

Vom Aeußern und Innern der Stadt. Die Stellung der Consulate.

Historische Ereignisse treten uns desto lebhafter vor die Augen, je genauer wir den Schauplatz kennen, auf welchem sie spielen. Geschichte und Ortskunde ergänzen einander, wie Zeit und Raum.

Da Saloniki der Ausgangspunkt für die neueste orientalische Peripetie geworden, so will ich hier aus meinen Erinnerungen an diese Stadt, in welcher ich im Herbst 1875 ein paar Wochen verweilte, noch Einiges mittheilen:

Auf dem Dampfer der sizilianischen Gesellschaft „Trinacria,“ auf welchem ich von Constantinopel nach Saloniki fuhr, lernte ich einen französischen Handlungsreisenden kennen; als er hörte, ich wolle ebenfalls in Saloniki, wo er Geschäfte hatte, das Schiff verlassen, wurde er neugierig. Er begann ein sehr klug eingeleitetes Inquisitorium. Wahrscheinlich witterte er in mir einen Concurrenten. Als er sich überzeugte, daß ich nichts zu kaufen und nichts zu verkaufen hatte, vermuthete er in mir einen politischen Agenten, der hinsichtlich des Aufstandes auf- oder abwiegelte, oder spioniren, oder sonst etwas Derartiges wolle. Ich hatte Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß ich auf eigene Gefahr und Kosten und lediglich zu meinem Vergnügen reise.

„Zum Vergnügen?“ rief er, „nach Saloniki? Zum

Vergnügen nach Saloniki, nach diesem langweiligsten und trostlosesten aller orientalischen Nester? Est-il possible?“

Er war sonst ein sehr verständiger Mann, und ich danke ihm manchen praktischen Wink für meine türkische Reise. Aber was Saloniki anlangt, so hatte Monsieur Dubois, so hieß er, entschieden Unrecht.

Saloniki ist nach Constantinopel die interessanteste türkische Stadt. Selbst von Adrianopel wird es nicht übertroffen. Seine Lage in der obersten nordöstlichen Bucht des Golfs, welche Bucht, von allen Seiten geschützt, in der Regel eine spiegelglatte, tiefblaue, strahlende Fläche zeigt, aber auch sehr wild werden kann, wenn der Südwest um das schützende Cap Wardar und Kara Burunn herumbläst — die schönen und imposanten Berge: im Osten der mächtige Kortiasch, ein lang hingezogener Bergrücken, mit einer Spitze, welche in Folge einer eigenthümlichen Formation der Steine ewiges Eis bewahrt, das alltäglich von einer Schaar Esel der Stadt zugeführt wird; — im Westen und Südwesten der macedonische Olymp und der thessalische Ossa, zwischen beiden eine tiefe dunkle Schlucht, das Thal Tempe; — im Norden eine große, grüne, von Wasservögeln und Schildkröten bevölkerte, sumpfige Ebene, durch welche sich der wasserreiche, abwechselnd wild einherstürzende und dann wieder stagnirende Fluß Wardar wälzt; — dahinter wieder mächtige Berge, auf dem linken Ufer des Wardar der Kara-Dagh, der Tschengel-Dagh und die Weliza-Planina, — auf dem rechten Ufer die Baduna-Planina, — alle mit einem grünen Unterholz überzogen und von den mannigfaltigsten Felspißen gekrönt; — dazwischen malerische und hochromantische Engpässe, zuweilen große Seen und sehr häufig fruchtbare Flußthäler, in welchen man, soweit es die Jüdelenz der Bevölkerung, die „ihr Each' auf nichts gestellt“ hat, erlaubt, Reis und Mais, Baumwolle und Tabak, Delbäume und Maulbeerbäume (für die Seidenraupen) und

eine Unmasse Wein baut; — die Stadt selbst größtentheils noch mit hohen Mauern, Zinnen, Wällen, Gräben, Thürmen umgeben, — Häuser von jedem europäischen und asiatischen Styl und Kaliber, von allen möglichen und unmöglichen Constructions, theils in leidlich regelmäßigen Zeilen angereiht an die große Straße, welche, der Küste parallel, sich um den Berg herum zieht, theils in verworrenen Haufen den Berg hinauf stürmend und sich dann wieder müde und hinfällig an denselben anlehnd, als müßten sie sich etwas verschmaufen; — da die europäisch aussehenden Häuser und Magazine der griechischen, jüdischen und fränkischen Kaufleute, hier die elenden Lehmhütten der Bulgaren, — weiter oben die türkischen Wohnungen, welche nach der Straße zu ein verdrießlich abweisendes Gesicht machen und nur die mit Holzstäben neßförmig vergitterten Erkerfenster zeigen, während in dem innern Hofraum die Fontainen und der Oeander um die Wette rauschen und die Blumen des Orients ihre Düfte aushauchen; — dort die stattliche im Renaissance=Styl erbaute, mit Statuen geschmückte Niederlassung der ottomanischen Bank (Banque ottomane) und nicht weit davon das große Jesuiten-Kolleg, dessen Einfluß noch mächtiger ist, als der der Bank; gegen welche beide Gebäude der Konak (Palast) des Wali (des Oberpräsidenten und Gouverneurs der Provinz, des Vilajet) sehr bescheiden absticht; denn er ist nur ein beinahe zeltartig leicht gebautes echt türkisch-nomadisches Sommerhaus; — überall dazwischen Moscheen, die ihre zahllosen Minarehs mit ihren hohen Stachelspitzen und den Gallerien, von welchen fünfmal täglich die Muezzin zur Andacht und zu den Waschungen rufen; — theils von den Türken erbaute Moscheen und theils vormals christliche Kirchen, von welchen der Halbmond Besitz ergriffen, indem er herunterstrahlt von der Spitze auf die Kuppel, welche Spitze aber nie senkrecht steht, sondern etwas geneigt nach der Weltgegend von Mekka und der hei-

ligen Raaba, aus Respekt vor Allah und seinem Propheten; — vor der Stadt, der in schönem halbmondförmigem Bogen geschwungene tiefe Hafen, in welchem einige Dampfer vor Anker liegen, zahlreiche Segelschiffe, die meisten mit der griechischen Flagge (das übliche Kreuz, jedoch mit seinen eigenthümlichen Farben, weiß in hellblauem Felde, an den bayerischen Ursprung und an den verjagten Otho Basilevs erinnernd) versammelt sind und zahllose türkische Kähne, Kait, sich munter hin und her tummelnd, oder gleich Pfeilen glatt über die azurblauen Wogen hinschießend, wetteifernd mit den Möven und den Geiern, welche die Luft erfüllen; — am Strande, wo die crenelirte Mauer durchbrochen ist, Cafés, Theater und in allen möglichen bunten Lumpen lungernde Menschen, Bulgaren, Griechen, Juden, Türken und dazwischen hin und wieder hier und da ein „Franke,“ kenntlich daran, daß er aufrecht steht und einen Cylinder oder einen Schlapphut trägt, anstatt des Turbans, des Fez oder des Kopftuchs; — dann kommt das große Zollhaus, wo Dir der türkische Policeman Deinen Paß abfordert, den er natürlich nicht lesen kann und auf den er daher auch gerne verzichtet, gegen die verständlichere Sprache des Backschisch (Trinkgeld); — endlich der Bahnhof im äußersten Westen, weit hinausgeschoben nach dem Thale des Wardarflusses, an welchem hinauf die Eisenbahn nach Süd-Bosnien führt; — und zwischen dem Bahnhof und dem Meeresstrand ein geschmackvoll angelegter öffentlicher Garten, von wo aus man eine prachtvolle Aussicht über die Bai, den Hafen, die Stadt und das Kortiasch-Gebirge hat, und wo man um so angenehmer flaniren kann, da die Eingeborenen es verschmähen, von diesen Parkanlagen Gebrauch zu machen; — im Osten der Stadt steht der mächtige runde Thurm, Kam-Kule, d. i. der Bluthurm genannt, jetzt ein Gefängniß, und noch weiter östlich eine sehr große Kaserne mit einer sehr kleinen Garnison, wobei ich bemerken will,

daß die Kasernen im Orient gerade so langweilig aussehen, wie die unsern in Preußen; — über dem Ganzen aber thront auf dem Scheitel des Berges die Citabelle, d. h. die mächtigen und thurmreichen Ruinen einer großen Festung, die aus den Zeiten der Römer, wenigstens in ihren Substructionen, herstammend, schon unter den Byzantinern des Septa=Pyrgion (die sieben Thürme) genannt ward und auch heute noch bei den Türken Yedi-Kuli (sieben Thürme) oder Yedi-Kuteler-Kalesi (das Schloß der sieben Thürme) genannt wird, die früher, als sie noch in ihrem Glanze dastand, das Quartier der Janitscharen war und jetzt einem Theile des türkischen Proletariats, des genügsamsten und beschaulichsten Proletariats, das man sehen kann, Unterkunft bietet; — zu Füßen der Burg der sieben Thürme eine bescheidene griechische Kirche mit einem prachtvollen forinthischen Porticus, der aus der Zeit der Antonine stammt, und einem großen Kloster, in welchem der orthodoxe Metropolitan haust, und von wo das große Schisma ausgegangen, welches heute noch die katholische Christenheit in eine römische und eine byzantinische, in eine päpstliche und eine patriarchale, in eine lateinische und eine griechisch-orientalische Kirche trennt, gerade wie sich früher das römische Weltreich in ein westliches und ein östliches gespalten; — das alles sieht man auf den ersten Blick, und das alles zusammengenommen ist wohl genug, um Saloniki vor dem Vorwurfe zu schützen, daß es eine „langweilige Stadt“ sei. Vergessen habe ich dabei noch die malerischen türkischen Kirchhöfe mit ihren blendend weißen, säulenartigen, aufrecht stehenden Grabsteinen und den uralten, schwarzgrünen, hohen Cypressen, welche den Raum beschatten und den Todten die Ruhe und Kühlung gewähren, auf welche der Osmanli schon im Leben einen so hohen Werth legte, und die minder malerischen, in Ermangelung der Cypressen, welche ein Vorrecht der Türken sind, mit prachtvollen Platanen und Feigen bepflanzen

christlichen und jüdischen Kirchhöfe, welche die Stadt im Osten umgeben.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich hinzufügen, daß, wie bei den meisten Städten und Ortschaften der europäischen Türkei, das Innere dem Aeußeren nicht entspricht, das heißt, daß, so imposant der Anblick des letzteren auch ist, der des ersteren uns eine arge Täuschung bereitet. Abgesehen von der bereits erwähnten Hauptstraße, welche relativ besser, aber nach westeuropäischen Begriffen immer noch sehr schlecht beschaffen, so sind alle übrigen Straßen elende Gäßchen, krumm, winkelig, eng, schmutzig und von den vorspringenden Häusern überragt. Die anständigen Häuser sind zu zählen; eine hervorragende Stelle darunter u. A. auch nimmt das Hotel Benedetti ein, in welchem man, mitten in dem Schmutz, der Verkommenheit und der Unordnung des Orients, mit aller Reinlichkeit und allem Comfort Europa's umgeben ist, in einem muster-giltigen Bette durch Vorhänge vor den Moskitos geschützt schläft, von einer feinen italienischen Küche gespeist und von einem Hausgarten erfreut wird, worin die Vorzüge französischen und türkischen Geschmacks (der Türke ist Blumenfreund) miteinander vereinigt und uns Morgens in der noch kühlen Frühe ein Frühstückplätzchen geboten ist, wie man es nicht schöner wünschen kann. Bist Du mit dem Essen zu Ende, bei welchem hübsche röthliche Fische und allerlei sonstige Frutti di Mare eine Rolle spielen, so nimmst Du noch einige Tassen des unübertrefflichen türkischen Kaffee, und während dessen steht hinter Dir Dein Kawasß (so heißt der bis an die Zähne bewaffnete türkische Diener, der in der Regel ein wenig faul, aber eine außerordentlich treue und ehrliche Haut ist) und präparirt für „seinen Effendi“ aus dem hellgelben, fein gekräuselten, hoch aromatischen Wardar-Tabak Cigaretten, die er in angeborener Naivetät und im Bewußtsein seiner türkischen Reinlichkeit sogar eigenmälig

zurecht leckt. Im Innern des Landes muß man sich selbst beritten machen und einen berittenen Kawaß mitnehmen. Anders kann man nicht reisen, schon der Sicherheit wegen. Der Kawaß ist die Fleisch gewordene Lebens-Assicuranz, die hier mit Tagelohn bezahlt wird. Bei uns in Europa zahlt man seine Steuern für die bewaffnete Macht, welche der Staat in General-Entreprise nimmt. Hier in der Türkei miethet man sich selbst zum Zwecke der Sicherung von Leib und Leben per Tag seinen Antheil und seinen Bedarf an bewaffneter Macht. Das letztere System ist das kostspieligere. Es hat aber den Vorzug, daß man die Cigaretten gemacht und sonstige Dienste erwiesen bekommt. Bei uns haben sich die Männer des Schwerts und die Männer des Friedens, die bewaffneten und die unbewaffneten Schaaren von einander geschieden, differenzirt und jede für sich organisiert. Hier läuft noch Alles wirr durcheinander, wie am dritten Tage der Schöpfung. Der türkische Staat ist, ehe er noch vollständig zum Mann gereift war, schon alt und hinfällig geworden. Er kann die bewaffnete Macht, die er sich hält, nicht mehr bezahlen, weil er es nicht versteht, das Eigenthum zu schützen, das Grundeigenthum zu vermaßen und zu katastriren und auf Grund des Katasters Steuern zu heben; wenn er die Aepfel der Abgaben ernten will, so weiß er dazu kein anderes Mittel, als den Stamm der Steuerkraft umzuhauen. Diese Sorte von Staat ist wirklich ein „Racker.“ . . .

So philosophirt man in Benedetti's Garten in Saloniki, wenn man das Blüthendach über sich, den Cigarrenduft vor sich und den Kawaß hinter sich hat. Nichts lernt der Europäer dem Türken schneller ab, als das Faulenzen. Aber wir können es in Folge äußerer gegentheiligere Lebensgewohnheiten doch nicht so lange vertragen. Fünf Minuten später habe ich schon meine eisenbeschlagenen Alpenschuhe angezogen und mich auf das Pflaster von Saloniki hinaus-

gewagt. Oh, dieses Pflaster! Man denke sich das stürmende Meer mitten in seiner Bewegung zu Stein erstarrt, — oder zu Stein und zu Erde; die Wellenkämme zu Stein und die Tiefen zu Erde: das ist der Zustand der Straßen und Plätze in Saloniki. Hier ging mir plötzlich ein Licht auf, warum die Türken so langsam und majestätisch wandeln. Man sagt, diese Art zu gehen ist Phlegma, ist Grandezza, ist Vornehmthuerei. Irrthum, nichts als Irrthum. Selbst der wildeste und verwogenste, frischeste, freieste und froheste Turner Deutschlands könnte mit seinen frischesten, freiesten und frohesten Weinen auf diesem Pflaster nicht schneller vorwärts gelangen, als der phlegmatische, beschauliche und fatalistische Türke. Und dann noch dazu die sonstigen erschwerenden Umstände! Was sich da alles auf diesem heillosen Pflaster durcheinanderdrängt, als wäre es ein Vergnügen, auf demselben zu wandeln. Juden und Christen und Muhamedaner; Bulgaren, Arnauten, Albanesen, Bosniaken, Griechen, Türken; und was das Thierreich anlangt: Büffel, Ochsen, Schafe, Ziegen, Hunde, Pferde, Kameele, Esel — Alle wirbeln da durcheinander, ein Jegliches damit beschäftigt, für die Sicherheit seiner eigenen Knochen und für sein eigenes Fortkommen zu sorgen, und deßhalb nicht im Stande, auf seine zwei- und vierbeinigen Mitpassanten irgend welche Rücksicht zu nehmen. Da kommt dann auch noch zuweilen mitten durch die aufgestaute Masse mit verhängtem Zügel ein Zapptje geritten. Der Zapptje ist der türkische Gendarm; die Regierung soll ihn besolden, allein sie hat kein Geld; und so ist denn der Regierungs-Gendarm ebenfalls auf Wadschisch (Trinkgeld) angewiesen. Er vermiethet sich, wie der Kawas. Der Kawas ist nur ein Privat-Zapptje, ein Gendarm auf eigene Rechnung. Der Zapptje aber fühlt sich schon als Obrigkeit, und deßhalb ist er etwas dummer, grober und fauler, als der Kawas. Also ein solches Geschöpf, das ich Dir in

Obigem zur Genüge glaube vorgestellt zu haben, faust zu Pferde durch die Menge, soweit ihm die schlechte Beschaffenheit der Straße das „Sausen“ gestattet. Er, oder vielmehr sein Pferd zertrampelt hier dem Früchteverkäufer seine Apfelsinen und Melonen; dort stößt er einem Wasserverkäufer ein Loch in sein Fäßlein, und dann stürzt er dem Händler mit Süßigkeiten ein Brett mit eingemachten und verzuickerten Früchten vom Kopfe. Alle schreien ihm auf türkisch zu: „Zawasch! Zawasch!“ (langsam, langsam); er nimmt keine Notiz davon. Da hat er z. B. einen alten armen Juden über den Haufen geritten, ohne davon Kenntniß zu nehmen, daß ihm derselbe in einer Mischung von Spanisch und Hebräisch alle Flüche nachsendet, welche in der Thora geschrieben stehen. Dort zieht er einem breitschulterigen Bulgaren, der ihm nicht Platz machen will, mit der Karbatsche eine steile Terz über Schulter und Rücken. Ich aber, als „gebildeter Europäer,“ denke: „Der Klügste gibt nach“ und mache einen Satz, um dem Pferd auszuweichen. Dieser Satz führt mich aber zwischen die Beine eines Kameels, welches sein dummes und boshaftes Gesicht nach mir wendet, um mit seinen kolossalen gelben Zähnen nach mir zu schnappen. Ich vergesse sofort, daß ich soeben erst den Kawaß wegen seiner steilen Terz getadelt habe, haue nun meinerseits dem Kameel mit meinem dicken Eschen=Stock, den mir vor Jahren ein ungarischer Zigeuner im Bakonyer Walde geschnitten, eine kräftige Quart über den Rüssel. Da senkt sich ein graues Haupt auf mein Armgelenk nieder. Es ist ein Esel. Ich weiß nicht, ob er bei mir Anlehnung sucht, oder ob er für seinen Freund, das Kameel, um gutes Wetter bitten will bei dem „blutigen Fremdling.“ Ich beeile mich, von diesem thierischen Umgang loszukommen, benutze meinen langen Bakonyer als Springstock, um von dem einen spitzen Stein auf den andern zu kommen, und versinke den Augenblick danach in

einem Sumpfe, welcher sich in einer Straßenvertiefung aus Gemüsestrünken, Küchenüberbleibseln und allerlei sonstigen Unsauberkeiten gebildet. Endlich komme ich wieder auf die Hauptstraße, auf die Via Egnatia, die außerordentlich gut bestellt, d. h. etwas schlechter gepflastert ist, als die schlechtest gepflasterte Straße in Berlin, und das will doch schon etwas sagen. Im Vertrauen darauf, daß ich hier „Cultur-“ Boden unter den Füßen habe, gebe ich auf einen Moment nicht acht. Ich trete auf etwas Weiches und glaube mich schon in Gefahr, wieder in eine Sumpflache zu versinken. Allein das Weiche ist lebendig. Es ist ein gelber schakalähnlicher Hund. Die Hunde stehen bei dem Muselman in einer gewissen Achtung, obgleich „ungläubiger Hund“ sein kräftigstes Schimpfwort ist. In Folge dieses Respekts, welchen die Hunde hier zu Lande genießen, sind dieselben ein wenig hochmützig geworden. Sie legen sich, ähnlich den Lazzaroni in Neapel, mitten auf der Straße schlafen und verlangen, daß ihnen Menschen und Fuhrwerke aus dem Wege gehen. Sie haben keinen Herrn und leben als Heerdenthiere in einer eigenthümlichen republikanischen Verfassung, die ich an einem andern Orte (Kapitel Constantinopel) beschrieben habe. Mein Saloniker Hund also schiebt sich unter meinen Füßen gewaltsam weg, wodurch er mich natürlich aus dem Gleichgewicht und beinahe zu Falle bringt. Dann stellt er sich etwa fünf Schritte entfernt von mir auf, indem er ein Geheul der Wuth und der Rache ausstößt und mir Blicke voll sittlicher Entrüstung zuschleudert. Er überlegt dann einen Augenblick, ob er die Unthat des „Gjaur“ auf Rechnung von Dummheit oder Schlechtigkeit setzen soll. Offenbar hat er sich nun für letzteres entschieden. Denn er nimmt sein Schakalgeheul mit erneuerter Kraft wieder auf. Er scheint eine ziemlich hohe Charge in der Hunderepublik zu bekleiden. Denn auf sein Geheul kommen wie auf Kommando von allen Seiten Bestien, die ihm ähnlich

sehen, wie ein Ei dem andern, herbeigeeilt und nun beginnen sie viribus unitis zu heulen, in einem Ton, der, wie der alte Lichtwehr sagt, „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann.“ Ich beschließe, keine Notiz von dieser mir dargebrachten „Hundemusik“ zu nehmen. Aber was hilft's? Die Thiere folgen mir nach und endlich schnappt einer nach mir. Ich halte ihm das untere Ende meines Stockes entgegen, an welchem sich eine stählerne Spitze von einem halben Fuß Länge befindet. Der dumme Rötter beißt in diese Spitze. Er hat sich wohl ein paar Zähne daran ausgebissen; er nimmt den Schwanz zwischen die Beine und sucht den Schwanz das Weite. Die ganze Rotte Korah folgt ihm, der Hunde-Häuptling deckt die Nachhut; er wirft mir noch einen stummen Blick der Verachtung zu, dann verschwindet auch er um die Ecke. Offenbar ist die Nachricht von meinem Stachel-Stecken bald in der ganzen Hunde-Gemeinde herumtelegraphirt worden; denn ich hatte von nun an vor den Bestien Ruhe. Ja, sie gingen mir sogar aus dem Wege.

Inzwischen war die Sonne höher gestiegen und der Wind hatte sich gedreht. Er kam vorher und bis dahin von Süden, über den Golf herüber und brachte eine frische, kühle und reine Luft. Jetzt sprang er über nach Nordwesten, und es dauerte nicht lange, bis man merkte, daß er aus den Sümpfen von Amatorwo blies. Die Luft wurde dick, unrein, fast modrig. Dazu brannte die Sonne mit einer strahlenden Hitze herunter, daß ich es vorzog, mich in den Bazar zu begeben, der theils oben zugewölbt und theils mit Segeltuch zugedeckt war und ein kühles Asyl gewährte. Hier kann man alles Mögliche kaufen, und die verschiedenen Artikel sind ein jeder in seinen besonderen Gang und in seine besondere Straße verwiesen. Natürlich waren alle Luxuswaaren im Constantinopeler Bazar weit pracht- und geschmackvoller, und da ich dort bereits gestickte Decken, kleinasiatische Teppiche, golddurchwirkte Pantoffeln, Rosenöl und

alle Herrlichkeiten des Orients gekauft und mittels der deutschen Reichspost an Frau und Kinder nach Berlin expedirt hatte, so ging ich an den Luxus-Boutiken eilig vorüber, bewunderte im Vorübergehen das schöne Stahl-Eisen aus dem Balkan, feilschte um ein nettes Elfenbeinkästchen mit eingelegter Arbeit, jedoch vergeblich, es war mir zu theuer, und endigte schließlich meine Bazar-Expedition damit, daß ich endlich drei Gegenstände einkaufte. Erstens ein türkisches Schreibzeug, das man, wie es ja auch im vierzehnten Jahrhundert noch in Deutschland Sitte war, am Gürtel trägt, nebst verschiedenen Federn. Die Federn bestanden aus einem dünnen und festen braunen Schilf-Rohr, das an dem dicken Ende geschnitten, gespitzt und mit einem Spalt versehen war, wie eine Gänsepose. Der Schnitt ist jedoch so, daß man damit nur von rechts nach links und nicht auch umgekehrt schreiben kann. Zweitens ein Paar weiche kalbslederne formlose Schuhe, um sie beim Eintritt in die Moscheen als abgelegte Uberschuhe dem Klüfter behändigen zu können. Drittens ein stattliches Dolchmesser, das man auch zusammenklappen kann. Es sah ganz außerordentlich türkisch aus; bei näherem Nachsehen fand ich aber, daß es deutsches Fabrikat war; die Klinge trug die Zwillingsmarke von Gebrüder Henckels. Ich gedachte nicht, mit diesem Dolche irgend Jemanden umzubringen, sondern kaufte ihn eigentlich nur aus Gefälligkeit gegen meinen Kawak. Dieser war nämlich durchaus nicht zufrieden damit, daß ich in den Halstern des Pferdes statt der Pistolen zwei Flaschen Wein führte, und daß ich auch sonst ohne alle Mordinstrumente einherging. Er hatte mich schon mehrmals, jedoch immer in der höflichen türkischen Weise, darauf aufmerksam gemacht, daß dies nicht gut sei. Ich kaufte also mir das Messer, um ihm einen Spaß zu machen und meinen Respekt vor den Sitten des Landes zu erkennen zu geben. Geschnitten habe ich denn auch wirklich nichts damit, als

Brod und Früchte und die Schalen gesottener Krebse; gestoßen niemals.

Während ich im Bazar verweilte, gesellte sich ein junger Mann zu mir, der mir beim Feilschen und Handeln behilflich sein wollte. Er sprach anfangs griechisch mit mir, allein der Itiacismus seiner Sprachweise und die Volubilität seiner Zunge waren zu groß, als daß ich ihn verstehen konnte. Dann versuchte er's italienisch, und in diesem Idiom gelang uns die Verständigung leidlich. Er führte mich zu einem Photographen, bei welchem ich eine Reihe recht guter Photographien von dem Triumphbogen und sonstigen hiesigen Alterthümern zu einem allerdings etwas hohen Preise bekam; ich glaube aber, mein griechischer Begleiter participirte ein wenig an dem Preise. Dann zeigte er mir den Rückweg nach dem Hotel und begleitete mich noch eine Strecke. Unterwegs begrüßte er in einem engen Gäßchen einige junge Damen, welche sich, stark geschminkt und auffallend gepußt, an die Fenster des Erdgeschosses drängten. Er versicherte, dies seien seine Schwestern, und erbot sich, mich bei denselben einzuführen. Ich sagte ihm, es fehle mir an Zeit, Toilette zu machen, und in meinem Reisehabit zieme es sich nicht, bei so eleganten Damen die Aufwartung zu machen. Wir trennten uns. Auf seinem Gesicht las ich den Gedanken: „Schafskopf,“ er auf dem meinen vielleicht so was wie „Bauernfänger.“ Wir kleideten jedoch diese feindseligen Gedanken in die Formen einer würdevollen Höflichkeit, welche nun einmal im Orient Sitte ist, und die ein Fremdling, ein Gjur, ein Franke, am allerwenigsten verletzen darf. Ich kehrte aus dem Gewirre der engen Gassen zurück zu der Hauptverkehrs-Ader, der Via Egnatia, welche die Stadt von dem Wardar-Thore im Westen (wo auch die alte Yenidsche-Festung liegt) bis zur Porta Kallamari im Südosten durchschneidet. Die Via Egnatia ist nicht eine bloße Stadt-, sondern eine große und berühmte Han-

deß- und Militärstraße, welche schon seit Römer-Zeiten das adriatische Meer mit dem ägäischen (Dedeagh) und dem Marmara-Meer (Rodosto) verband und in einzelnen noch aus alter Zeit her conservirten Strecken an die italienische Via Appia oder Via sacra erinnert. Ich werde im nächsten Kapitel noch ausführlicher von ihr reden. Sie gab Saloniki einen Theil seiner Bedeutung. Von dieser Bedeutung hat es auch heute noch Einiges conservirt als Sitz des Gouverneurs und Hauptstadt des Vilajets, der Provinz Macedonien, als Stapelplatz für die Artikel seines zum Theil außerordentlich fruchtbaren, jedoch mangelhaft angebauten Hinterlandes, und als Etappe des Weltverkehrs. In Folge dieser mercantil hervorragenden Stellung, welche hauptsächlich auf der Sicherheit seines Hafens beruht, für den die Natur Alles und die Menschen nichts gethan haben, finden wir hier auch consularische Vertretung der wichtigsten Culturstaaten. Es sind jedoch alle nur kaufmännische Consuln (consules electi), nicht Berufs-Consuln (consules missi). Von einem „amerikanischen Consul,“ von welchem jetzt (Mai 1876) alle westeuropäischen Zeitungen sprechen, habe ich damals (September 1875) nichts gehört und gesehen. Ich glaube, es hat damals wenigstens keinen solchen in Saloniki gegeben. Dagegen erzählte man mir von allerlei Leuten, welche sich dort unter dem Titel griechischer oder amerikanischer Agenten herumtrieben, aber unter dem Verdacht standen, in Wirklichkeit Emissäre der südslavischen Propaganda, oder wie die Türken nun einmal mit großer Beharrlichkeit sagen: „Rußlands“ zu sein.

Ich hatte die Ehre, in Saloniki damals auch Herrn Henry Abbott kennen zu lernen, den Consul des deutschen Reichs, welcher zwischenzeitig das Opfer eines fanatisirten Pöbels geworden. Ich wollte den Berg Olympos besteigen und hatte mir dazu einen österreichischen Cavallerie-Officier a. D. erworben, welcher, müde des unwirthlichen Garnisons-

lebens in slavischen Landen und ungarischen Puszten, den Schleppjübel mit dem Stab des Mercur vertauscht hatte und hier in Saloniki sein Geschäft betrieb, und einen jungen Eisenbahn-Ingenieur von deutscher Abkunft. Leider wurde nichts aus der Tour, weil für meine präsumtiven Reisegefährten Verhinderung eintrat und ich selbst es unter diesen Umständen vorzog, anstatt auf den Sitz der hellenischen Götter in die Nähe des Schauplatzes des Aufstandes, nach dem südlichen Bosnien, zu reisen. Die beabsichtigte Tour zum Olymp war aber der Anlaß, daß ich die Bekanntschaft Abbotts machte, von welchem man mir sagte, daß er an den oberen Abhängen des Olympischen Gebirges große Waldungen besitze und dort zahlreiche Holzknechte beschäftige, und daß er in Folge dessen genauen Bescheid wisse, namentlich auch darüber, ob gegenwärtig Räuberbanden (Klephten) da oben herumhausten. Herr Abbott empfing mich, obgleich ich keinerlei Empfehlung an ihn hatte, als Deutschen mit großer Freundlichkeit, und erklärte sich bereit, mich in meiner Bergbesteigung zu unterstützen. Die Aufseher seiner Holzjäger seien auch die besten Führer für den Olympos, von Räubereien habe man in den letzten Jahren wenig vernommen, es hausten da oben nur seine eigenen Holzknechte und einige Schafhirten; wenn ich unter dem Schutze seiner Holzschläger stehe, sei ich vor jedem Raubansall sicher. Mein Oesterreicher meinte, wahrscheinlich seien die Holzschläger mit den Klephten identisch oder nahe verwandt. Ich will mir darüber kein Urtheil erlauben.

Herr Abbott ist englischer Herkunft und spricht am liebsten englisch; mit seinem Deutsch war es schwach bestellt. Er ist in der Türkei geboren, wo sein Vater eine sehr große Stellung hatte, Duzende von kaufmännischen Niederlassungen und von Tschifliks, d. i. Rittergütern, (und wie die böse Welt in Saloniki hinzufügte, auf jedem Tschiflik einen Harem) besaß, endlich aber in Folge einer gewissen Selbst-

überhebung, welche beim plötzlichen Vorrücken zu einer außerordentlichen Stellung die Menschen so leicht ergreift, in eine Katastrophe verwickelt wurde, von welcher er sich nicht wieder erholte. Abbott der Sohn dagegen war ein sehr besonnener Mann. Er erfreute sich in Saloniki eines großen Ansehens, namentlich auch bei den Türken. Der türkische Gouverneur Omer Fevzi Pascha (er ist inzwischen zu Gunsten eines unfähigen Nachfolgers abberufen worden) sprach mit großer Achtung von ihm. Abbot lieferte den Engländern Schiffsbauholz von Olympos. Der österreichischen Regierung lieferte er den hochfeinen Wardar-Tabak, aus welchem die Regie die türkischen Cigaretten und Tabaks-Beutelchen zurecht machen läßt, so daß Viele behaupten, man bekomme in Oesterreich den türkischen Tabak besser, als in der Türkei selber.

Die Nachricht von dem grausamen Tode Abbott's hat mich sehr überrascht und erschüttert. Ich traue ihm keine Unbesonnenheit zu. Namentlich glaube ich nicht, daß er sich darein gemengt hat, wenn ein bulgarisches Mädchen, das Deutschland unter allen Umständen gar nichts anging, von der christlichen zur muhamedanischen Religion übergehen, oder von der letzteren zur ersteren zurückkehren wollte. Es gibt hier nicht nur Slaven, sondern auch Juden, welche von ihrer ursprünglichen Religion zu dem Muhamedanismus übergetreten sind, in ziemlich großer Zahl; in den Händen der Muhamedaner jüdischer Abkunft ruht namentlich auch der Tabaksverschleiß; man behauptet, im Grunde des Herzens seien sie ihrem mosaischen Glauben treu geblieben, wenn sie auch äußerlich türkisch practicirten. Daran nimmt Niemand hier einen Anstoß. Im Allgemeinen sind die Türken weit toleranter, als die griechisch-orientalischen Christen. Nur die gegenwärtige Krisis hat sie in eine große Aufregung gegen die slavische „Rajah“ versetzt. Auch können sie es nicht vertragen, daß Jemand, der Muhamedaner geworden, dann

wieder zu seinem früheren Glauben zurück umfattet. Dies hat schon öfters Anlaß zu blutigen Scenen gegeben.

Die Nachrichten, welche man bis jetzt über die verhängnißvolle Katastrophe in Saloniki hat, sind lüdenhaft und widersprechend. Bei der Mangelhaftigkeit der türkischen Justiz ist es auch zweifelhaft, ob je die Wahrheit eruiert wird. Ohne Zweifel wird man, um die „befreundeten“ Mächte zu beschwichtigen, einige Duzend Menschen köpfeln oder aufhängen; ob das aber die richtigen sind, ist eine andere Frage.

Die Stellung der europäischen Consuln in der Türkei ist eine recht schwierige. Sie haben Civil- und Criminaljustiz über ihre Staatsangehörigen. Zugleich sind sie darauf angewiesen, die letzteren zu schützen. Die Pflicht, als Richter unparteiisch zu richten, und die Verbindlichkeit, den Staatsgenossen hilfreich zur Seite zu stehen, führt nothwendig zu Collisionen. Denn die Funktionen der Partei (oder des Anwalts) und die des Richters sind unvereinbar mit einander. Dazu kommt nun, daß unter den verschiedenen Consulaten, namentlich in schwierigen Zeiten, eine gewisse Solidarität herrscht gegenüber den einheimischen Behörden und der muhamedanischen Bevölkerung. Die letztere wirft alle Gjaurs in einen Topf. Kein Wunder, wenn sich diese Gjaurs dann in diesem engen Gefäße zusammen finden und sich für einander solidarisch stark machen. Dies eigenthümliche Verhältniß führt aber faktisch oft dahin, daß, wenn der einzelne Consul, oder auch nur ein consularischer Agent, sich in seinen Maßregeln vergreift und dadurch Gefahren heraufbeschwört, die übrigen Consuln in der thatsächlichen Lage sind, für ihn eintreten und eine Suppe ausfressen zu müssen, die sie nicht eingebrocht haben.

Ich habe alle Grund zu vermuthen, daß es in Saloniki ähnlich gegangen. Irgend ein obscurer auswärtiger Agent hat sich unberufener Weise in eine Streitfrage zwi-

schen Bulgaren und Türken eingemischt — eine Streitfrage, die ihn gar nichts anging, da beide streitende Theile Unterthanen des Sultans waren; — die Frage nahm bei der herrschenden Aufregung sofort einen drohenden Charakter an; der französische Consul versuchte, für Aufrechterhaltung der Ordnung einzutreten. Dieser Consul, Herr Moulin, ist ein Schwager des Herrn Abbott, die Frauen Beider, Griechinnen, sind Schwestern. Dies veranlaßt Herrn Abbott, dazwischen zu treten. Gewiß nicht in der Absicht, sich in die Frage des Confessionswechsels der Bulgarin einzumischen, sondern um Frieden zu stiften und einer Differenz zwischen Türken und „Franken“ (unter diesen Namen werden alle Westeuropäer, auch die Deutschen, zusammenbegriffen) vorzubeugen. In gewöhnlichen Zeiten wäre ihm das auch unzweifelhaft gelungen; denn er war einer der angesehensten Männer in Saloniki. Aber die herrschende Aufregung, der Fanatismus beider Theile, welche schon im Herbst 1875, als ich dort war, aus Anlaß des Aufstandes in Bosnien und der Herzegowina einander gegenseitig mit allgemeinem „Hals-schneiden“ bedrohten, hatte die Bestie im Menschen entfesselt, und dieser „frommen Wuth“ sind die Consuln zum Opfer gefallen.

Es versteht sich von selbst, daß der deutschen Nation volle Genugthuung für die Ermordung ihres Vertreters gebührt.

Aber es wäre doch wohl an der Zeit, sich die Frage aufzuwerfen, ob mit der Consularverfassung im Orient alles in Ordnung sei.

Was ich hier andeuten will, das soll gefragt werden, unbeschadet des vollsten Respekts vor Herrn Abbott, der ein Ehrenmann war und gewiß seine consularischen Pflichten nach besten Kräften erfüllt hat. Aber ist es möglich, daß ein Kaufmann, der nicht einmal deutsch versteht, geschweige denn die deutschen Gesetze kennt, deutsches Recht

ſpreche unter ſo außerordentlich ſchwierigen Verhältniſſen? Wäre es nicht beſſer, ſtatt ſeiner einen Berufsconſul hinzuschicken? Ich weiß, was man ſagen wird: Wenn wir überall Berufsconſuln (ſtatt kaufmänniſcher) anſtellen wollten, ſo würde das Budget des deutſchen Reiches zu ſehr belastet. Gut. Dann reducire man die Zahl der Conſulate. Wenig leistungsfähige ſind beſſer, als viele leistungsunfähige. Der deutſche Handel in Saloniki iſt grade nicht ſo bedeutend, daß Deutſchland unbedingt dort eine conſulariſche Vertretung haben müßte. Will man aber — und dafür ſpricht allerdings bei der augenblicklichen Sachlage Manches — einen Nachfolger für Herrn Abbott ernennen, ſo ſchicke man einen Beamten von gründlicher juridiſcher und politiſcher Bildung.

Sollte überhaupt im hohen Rathe der irdiſchen Götter die Erhaltung der Türkei beſchloſſen werden, ſo muß man darüber im Reinen ſein, daß eine Wiedergeburt des Landes weder von den Türken, noch auch von der chriſtlichen Rajah zu erwarten iſt. Die letztere iſt abſolut unfähig, ſich ſelbſt zu regieren. Die Türken aber ſind, auch beim beſten Willen, außer Stande, große Reformen auszuführen; denn ſie haben weder den Verſtand, noch das Geld, noch die Verwaltungsmaschinerie, welche dazu erforderlich iſt. Der verſtorbene Baron Profeſch-Oſten ſoll geſagt haben: „Wenn die Türken von Reformen ſprechen, ſo iſt das ungefähr gerade ſo ernſthaft zu nehmen, wie wenn zwei orthodoxe Juden einander auf Weihnachten vergnügte Feiertage wünſchen.“ Meines Erachtens bedarf es einer ganz anderen Reform, als alle diejenigen, welche biſ jetzt in den verſchiedenen Staatsſchriften traktirt werden. Dieſe Reform beſteht in der Sicherſtellung und Befreiung des Grundeigenthums ſowie in Förderung der Colonisation des fruchtbaren Bodens; und es bedarf internationaler Behörden und Gerichte, worin ſich die Eingeborenen und die Richter der befreundeten Mächte zu gemeinſamer Thätigkeit vereinigen, und welchen

die Durchführung und der Schutz dieser Institution anzuvertrauen ist. Nur dadurch kann das Land der Cultur zurückgegeben und ein Zusammenstoß zwischen Ost und West vermieden werden. Ich werde dies an einer andern Stelle genauer ausführen. Hier betrachte ich es als meine Aufgabe ein möglichst anschauliches Bild von der Stadt Saloniki und ihrem Hinterlande, von ihrer welt-historischen Bedeutung in ihrem gegenwärtigen Zustande, sowie von den verschiedenen Nationen und Confectionen, welche hier und in den andern Provinzen der europäischen Türkei durcheinander wimmeln, zu geben. Ich werde dies in den nächst-ten Briefen versuchen.

---

## II.

### Eine welt-historische Landstraße. Allerlei Völker.

Um Dir die Lage von Saloniki klar zu machen, muß ich auf die Via Egnatia zurückkommen, eine der bedeutendsten Landstraßen für Handel und Wandel und für Schutz und Trutz. Sie verbindet den Bosporus, das Marmara- und das ägeische Meer mit dem adriatischen und jonischen, und führt in beinahe directer Linie von Osten nach Westen. Ihr Mittelpunkt und zugleich die Verbindung zwischen der Küstenstraße und der Ueberlandsstraße ist Saloniki, von wo aus sie quer über die breite Masse der Balkan-Halbinsel schreitet, um dem alten Brundisium, dem jetzigen Brindisi, gegenüber zu münden. Ihren östlichen Ausgang nimmt sie von Constantinopel. Von da führt sie westwärts über Sisidri nach Rodosto, beinahe überall unmittelbar am Strande des Mar-

mara=Meeres hinlaufend. Von Rodosto aus geht ein starker Verkehr landeinwärts, welcher auch heute, trotz der Eisenbahnen rechts und links, noch durch Kameel-Karawanen vermittelt wird. Dies entspricht theils der Macht der Gewohnheit, welche hier zu Lande beinahe eine „Allmacht“ genannt zu werden verdient, theils dem unfertigen Zustande dieser östlichen Bahnstrecke, welche nach Serbien und der Donau hin keine Anschlüsse hat und auch keine bekommen wird, so lange sich nicht Oesterreich-Ungarn, Deutschland, England, Holland und Belgien mit einander vereinigen, um auf diesem Gebiete die wirthschaftlichen Interessen von Mitteleuropa, gegenüber sowohl den westeuropäischen als auch den russisch-asiatischen Interessen, zu wahren. In dem Hafentort Rodosto verläßt die Straße die Küste, um, Gallipoli und den Hellespont links liegen lassend, von dem Marmara=Meer nach dem Archipel hinüber zu setzen. Zwischen Ipsala und Teridschik überschreitet sie die Mariça, die über Adrianopel und Philippopel vom Balkan herunterkommt und bei Enos=Debeagh mündet. Von Debeagh führt die Eisenbahn landeinwärts, um südlich von Adrianopel mit der anderen Zinke der Gabel, welche letztere in Constantinopel ausläuft, zusammenzutreffen und dann, im Wesentlichen dem Laufe des Mariça=Flusses folgend, über Adrianopel und Philippopel nach dem östlichen Balkan zu führen. Der Name Debeagh ist erst seit der Erbauung der Eisenbahn in dem Mund der Menschen. Es liegt etwa 25 Kilometer vom alten Enos und bildet von Natur eine Art von Hafen, an welchem sich mitten in einem fast complet wüsten Lande eine Eisenbahn-Station befindet; um das Stationsgebäude herum beginnen doldenförmig Wohnhäuser, Lagerräume, Hütten für Hafen- und Eisenbahnarbeiter u. s. w. sich zu erheben. Ohne Zweifel wird hier mit der Zeit eine Stadt entstehen. Denn das Hinterland ist reich an landwirthschaftlichen Producten. Man hat Debeagh den Vorzug gegeben vor der alten be-

rühmten Stadt Enos (freilich jetzt auch nur noch ein orientalisches Rotten-Borough), weil die letztere in dem Rufe steht, ein Fiebernest zu sein.

Die alte Straße nähert sich von Feridschik aus wieder den Küsten des griechischen Archipels und führt, immer der Küste folgend, nördlich von der Insel Thasos nach dem oberen Ende des Golfs von Kawala und Rufani, dann aber über Land, hinter den drei großen Landzungen Athos (Hagion Oros), Longos und Kassandra her, zwischen dem Betschik-See und dem Kortiasch-Gebirge hindurch, dann den Betschik-See entlang, nach Saloniki. Der Betschik-See und einige weitere kleinere Landseen auf der Strecke zwischen dem Golfe von Rufani und dem Bai von Saloniki markiren heute noch jenen Kanal, welchen König Xeryes durch sein Landheer graben ließ, um seine Flotte aus jenem Golf in diese Bai zu führen. Ich werde davon später noch reden. Die Strecke von Constantinopel bis Saloniki bildet den größeren Theil dieser alten Kulturstraße. Von Saloniki bis zum jonischen Meer, Brindisi gegenüber, ist die Entfernung nur halb so groß, als die der erstgedachten Strecke, auf welcher letzteren die Straße immer eine direkte oder indirekte Fühlung mit der Küste behält. Die Strecke von Saloniki nach dem jonischen Meer bildet so zu sagen die mittlere Taille der Balkan-Halbinsel zwischen der breiten Hauptfestlandsmasse auf der nördlichen und dem ausgezackten Griechenland auf der südlichen Seite. Sie mündet bei Durazzo, und auf der anderen Seite des adriatisch-jonischen Meeres streckt ihr Italien seinen längsten östlichen Landarm, Apulien, entgegen. Die Stadt Egnatia, von welcher die römische Straße ihren Namen erhielt, lag auch in Apulien.

Sobald einmal auf der Balkan-Halbinsel wieder geordnete Rechts- und Wirthschaftszustände herrschen werden, was jedoch keineswegs dadurch zu bewerkstelligen sein wird, daß man das türkische Gebiet in eine Reihe slavischer Knäs-

oder Wojwodschäften unter russischem Protectorat auflöst, kann es nicht fehlen, daß diese Straße sich in eine Eisenbahn verwandelt, welche an ihrem westlichen Ende, bei Brindisi, dem westlichen Europa, und an dem östlichen, bei Constantinopel, dem asiatischen Festlande die Hand reicht, um von dem letztgenannten Punkt aus den Uebergang nach dem Euphrat und Britisch-Indien zu bewerkstelligen. Auch hier stehen einander wieder die Interessen von Rußland und England diametral gegenüber. England muß eine solche Verbindung mit seinen asiatischen Kolonien wünschen, Rußland muß sie bekämpfen. So werfen die zukünftigen Ereignisse in Centralasien, — ich meine damit den bevorstehenden Zusammenstoß zwischen Rußland und England in der Mitte dieses Welttheils, — schon ihre Schatten voraus, und diese Schatten fallen heute schwer auf europäischen Boden, allerdings ohne von der Mehrzahl der Europäer wahrgenommen zu werden, mit Ausnahme der Engländer.

Auch heute schon bildet Saloniki den Centralpunkt dieser „Via Egnatia.“ Von Saloniki aus führt aber auch eine natürliche Straße von dem griechischen Archipel nach der Donau. Wenn man nämlich nordwärts dem fruchtbaren Wardarthal folgt, so gelangt man zur Wasserscheide zwischen beiden; dieselbe ist leicht zu überwinden. Auf der Jenseite erreicht man sofort den Ibar, einen Nebenfluß der serbischen Morava, und dieser folgend kommt man zur Donau. Die Wasserscheide wird gebildet durch eine Einsattelung zwischen dem Kara-Dagh (auf bulgarisch: Tscherna-Gora) und dem Rujan-Gebirge. Die Thäler des Wardar und der Morava scheiden die nördliche Balkan-Halbinsel in zwei ziemlich gleiche Theile, welche sich namentlich auch in orographischer Beziehung sehr wesentlich von einander unterscheiden. Im Westen dieser Scheidelinie ziehen alle Hauptgebirge von Norden nach Süden oder doch von Nordost nach Südwest. Im Osten dagegen läuft der

Hauptgebirgszug von Westen nach Osten. Jene sind die Fortsetzung der Alpen, diese die Fortsetzung der Karpathen. Das Verdienst, zuerst auf diesen sehr erheblichen Unterschied aufmerksam gemacht zu haben, hat Herr G. von Hahn in seiner vortrefflichen „Reise von Belgrad nach Saloniki“ (Zweite Auflage, Wien, 1868). Früher glaubte man, der Balkan sei eine einheitliche Gebirgskette, welche von dem adriatischen bis zum schwarzen Meere, der Donau etwa parallel, durchlaufe. Diesen Irrthum findet man schon bei Strabo (VII, 313). Von ihm hat er sich das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit fortgeerbt. Noch in meiner Jugend fand man auf allen Karten, natürlich auch in den Schulatlanten, ein solches Gebirge zwischen dem jonischen Meere und dem Pontus Eurinus gezeichnet; es bildete gleichsam die östliche Fortsetzung der Alpen. Die erste Karte, welche die Sachlage richtig darstellt, ist die von Kiepert (1853). Eine sehr gute und genaue Uebersicht der orographischen Verhältnisse der Balkan-Halbinsel gibt uns die erst vor Kurzem in dem rühmlichst bekannten Verlage von Carl Flemming in Glogau erschienene „Spezialkarte der europäischen Türkei von F. Handtke“ (in 20 Blättern, Maßstab 1 : 6,000,000), welche sich durch ihre Größe, außerordentliche Klarheit und künstlerische Vollendung überhaupt und insbesondere auch für solche Menschen empfiehlt, welche ihre Augen nicht verderben wollen. Sie hat 20 Blatt, wovon 18 bereits erschienen.

Auf der Via Egnatia, deren Mittelpunkt die von ihr durchschrittene Stadt Saloniki bildet, marschirte Xerxes, vom Hellespont kommend, gegen die Griechen; Alexander, aus Macedonien kommend, nach dem Hellespont; jener, um den Krieg von Asien nach Europa zu tragen; dieser, um von Europa aus Asien zu erobern. Auf dieser Straße marschirten die Römer gegen Pyrrhus, König von Epirus und Macedonien. Hier marschirten Pompejus und Cäsar und etwas

später Brutus und Augustus Octavianus wider einander. Die berühmten Schlachtfelder von Pharsalus und von Philippippi liegen nicht weit von Saloniki. Auch manches Kreuzfahrer-Heer ist diese Straße gezogen, in der Absicht, das gelobte Land zu erobern, und mit dem Erfolg, die Zerstörung des byzantinischen Reiches vorzubereiten.

Die Bedeutung, welche in der alten Welt die Städte Thermä und Pella gehabt, und welche Saloniki sich von den Zeiten Alexanders des Großen bis zur Gegenwart bewahrt hat, beruht auf der Lage an dem innersten Winkel des centralsten Meerbusens der Balkanhalbinsel und an dieser Straße.

An dieser „Via Egnatia“ sind die Hauptbauwerke der Stadt aufgereiht, wie an einem Faden. Zwischen der Straße und der Stadt liegen die Gebäude, welche dem Handel dienen, namentlich die Lagerhäuser für den feinen Tabak von Yenödschi und für die noch feinere Seide von Serres. An den beiden Enden der Straße stehen alte Triumphbogen. Oberhalb der Straße steigt die Stadt amphitheatralisch zur Höhe bis an die alte Citadelle. Ohne Zweifel war die Egnatia-Straße vor Zeiten vortrefflich; denn sie ist an vielen Stellen in den Stein eingehauen. Allein der Zahn der Zeit nagt an ihr seit beinahe zweitausend Jahren, und so ist sie denn in jenen Verfall gerathen, den ich im vorigen Kapitel geschildert habe; außerdem kommen, da die obere und ärmere Stadt ziemlich steil abfällt, von da oben Unsauberkeiten aller Art heruntergerutscht und geschwommen, um sich auf der weiland römischen Kunststraße abzulagern.

Dies hindert jedoch nicht, daß diese Straße vor wie nach den Haupttummelplatz aller Völker des Ostens und des Westens bildet. Hier siehst Du den Osmanli, der von Osten, und den spanischen Juden, der von Westen, den Slaven, der von Norden, und den Griechen, der von

Süden gekommen. Einige schätzen die Bevölkerung auf 60,000, Andere auf mehr als 100,000 Seelen. Eine exacte Volkszählung hat nie stattgefunden; die willkürliche Schätzung hat daher vollkommen freien Spielraum. Ich halte nach meinen Beobachtungen und nach den Zählungen von Passanten, welche ich an verschiedenen Central- und Passagepunkten, nämlich im Bazar, am Hissar- und an dem Kallamarthor und an dem Triumphbogen des Constantinus vorgenommen habe, die Schätzung von 100,000 für noch etwas zu niedrig. Freilich befinden sich unter den von mir gezählten Passanten auch die Fremdlinge und die Eingeborenen aus dem Wardarthal und den umliegenden bulgarischen Dörfern, kurz die flottirende Bevölkerung, welche sich nur zeitweise in der Stadt umhertreibt. Und diese Bevölkerung ist zahlreich, besonders zur Zeit der Ernte, wo die Bulgaren und namentlich die bulgarischen Frauen in Schaaren heranstürmen, um sich bei den Grundeigenthümern als Tagelöhner zu vermieten. Sie haufen dann vorläufig in dem großen Karawanserei (Khan), bis sie Arbeit gefunden. Die Frauen lassen das Haar in einem langen Schopf glatt herunterhängen, lieben es aber, allerlei Münzen darüber zu hängen, silberne oder goldene, wenn es sein kann, in der Regel jedoch nur blank gepuzte kupferne. Sie tragen den ganzen Kriegs-, Haus- und Familienschatz auf ihrem Kopfe bei sich. „Ebendasselbst hegen sie auch ihren Viehstand,“ sagte der bereits erwähnte österreichische Rittmeister, ich selbst erlaube mir jedoch darüber kein Urtheil. Außerdem trägt eine Jede an Sonn- und Feiertagen — wenigstens gilt dies von den Jüngeren und Hübscheren, welche noch Anspruch darauf machen, zu gefallen — eine rothe Nelke hinter dem rechten Ohr, ähnlich wie bei uns der Comptoirist seine Stahlfeder. Im Uebrigen ist ihr Hauptkleidungsstück ein weißes Hemd von grober Leinwand, welches in der Taille mit einem breiten, grünen Gürtel

festgehalten wird. Von diesem Gürtel wallen lange Fransen herunter, und das Hemd ist überall, namentlich an der Brust und an den Armen, verbrämt mit buntfarbigen Bizen und Bändern, welche in der Zusammensetzung der Farben und in den arabeſtenartigen Figuren zuweilen recht viel Geſchmack verrathen. Es iſt ein eigenthümlicher Anblick, dieſe bunten weiblichen Schaaren in dem alten, dunkeln und ſchmutzigen Khan, wo ſie die Grundherren, die ſie zur Arbeit dinge, erwarten, zuſammengedrängt zu ſehen. Ihr Geſchnatter würde das der capitolinischen Gänſe über-tönen. Mit der Arbeit ſollen ſie etwas weniger ſtink ſein, als mit den Zungen, ähnlich dem „Schloſſergeſellen“ von Zelter.

Auch die bulgariſchen Männer ſind zahlreich in Saloniki. Sie ſind meiſt Bauern, bäuerliche Tagelöhner, Pferdeknächte und Hirten. Sie tragen eine enganliegende braune Kleidung mit rothem Gürtel und rothem Fez (Fes). Zwischen ihnen durch bewegen ſich die hohen, ſchlanken Albanefen, ſich durch ihre Fuſtanella auszeichnend, welche mit der Lendenschürze der Bergſchotten einige Aehnlichkeit hat. Die Fuſtanellen ſind aus Leinwand gemacht, werden, wie ein Weiberrock, um die Hüften feſtgebunden und reichen bis etwas über die Kniee. Eine ſolche Fuſtanella beſteht aus lauter dreieckigen Streifen, welche, die Spitze nach oben und die kurze Seite nach unten, mit ihren langen Seiten aneinandergereiht ſind und nach unten die Geſtalt einer Krauſe haben, welche noch mehr Windungen zeigt, als die berühmte Halskrauſe der Maria Stuart. Ein Albanefe erlaubte mir, die „Bahnen“ zu zählen, aus welchen die Fuſtanella componirt war. Es waren deren beinahe ſo viel, wie Tage im Jahr. Er war ſehr ſtolz darauf.

Wir in Deutſchland halten die Fuſtanella für ein ſpecificiſch griechiſches Kleidungsſtück. Daran iſt König Ludwig der Erſte von Bayern ſchuld, der Philhellene, welcher

seinen Sohn Otto den Griechen zum König gab. Während des griechischen Aufstandes befanden sich unter den „Freiheitskämpfern,“ welche gegen die Türken stritten, auch sehr viele Albanesen; und da dieselben sich durch ihre Tapferkeit auszeichneten, so wurde es damals in Griechenland Mode, die weiße, faltige und wallende Fustanella zu tragen. Diese Mode hat jetzt in Griechenland abgenommen. Die sogenannten Gebildeten haben westeuropäische Tracht; die Ungebildeten sind zu arm, um sich ein so kostspieliges und — nach ihren Begriffen auch überflüssiges — Kleidungsstück, wie die Fustanella, zu kaufen; in Athen findet man sie nur noch bei den Fremdenführern und Dragomans, welche damit auf den romantisch-malerischen Sinn der Touristen spekuliren. Zu jener Zeit aber, als Prinz Otto von Bayern „Basilevtes Hellados,“ König von Griechenland wurde, war die Fustanella noch allgemeine Mode, und da sie, wie nicht zu leugnen, eine recht malerische Tracht ist, so brachte die deutsche Malerwelt, welche die Münchener Arkaden und Gallerien des Königs Ludwig zu schmücken und den griechischen Unabhängigkeits-Krieg und das noch so junge und damals noch so hoffnungreiche Königreich Hellas zu verherrlichen berufen war, die Fustanella mit Vorliebe zur Verwendung. Aus den Gallerien und den Münchener Arkaden fand sie dann ihren Weg in unsere Bilderbücher und in unsere Bilderbogen, und ich weiß mich noch recht wohl zu entsinnen, daß wir Jungen damals den faltenreichen weißen Unterrock der Köchin als Fustanella umbanden, um als tapfere Phanarioten, Hybrioten, Candioten, Mainoten oder sonstige Oten (denn mit der Ethnologie nahmen wir es nicht allzugenau) wider den Türken und den Halbmond zu fechten. Auch der König „Otho“ (Otho) von Griechenland adoptirte die Fustanella; und ich erinnere mich, denselben lange nach seiner Entthronung und kurz vor seinem Tode noch einmal in dem Münchener Residenztheater mit

der Fustanella bekleidet gesehen zu haben, was einen halb komischen und halb wehmüthigen Eindruck machte.

In Saloniki gehört die Fustanella ausschließlich den Albanesen. Die Griechen tragen sich hier schwarz, nicht bloß die Herren, sondern auch die Frauen. Es ist, als trauerten sie wegen des türkischen Joches. Die griechischen Frauen in Saloniki sind zum Theil Schönheiten ersten Rangs. Sie sind überhaupt in den türkischen Hafenplätzen und auf den gegenwärtig noch unter dem Halbmonde stehenden griechischen Inseln des Archipelagos durchschnittlich weit schöner, als auf dem Festlande des Königreiches, wo ich trotz des besten Willens einen national-hellenischen Typus von Frauenschönheit nicht zu entdecken vermochte und oft über Lord Byron's: *Zoe mu sas agapo* gelacht habe. Neben dem braunen Bulgaren, dem weißen Albanesen und dem schwarzen Griechen (natürlich immer von der Kleidung gesprochen) siehst Du noch den rothen Arnauten. Er liebt es, sich von Kopf bis zu Fuß in Roth zu hüllen, so daß er aussieht wie der „Prinz von Arcadien“ in Offenbach's *Orpheus*.

Die Arnauten und Albanesen einerseits und die Bulgaren andererseits unterscheiden sich dadurch, daß die ersteren Waffen tragen und die letzteren nicht. Eine alte türkische Verordnung, welche von Zeit zu Zeit neu aufgefrißt worden, verbietet das Waffentragen eigentlich der „Rajah“ überhaupt, d. h. der Gesamtheit der nicht-muhamedanischen Unterthanen des Padiſchah. Allein bekanntlich werden in der Türkei die Gesetze nicht gehalten, „außer (so sagte mein Constantinopeler Dragoman, ein schlauer Armenier) von dem Nagel an der Wand, an welchem sie hängen.“ Die Bulgaren haben sich, wenigstens in dieser Gegend (im Balkangebirge ist es anders), dem Verbote des Waffentragens unterworfen. Die Albanesen aber nicht. Ueberhaupt gibt es in den albanesischen Landen zwischen hier und dem joni-

ischen Meere große Strecken, welche nur dem Namen nach unter türkischer Hoheit stehen, — ja, welche noch niemals eines Osmanli Fuß betreten hat. Diese tschkipetarischen Leute erkennen die türkische Herrschaft überhaupt nur nominell an durch Zahlung des „Kharadsch,“ d. i. des Kopfgeldes. Sie zahlen aber auch dieses nicht nach der gegenwärtigen Seelenzahl, sondern nach irgend einer uralten Matrifel von Olym's Zeiten her, welche in Wirklichkeit vielleicht um das Zehnfache durch die jetzige effektive Bevölkerungsziffer überschritten ist. Ein Mülterim, ein Zehnterheber, ein Steuerpächter oder ein Zapptje (Gendarm) darf sich in diese Gegenden gar nicht vorwagen. Die Albanesen regieren sich selbst durch ihre Dorf- und Familien-Ältesten und durch die Blutrache, welche letztere eine Art socialer Nothwendigkeit ist, da, wo es entweder einen Staat überhaupt nicht gibt, oder wo man ihm nicht die Fähigkeit oder den Willen zutraut, repressiv Gerechtigkeit zu üben, was letzteres hier leider der Fall ist.

Man hört hier in Saloniki viel von Räubern, griechisch „Klephthen,“ bulgarisch „Heiducken,“ ruthenisch „Haidemaken“ genannt, erzählen. Es hat mit denselben eine eigenthümliche Verwandtniß. Ich glaube, ich kann dies am besten durch ein Beispiel klar machen. Man erzählte mir von einem Räuber Nabolaz, welcher hier sehr populär zu sein scheint, Folgendes. Ein türkischer Beg (Rittergutsbesitzer) hatte eine Pflanzung des Nabolaz, der damals noch als bulgarischer Bauer still und harmlos lebte wie weiland Wilhelm Tell, seinem „Tschiflik“ (Rittergut) einverleibt. Nabolaz klagte bei dem türkischen Richter. Der Richter sagte ihm: „Zeige mir deinen Lehnbrief.“ Nabolaz hatte keinen. Er und seine Vorfahren hatten seit Menschengedenken hier ihren Tabak, ihren Reis und ihren Mais gebaut. Allein das genügte nicht. Nach altem türkischen Recht gehört das Grundeigenthum entweder dem Staat oder

der Kirche, entweder dem Padiſchah, oder dem Kloster- oder Moſcheen-Fonds, dem Bakuf, der geiſtlichen todten Hand. Privateigenthum gibt es nur, ſoweit man vom Padiſchah oder Bakuf beliehen iſt. Kabolaz wurde abgewieſen. Der Padiſchah hatte dem Beg ſo und ſo viel hundert Morgen Land auf dem rechten Ufer des Wardar verlichen; der Beg konnte ſich's nehmen, ſoweit nicht der Beſitzer einen Lehnbrief vorzuzeigen vermochte. Dieſes Recht wollte dem dummen Kabolaz nicht einleuchten. Er fuhr fort, das Grundſtück zu bebauen. Er wurde um Geld geſtraft und bezahlte nicht. Da kam ein Zapptje (Gendarm), um ſeinen Eſel in das Pfand zu nehmen. Kabolaz rief ſeine Freunde zuſammen, rettete den Eſel und prügelte den Zapptje zum Dorfe hinaus. Dann zogen ſie ſich in das Gebirge zurück in der Hoffnung, es werde wohl, wie ſo häufig, Gras über die Geſchichte wachſen. Das war ausnahmsweiſe nicht der Fall. An die Hütte des Kabolaz wurde ein Befehl, in zierlichen türkiſchen Buchſtaben geſchrieben, angeheftet, worin er und ſeine Dorfgenoſſen aufgefordert wurden, ſich dem türkiſchen Richter zu ſtellen. Allein Kabolaz und Conſorten hatten gar kein Vertrauen zu der türkiſchen Juſtiz. Sie kehrten allerdings eines Nachts nach dem Dorfe zurück, aber nicht um ſich dem Richter zu ſtellen, ſondern um ihre Frauen und Kinder, ihre Eſel, Schafe und Ziegen zu holen. Als die Friſt zur Eiſtirung abgelaufen war, erſchienen türkiſche Zapptjes und brannten die Hütten der Flüchtigen nieder. Damit war die Räuberbande fertig und Kabolaz war natürlich der Hauptmann. Sie haufen ſeitdem in dem Waldgebirge und lauern den Karawanen oder auch einzelnen Reiſenden auf. Sie überfallen mit Vorliebe die Türken, ohne jedoch andere Raffen und Religionen zu verſchmähen, denn „bloß Türken“ reicht nicht aus zur Ernährung. Nur machen ſie den Unterſchied, daß ſie die Türken auch ermorden, ja ihnen ſogar mit großer Sorgfalt die Naſe und die

Dhoren, zuweilen auch noch einen gewissen andern Körpertheil abschneiden, während sie die Nichtmuhamedaner nur plündern. Sie belegen ganze Ortschaften, namentlich solche, welche bewohnt werden von Slaven, die zum Muhamedanismus übergetreten sind, mit Contributionen; erobern zuweilen ein „Tschiflik,“ ermorden die Leute, rauben die bewegliche Habe und die Heerden und zünden die Gebäude an. An Zuzug fehlt es nicht. Hier hat ein Bauer seine Hausehre wider türkische Zudringlichkeiten vertheidigen müssen. Dort hat ein Anderer sein Getreide vom Felde nach Hause gefahren, weil der Zehntpächter nicht kam, sondern ihn warten ließ, um ihn mürbe zu machen und ihm statt ein Zehntel der Ernte ein Drittel abzupressen. Ein Dritter muß Blutrache üben an einem Türken, welcher sich an seinem Vater oder an seinem Bruder vergriffen. Alles das strömt in die Berge und ballt sich dort zu Banden zusammen. Diese Banden sind überall und nirgends. Sie erscheinen plötzlich, und ebenso plötzlich sind sie wieder verschwunden. Sie haben die Sympathien der slavischen Rajah für sich und werden von derselben heimlich beherbergt und in allen Stücken nach Kräften begünstigt. Das ist zu natürlich. Die Rajah sagt sich: „Es sind Leute von unserem Fleisch und Blut, Opfer der türkischen Mißregierung; uns thun sie nichts, im Gegentheil: sie sind uns sehr nützlich; je mehr eine Gegend im Ruhe der Unsicherheit steht, desto weniger wagen sich obrigkeitliche Personen und namentlich Türken in dieselbe, auch der Steuerempfänger und der Zehntpächter ist weniger grausam und habgütig, wenn er weiß, es sind Heiden oder Kephthen im Lande; begünstigen wir also die vorhandenen Banden, und wo keine sind, da müssen wir welche erfinden, um einen heilsamen Schrecken zu machen, damit uns unsere hohe Obrigkeit nur in Ruhe läßt, der Feind der Obrigkeit ist allemal unser Freund.“ Solche Auseinandersetzungen habe ich in Macedonien und Bosnien

öfters vernommen. Sie erinnerten mich lebhaft an die Bemerkungen, die ich im Jahre 1855 von sonst ganz ehrlichen Bauern in Südtalien hörte. Sie vertheidigten lebhaft den Brigantaggio, weil er ihnen den „Possidente“ vom Leibe halte. Unter dem Letzteren verstanden sie den Grundherrn oder den Latifundien-Besitzer, welchem sie ein Zehntel oder gar ein Drittel ihrer Ernte, sei es als Reallast oder als Zeit- oder Erbpacht, alljährlich abgeben mußten. „Sind Räuber im Lande,“ sagte mir damals ein alter ehrwürdiger italienischer Bauer, „dann wagt sich weder der Grundherr noch dessen Generalagent auf das flache Land; er kann uns also nicht schinden, wir liefern unsere Produkte in die Stadt ab, der Generalagent kommt aus Neapel und nimmt sie in Empfang, und wir geben ihm dann nicht mehr als nöthig ist; je seltener wir einen solchen Haifisch in unserem Thale erblicken, desto lieber ist es uns; von Zeit zu Zeit, wenn sie sich wieder blicken lassen, fangen die Banditen (d. h. die Verbannten) einen weg und erpressen ein schönes Stück Geld von seinen Angehörigen, welchen man zuweilen, wenn sie zu lange zögern oder gar sich an die Obrigkeit wenden, ein abgeschnittenes Glied vom Körper des Weggefangenen, wie etwa ein Ohr oder einen Finger, überschickt, damit sie merken, daß es Ernst und daß Verzögerungen und falsche Schritte nicht am Platze sind; ist ein solcher Coup gelungen, dann kommen ein paar Jahre lang keine solche Stadtleute mehr und wir armen Leute (povera gente) leben in Ruhe und Frieden wie in Abrahams Schoße!“

Der gute Mann mochte merken, daß es uns Forestieri bei seinem gemüthlichen Plaudern über Ohr- und Finger-Abschneiden doch nicht ganz wohl war. Er fügte daher zum Troste bei: „Sie, meine Herren, haben gar nichts zu fürchten; zwar will ich nicht leugnen, daß auch zuweilen ein reicher Englese weggefangen und nur gegen ein ansehnliches Lösegeld wieder losgelassen wird; aber dies geschieht doch

nur ausnahmsweise, wenn kein Grundherr in die Falle geht; natürlich, die Leute wollen doch leben; aber Herren, wie Sie, die zu Fuß zu uns kommen, als Maler, oder sonstwie als Bewunderer unseres schönen Landes, die Sie mit uns *povera gente* freundlich verkehren, unsern Wein trinken und unsere Sprache reden, Ihnen wird man kein Haar krümmen, denn auch der Räuber ist ein anständiger Mann hier zu Lande (*sempre un gentiluomo*); auch pflegt er sich zuvor zu erkundigen, ob die *Forestieri* Anweisungen auf die Geldleute in Neapel besitzen, und wie hoch sich die Gelder belaufen, die der *Forestiere* dort stehen hat.“

Beruhigt durch diese officiöse Versicherung übersehte ich dem biedereren Landmann einige Artikel aus der Augsburger Allgemeinen Zeitung, die ich von Neapel her noch bei mir führte. In denselben erzählte der (stark österreichisch gesinnte) Correspondent von Neapel allerlei Schauergeschichten von dem berühmten Räuberhauptmann Lazzaretti, welche gerade in dieser Gegend spielten. Der alte Bauer fragte: „Wie alt ist dieses Blatt?“

Es ist vor ungefähr einem Monat in Deutschland gedruckt worden, und ich habe dasselbe vor vierzehn Tagen in Neapel gekauft, sagte ich. Der Bauer wollte sich schütteln vor Lachen.

„Was die Stadtleute dumm sind,“ rief er, „und was sie alles glauben! Der arme Lazzaretti, Gott habe ihn selig in der Ewigkeit, ist schon vor vier Jahren gestorben. Es war schade für ihn, aber er soff ein wenig, und da ist er mit dem Gewehr unvorsichtig umgegangen und hat sich wider Willen selber todt geschossen. Seitdem ist es nichts mehr. Aber wir erzählen immer noch von ihm, namentlich wenn wir in die Stadt kommen, und thun so, als wenn er noch lebte und jeden Morgen ein Duzend Reisende zum Frühstück verspeiste. Sein Schatten genügt, um Schrecken zu verbreiten, damit die *Haisische* nicht kommen. Und die

Leute in der Stadt glauben das alles, und die dummen Zeitungsschreiber lassen's auch drucken. Wir aber denken: Desto besser, dann läßt man uns in Ruhe. Aber Ihnen darf ich ja die Wahrheit sagen, daß er todt, der gute Lazaretti. Ihn schmerzt schon lange kein Zahn mehr. Gott schenke ihm die ewige Ruhe. Er meinte es immer gut mit uns, mit der povera gente."

Ich reproducire diese alten Erinnerungen aus dem „Königreiche beider Sicilien“ und der Zeit des höchstseligen „Re Bomba,“ weil ich glaube, daß das damalige süditalienische Brigantaggio viel Aehnlichkeit hat mit der heutigen Klephthen- und Heibucken-Wirthschaft im Innern der Türkei. Es sind nicht organisirte Räuberbanden, wie sie sich in Westeuropa zuweilen bilden, und wie sie namentlich in Süd- und Westdeutschland unter dem Schatten des Giftbaumes der geistlichen und weltlichen Viel- und Kleinstaaterei zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts so üppig gediehen. Hier in der Türkei handelt es sich vielmehr um ein Produkt socialer und gouvemenentaler Mißstände, um die schlechten Wirkungen einer anarchischen Agrarverfassung, eines gänzlichen Mangels an Schutz für das Privateigenthum, eines wahnsinnigen Abgabensystems, welches die Plumpheit des mittelalterlichen Feudalismus und die Raubsucht moderner Pluſmacherei mit einander vereinigt, eines über alle Maßen erbärmlichen Vollzugs in allen Finanzangelegenheiten und einer gänzlichen Unfähigkeit der richterlichen Gewalt und ihrer Organe.

Man kann nicht bestreiten, daß selbst in gewöhnlichen Zeiten dieses Bandentwesen in der Herzegowina, Moedonien, Bosnien und der Bulgarei einen gewissen Beigeschmack von Politik hat. Um so leichter ist es, in aufgeregten Zeiten aus diesen einzelnen Banden Soldaten des Aufstandes zu machen und die Buschlepperei in ein Ding zu verwandeln, das mit dem Krieg eine gewisse Aehnlichkeit

hat, ohne deßhalb seinen räuberischen Ursprung ganz zu verleugnen.

Rechnet man hinzu, daß den aufständischen Banden von auswärts Geld und Waffen zufließen, daß ihnen für den Fall des Rückzugs Montenegro und Serbien seine Grenzen öffnet, daß selbst auf österreichisch-ungarischem Boden die Flüchtlinge Asyl und Unterstützung finden, daß in allen slavischen Ländern die Sammelbüchse umgeht, und daß endlich der Padiſchah in Constantinopel so häufig, als wenn er mit den Aufständischen im Stillen sein Einverständnis hätte, selbst das Allernothwendigste entweder gar nicht oder wenigstens zu spät thut, und den Truppen kein Geld schickt, sondern jeden Beutel mit Gold, den er in seiner Staatskasse findet, als gute Beute betrachtet und entweder bei Seite schafft oder mit unwürdigem Manns- und Weibsvolk vergebet, so wird man einiges Licht über den Aufstand erhalten, welcher, von Außen ermuthigt, im Innern explosive Elemente in Hülle und Fülle vorfand und, begünstigt durch die Unsicherheit und die Indolenz der Regierung des Sultans Abdul Aziz, aus einem kleinen Hirtenfeuer zu einem großen Brande wurde, welcher Europa in Flammen zu versetzen droht.

Ich will zum Schluß nur noch daran erinnern, wie ja auch in Italien die Partei der Papalini und Codini das Räuberwesen lange Jahre hindurch zu politischen Zwecken mißbraucht, wie sie namentlich den Kirchenstuat, so lange derselbe noch als solcher existirte, zum Zufluchtsort und zur Festung gemacht hat, von wo aus die Einfälle in das junge Regno d'Italia gemacht wurden, wie man sie jetzt von Serbien und Montenegro aus, ebenfalls im Interesse des „orthodoxen Glaubens,“ in die alte Türkei macht. Im Uebrigen sei es dem geneigten Leser überlassen, seine Parallelen selber zu ziehen.

---

## III.

Wanderungen und Wandelungen der Bulgaren. Bulgaren, Griechen, Franzosen, Jesuiten und Russen durch einander.

In dem vorigen Kapitel habe ich vorzugsweise die „bulgarische“ Rajah in Saloniki und Umgegend geschildert. Wenn man dieselbe zuweilen auch als die „slavische“ Rajah bezeichnet, so ist vor diesem Ausdruck zu warnen. Er ist wahrscheinlich russischen Ursprungs und fordert unsere Kritik heraus. Um es kurz zu sagen: Es sprechen sehr erhebliche Gründe dafür, daß die Bulgaren in ethnologischer Beziehung als Slaven nicht betrachtet werden dürfen.

Von den Albanesen und Arnauten steht dies ganz außer Zweifel; sie werden von den Slaven selbst als eine fremde Rasse betrachtet und mit dem Namen „Urbanasi“ bezeichnet. Sie selbst, die Albanesen, theilen sich in zwei Stämme, die „Gegen,“ welche in Nordalbanien, und die „Tosken,“ welche in Südalbanien wohnen, und vielfach im Gegensatz, ja sogar in Feindschaft zu einander stehen. Die beste Auskunft über sie findet man in den bereits citirten „Albanesischen Studien“ von G. v. Hahn. Herr v. Hahn hält die „Gegen“ für Nachkommen der alten Illyriern und die „Tosken“ für Nachkommen der alten Epirioten. Die heutigen Albanesen, wenn sie wirklich von den Thrako-Illyriern der alten Welt abstammen, sind neben den Juden und den Vasken die älteste Nation in Europa. Sie waren auch der Hauptbestandtheil des ursprünglichen Heeres, mit welchem Alexander der Große zu seinen Eroberungszügen ausrückte. Erst sein Vater Philipp von Macedonien hatte die Thrako-Illyriern mit Mühe seinem Scepter unterworfen. Du siehst also, welche weit zurückgreifende weltgeschichtliche Perspektiven sich an den heutigen Albanesen mit seiner wei-

ßen Justanella und seinem langen Carabiner anknüpfen, und wie Saloniki weit welthistorischer ist, als sogar — Berlin!

Die slavischen Schriftsteller erklären Alles, nicht nur die Bulgaren, sondern auch die Thrako-Älyrier und die Albanesen, für Slaven. Sie behaupten, die Slaven seien überhaupt die Autochthonen, die Ureinwohner der Balkan-Halbinsel. So namentlich die polnischen Schriftsteller Dele-mel und Bielowski. Sogar die Myrmidonen des Achilleus sollen nach einer slavischen Chronik aus dem zehnten Jahrhundert Bulgaren gewesen sein.

In Wirklichkeit hat die slavische Einwanderung in die Balkan-Halbinsel erst im 2. Jahrhundert nach Christus begonnen. Im Anfang kamen die Slaven vereinzelt, als bäuerliches Proletariat, welches bei den illyrischen, griechischen und rhomäischen Grundherren Arbeit und Verdienst suchte. Dann legten sie Colonien an, und endlich vom fünften Jahrhundert n. Chr. ab kamen sie in hellen Haufen und mit bewaffneter Macht. Auch hier waren sie keineswegs jene arcadischen Schäfer, jene lediglich mit dem Pfluge streitenden friedlichen Feldarbeiter, zu welchen sie der kürzlich verstorbenen, gelehrten, aber schrullenreiche Pan Palazki in Prag mit Gewalt hat stempeln wollen. Im Anfange erschien die slavische Einwanderung dem byzantinischen Reiche bedrohlich; allein da kein gemeinsames Band die verschiedenen Stämme vereinigte, so verloren sie sich auf dem großen Territorium der Hämus-Halbinsel zu einzelnen Niederlassungen, und obgleich wahrscheinlich schon gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts auf dem Gebiete zwischen Dalmatien, dem Cap Matapan und den Donau-Mündungen nur wenig Landschaften gewesen sein mögen, welche nicht u. A. auch von slavischen Colonien durchsetzt waren, so hatten doch die rhomäischen Herrscher dieselben beinahe alle reell oder nominell ihrer Botmäßigkeit unterworfen.

Um das Jahr 499 oder 500 nach Christus erscheinen

die Bulgaren auf dem Boden der jetzigen Türkei. Sie gehören ebenfalls zur tatarischen, oder genauer zu der ugrisch-altaischen Race und sind, gleich den Magyaren und Finnen, aus Central-Asien gekommen. Sie unterwarfen sich die slavischen Stämme zuerst am schwarzen Meer, hierauf nördlich und dann auch endlich südlich der Donau und gründeten das große bulgarische Reich, das etwa siebenhundert Jahre existirt hat und dann von den Türken unterjocht ward. Gewiß ist, daß in diesem Reiche die Bulgaren die herrschende und die Slaven die beherrschte Klasse waren und daß die ersteren die Minderheit, die letzteren die Mehrheit bildeten. Die byzantinischen Geschichtsquellen unterscheiden stets genau zwischen den Slaven und den Bulgaren. In der Lebensbeschreibung des „heiligen Demetrios von Thessaloniki“ (griechisch geschrieben) heißt es, der Bulgaren-Fürst habe unter seinen Rätthen stets Männer gehabt, welche nicht nur bulgarisch, sondern auch slavisch und griechisch verstanden; und Nestor schreibt: „Als das Slovenen-Volk an der Donau lebte, da kamen aus Sthythien die Bulgaren, siedelten sich längs der Donau an und tyrannisirten die Slaven.“ (Nestor ed. Miklosich, VIII. 5.) Da die Bulgaren ein Reiter- und Nomaden-Volk waren, die Slaven aber schon lange in festen Wohnsitzigen Ackerbau trieben, so gewannen die Besiegten Einfluß auf die Sieger, sobald die Letzteren sich ebenfalls der Landwirthschaft widmeten und bleibende Niederlassung nahmen. Die ursprünglich getrennten und wenig mit einander verwandten Sprachen verschmolzen miteinander und die Besiegten nahmen den Namen der Sieger an. Die Slaven nannten sich auch Bulgaren, ähnlich wie sich in dem oströmischen Reiche die Griechen (*Ἕλληνες*) Römer (*Ῥωμαῖοι*) und wie sich im siebenten Jahrhundert in Gallien die Galten und Romanen nach dem Namen ihrer germanischen Ueberwinder „Franken“ (*Français*) nannten. Im zwölften Jahrhundert finden wir nur noch eine Sprache, nicht mehr

die getrennten Idiome der Sieger und der Besiegten. Die Sprache heißt zwar „bulgarisch,“ aber sie ist zu einem großen, ja zum überwiegenden Theile slavisch.

Auch heutzutage hat die slavische Sprache der Bulgaren, namentlich der Dialekt, welchen die Masse des Volkes, welchen die Illiterati sprechen, noch eine Menge von Worten und Wendungen, welche auf irgend einen slavischen Ursprung absolut nicht zurückzuführen sind. Die Gelehrten geben sie entweder für Tatarisch oder für Illyrisch aus. Illyrisch ist jetzt überhaupt Mode, nicht obgleich, sondern weil man so wenig davon weiß. Wie man in Westeuropa sagen könnte:

„Was man nicht expliciren kann,  
Das siehet man als Keltisch an,“

so mag man beinahe, *mutatis mutandis*, dasselbe von dem Illyrischen für Osteuropa verkünden.

Ich habe an einer anderen Stelle an der Geschichte der Rumänier (Walachen) nachzuweisen versucht, wie hier im Südosten abwechselnd sehr verschiedene Kultureinflüsse maßgebend waren. Was dort von den Rumäniern gesagt ist, gilt auch von den Bulgaren. Erst seit den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts haben sich die Bulgaren, unter dem Druck und unter der Lockung des wachsenden Einflusses von Rußland, in Schule und Kirche, in Sprache und Literatur der slavischen Richtung zugewandt. Bis dahin war ihre Kultur eine beinahe ausschließlich griechische, unter dem Einflusse der Phanarioten, sowie der Patriarchen von Constantinopel, der diesen untergebenen Erzbischöfe und Bischöfe und überhaupt der höheren griechischen Geistlichkeit, welcher sich die slavischen Popen unterwarfen. Von der Zeit der türkischen Eroberung bis zum 19. Jahrhundert, sagt Constantin Joseph Ziretschek in seiner „Geschichte der Bulgaren“ (Prag, 1876), — einem Buch, das mit eben so großer Sachkenntniß, als Kunst der Darstellung die Resultate der seit etwa zwanzig Jahren mit

Eifer und Erfolg betriebenen Forschungen über die Geschichte und die Ethnologie der Bulgaren zusammenfaßt (allerdings mit vorwiegend slovenophiler Tendenz), — beherrschte die türkische Obrigkeit die Leiber und die griechische Geistlichkeit die Geister dieses Volkes. Man kann dem wohl mit einigem Grunde noch hinzufügen: Da sich Leib und Seele bei dem lebenden Menschen nicht trennen lassen, so verdummten die Türken auch ein wenig die Geister, und die Griechen beuteten finanziell auch die Arbeitskraft der Leiber aus.

Schulen zu errichten, fiel weder den Bulgaren selbst, noch auch ihrer hohen Obrigkeit, den Türken, ein; und so hatte denn das Volk keine andere geistige Nahrungsquelle, als die Schulen der Geistlichkeit, welche sich ausschließlich der griechischen Sprache bedienten. Das Schulbuch war die griechische Bibel; die Jungen, welche Talent hatten, wurden für den geistlichen Beruf ausgebildet, welcher aber keine allzu hohen Anforderungen stellte.

Die phanariotischen Hellenen spielten in der Türkei während des vorigen Jahrhunderts neben den Osmanli die Hauptrolle. Phanarioten waren die Hospodare in der Moldau und Walachei; Phanarioten waren die Patriarchen, die Erzbischöfe und die Bischöfe; Phanarioten waren die großen Banquiers, die dem Padiſchah und seinen Großen Geld borgten; Phanarioten waren die Dolmetscher bei Hof und bei der Regierung. Das Gesetz warnt den Muhamedaner davor, ohne Noth die Sprachen der Ungläubigen zu erlernen, weil darob seine unsterbliche Seele Schaden leiden und der Freude des Paradieses verlustig gehen könnte; da aber die Türken immer mehr mit den Franken und den Gjaurs in internationale Beziehungen traten, so konnten sie doch die Kenntniß der fremden Sprachen nicht gänzlich entbehren; und da sie selbst zu faul und zu vornehm waren, etwas zu lernen, so hielten sie sich ihre

Leute dafür. Diese Leute waren die Phanarioten; diese übersetzten die Depeschen der auswärtigen Mächte in das Türkische und schrieben dem Padischah und seiner Regierung die Briefe in fränkischen und slavischen Zungen. Hierbei mag denn wohl das bekannte italienische Sprüchwort „Traduttore traditore,“ wonach der Uebersetzer zuweilen ein Verräther ist, Anwendung gefunden haben; jedenfalls benutzten die Phanarioten ihre Ueberlegenheit an Geist, Kenntnissen, Ausdauer, Geflossenheit, Dreistigkeit und List, um die Macht an sich zu reißen; und von einer ganzen Periode kann man sagen: „Die Phanarioten beherrschten das Land unter der Firma der Türken.“ Erst die griechische Revolution hat ihren Einfluß auf die Türken gebrochen. Der Aufstand gab das Signal zu einer großen Griechenverfolgung. Seitdem ist der Grieche, und namentlich auch der Phanariote, dem rechtgläubigen Türken ein Gegenstand des Mißtrauens und des Abscheues geworden. Auch hat er ihn seit dem Krimkriege finanziell nicht mehr nöthig; denn er hat ja auch unter den Franken Leute gefunden, welche dumm genug waren, dem türkischen Staate Millionen zu borgen.

Im vorigen Jahrhundert war das alles noch anders. Tolerant wie der Türke ist, so lange nicht sein Fanatismus durch außergewöhnliche Ereignisse entflammt wird, ließ er die Griechen gewähren. Der Patriarch riß einen Theil auch der weltlichen Gewalt an sich in Betreff derjenigen Unterthanen des Padischah, welche dem griechisch-katholischen Glauben angehörten. Denn der Türke gestattete jeder der zahlreichen Nationen und Confectionen seines Reiches, nach ihrem eigenen Glauben und ihrem eigenen Gesetze zu leben, gerade so, wie unsere Vorfahren in West-Europa zur Zeit der Völkerwanderung und unmittelbar danach in einem und demselben Lande ein Jeder nach einem besonderen Rechte lebten, der Burgundione nach burgundischem, der Westgothe nach westgothischem, der Franke nach fränkischem Rechte,

und wie alle die verschiedenen „Leges Barbarorum“ hießen, bei jenen Völkerschaften, von welchen die deutschen Studenten-Corps noch vor 30—40 Jahren ein freilich sehr verblaßtes Spiegelgeld zeigten.

So kam es also, daß in der Türkei längere Zeit hindurch die Griechen vermittlest der Religion die tatarisch-slavischen Völkerschaften beherrschten, ähnlich wie dies in der römisch-katholischen Kirche die Italiener heute noch gegenüber den germanischen und romanischen Glaubensgenossen exerciren.

Die phanariotische Geistlichkeit benutzte ihre einflußreiche Stellung, um die Bulgaren zu hellenisiren.

Die Kirchenprache war griechisch, und wenn der slavische Pope zu dumm war, die außerordentlich fein gegliederte altgriechische Sprache zu lernen, so zwang ihn sein Bischof, wenigstens die Worte mechanisch auswendig zu lernen und ohne alles Verständniß herzapappern, wie dies ja auch in der römisch-katholischen Kirche mit der lateinischen Sprache, wenigstens von Mönchen und Meßbuben, noch heutzutage practicirt wird. Von der Kirche und der höheren Geistlichkeit aus drang das Griechische in immer weitere Kreise. Es wurde die Sprache der anständigen Leute. Man schämte sich, das tatarisch-slavische Idiom zu gebrauchen, und bediente sich desselben nur noch gegenüber dem Gesinde und den Tagelöhnern. Neben den Popen-schulen, in welchen wenig gelernt ward, gründete man weltliche griechische Realschulen nach fränkischem Muster in Pathmos, Chios, Smyrna, Janina, Saloniki, Serres, Constantinopel, Bukurest. Man übersetzte die westeuropäischen Lehr- und Schulbücher in das Griechische. Hierbei kam man dem Bedürfnisse des Volkes, welches sich das Altgriechische nach Maßgabe seiner geringeren geistigen Bedürfnisse zu vereinfachen und zu seiner Bequemlichkeit abzu-

schleifen bestrebt war, nach Möglichkeit entgegen, und so bildete sich ein Idiom, welches als der Anfang der jetzigen neugriechischen Schriftsprache bezeichnet werden muß. Statt der unwissenden Popen traten sachmäßig gebildete Lehrer, Didaskali (*Διδάσκαλοι*) auf. Die Söhne der Handwerker und der Kaufleute drängten sich in ihre Schulen, wo man nicht nur die exacten und die historischen Wissenschaften pflegte, sondern wo die bulgarischen, serbischen und tatarischen Knäblein auch den Homeros und den Sophokles, den Aesop und den Lukianos, den Xenophon und den Isokrates traktirten. Es schien jene Zeit wiederzukehren, wo der Ausdruck des lateinischen Dichters noch befolgt wurde:

„— Vos exemplaria Graeca  
„Nocturna versate manu, versate diurna!“

das heißt:

„— Laßt Euere griechischen Muster,  
„Jünglinge, nicht bei Tag aus Händen und nicht bei der Nachtzeit!“

Die gesammte Correspondenz, mit Inbegriff der kaufmännischen und überhaupt der geschäftlichen, wurde damals noch ausschließlich in griechischer Sprache geführt. Ja, sowohl die Bulgaren, als auch die Rumänier begannen, erstere ihr tatarisch-slavisches, letztere ihr romanisch-slavisches Idiom mit altgriechischen Buchstaben zu schreiben. Sowohl das lateinische als das cyrillische (jetzige russische) Alphabet kam außer Gebrauch. Selbst heute noch schreiben alte Leute das Bulgarische nur mit griechischen Schriftzeichen, und sogar der bulgarische Luther ließ noch 1852 seine Bibelübersetzung (*Σολον, Σταμπα Κυριακοβα Λαοσηλεν*, 1852, 4<sup>o</sup>) mit griechischen Lettern drucken. Der der Schrift und der Schriftsprache unkundige bulgarische Bauer nennt selbst heute noch jeden bulgarischen Landsmann, welcher fränkische Tracht trägt oder sonstwie einen heilen Rock auf dem Leibe hat, einen „Grk,“ welches vokallöse Wort einen

Griechen bedeutet. Der bulgarische Kaufmann bezeichnet sich im Auslande als einen Griechen und seine dieser Sprache unkundigen bäuerlichen Compatrioten nannte er noch vor kurzem in hochnasiger Weise „*χονδροκέφαλοι*“ und „*ξύλα άπελέκητα*,“ d. h. Graupenköpfe und unbehauene Hölzer.

Jetzt aber geht der Strom der öffentlichen Meinung gegen die griechische Kultur. Letztere ist mißliebig geworden im Lande, und der orthodox-bulgarische Bauer auf der einen, der rechtgläubige türkische Beg auf der andern, lieben gleich wenig den Griechen. Die jüngste Katastrophe in Saloniki würde vielleicht anders verlaufen sein, wenn die Griechen sich nicht hineingemengt hätten. Die Bulgaren und die Türken hätten sich wohl mit einander verständigt. Sobald die Griechen die Hände in die Sache mengten, wurden sie giftig. Vielleicht dachten auch die Türken, als sie die Herren Moulin und Abbott ermordeten, daran, daß deren Frauen Griechinnen seien.

Wie ist dieser (in mancher Beziehung bedauerliche) Umschwung gekommen? Zunächst ist die Geld- und Herrschsucht der griechischen Hierarchie daran schuld. Die griechischen Bischöfe, welche mit dem ganzen Hochmuthe des Oberpriesters und des Phanarioten auf das Volk und auf die meistens ebenso arme als unwissende niedere Geistlichkeit die Popen, die nicht der griechischen, sondern der slavobulgarischen Race angehören, herabsahen, brachten der Masse den ethnologischen Gegensatz zum Bewußtsein. Der Pope sollte Griechisch lernen und Geld bezahlen. Zu letzterem fehlten ihm die Mittel und zu ersterem die Lust und der Verstand. Die Errichtung der profanen Schulen, das Studium der „alten Heiden,“ d. h. der alten Klassiker, sah der Pope mit äußerster Abneigung. Er betrachtete das alles als Teufelswerk, hielt die Unwissenheit für gottselig und die religiösen und rituellen Griffe und Zeichen, das mechanische Hersagen unverständener Sprüche und Gebete

für vollkommen ausreichend. Wie man heutzutage hin und wieder in den Alpen Priester findet, welche nichts sind als tonsurirte Bauern, die ein paar lateinische Worte auswendig gelernt haben, so unterscheidet sich heute der bulgarische und serbische Pöpe vielfach nur durch sein langes, in der Mitte gescheiteltes Haar, seinen großen kunstvoll in zwei Zipfel getheilten Bart und seine hohe schwarze Kalpak-ähnliche Mütze vom Bauern. Man wird es begreiflich finden, daß in diesen armen und unwissenden slavischen Pöpen ein Gefühl des Hasses erwachte gegen die reichen und vornehmen griechischen Bischöfe, welche in ihren „Konaks“ (Palästen) als Grandseigneurs lebten und nicht nur in den geistigen Schätzen des hellenischen Alterthums, sondern auch in anderen Genüssen schwelgten, welche dem Pöpen versagt blieben. Dies stachelte um so mehr den proletarischen Neid des Pöpen, als derselbe auch finanziell ausgebeutet wurde. Für die Priesterweihe mußte er dem Bischof 1000 bis 1500 Piafter bezahlen. Sein ganzes Leben lang hatte er an Verzinsung und Tilgung dieser Summe zu laboriren und wenn er von seinen Bauern für seine Hülfeleistung zu große Gebühren verlangte, waren dieselben geneigt, den geistlichen Beistand ganz zu verschmähen, oder sich einen Andern zu nehmen. Denn die Concurrrenz wuchs. Den Bischöfen gefiel die hohe Taxe für die Priesterweihe so gut, daß sie weit mehr Pöpen ernannten als deren nöthig waren, und sich dann nach ertheilte Weihe nicht mehr um sie kümmerten. Die Pöpen mochten dann zusehen, wie sie sich ernährten. So wurde das Pöpen-Gewerbe überseht. Das starke Angebot drückte die geistlichen Taxen. Einer schmälerte dem andern den ohnedies schon zu schmalen Broden. Klagten die Leute, so gewährte ihnen der Bischof die Gnade, sie in seinen Ställen und Höfen, in Feld und Garten als Knechte zu verwenden, wobei es schlechte Kost und zuweilen auch Prügel gab, und die Pöpen Gelegenheit hatten, mit

eigenen Augen zu sehen, wie die Bischöfe im Kreise schöner armenischer und griechischer Knaben und Frauen in Leppigkeit und Freuden leben. Früher fanden die Popen, wenigstens die ledigen und verwittweten, eine Zuflucht in den Klöstern.

Allein die letzteren wurden von den Bischöfen an griechische Unternehmer verpachtet, und wenn die Popen dort erschienen, wurden sie zum Arbeiten angehalten, das sie eben so wenig liebten wie das Studiren. So wuchs denn die Menge der niederen Geistlichkeit, und in ihr wuchs der proletarische Haß gegen die Bischöfe. Wenn der Name des Bischofs genannt ward, schlug der Pope drei Kreuze und betete: „Gott behüte uns vor den Wölfen aus den Karpathen (dieselben pflegen in harten Wintern aus der Walachei über die Donau herüberzukommen) und vor den Griechen vom Bosphorus und dem Weißen Meere (Marmara).“

Die Popen predigten Aufruhr wider die Bischöfe. Sie würden bei der harten Orthodoxie der Serben und Bulgaren gewiß keinen Erfolg gehabt haben, wenn nicht die Bischöfe, gestützt auf ihr herzliches Einvernehmen mit der türkischen Regierung, die Laien eben so wenig geschont hätten, wie die niedere Geistlichkeit. Die Bischöfe wurden nicht müde, neue geistliche Sporteln und Taxen zu erfinden, welche in ihre Klassen flossen. Neben der Abgabe für die Priesterweihe (*ἐμβάτηκιον*) und der Patriarchensteuer (*βοήθεια*) finden wir noch die *παρορησία* für Gebete, das *ψυχομερίδιον* für Seelenämter und eine ganze Reihe anderer, alle mit sehr wohlklingenden griechischen Namen. Jeder Dispens von Ehehindernissen, Fastengesetzen und sonstigen rituellen Vorschriften war zwar zu haben, aber jeder nur für schweres Geld. Die Ehescheidungsprozesse, welche zur Competenz der Bischöfe gehören, wurden finanziell ausgebeutet. Sie gingen sehr langsam und nahmen erst dann ein Ende, wenn die streitenden Theile kein Geld mehr hatten. Außerordentliche

Steuern wurden zur Regel. Oft wurde gesammelt für den Bau einer Kirche oder eines Klosters, häufig aber wurden die eingegangenen Gelder für den „Konak“ des Bischofs verwendet. Wollten die Bauern einmal nichts geben, dann wurde der Bann über sie verhängt und ihnen die Kirche versiegelt. Die Erbschleicherei blühte. Wer selig werden wollte, mußte sich den Stuhl im Himmel durch Spenden an den Bischof, durch Vermächtnisse und Stiftungen erkaufen.

Unter diesen Umständen wurde es der niederen Geistlichkeit nicht schwer, das Herz des bulgarischen Volkes dem Patriarchen in Constantinopel und den griechisch-phanariotischen Bischöfen abwendig zu machen. Wie man früher die guten Bulgaren, welche in Wirklichkeit mit Slaven versetzte Tataren ugrisch-altaischer Herkunft waren, überredet hatte, sie seien Griechen, so begann man jetzt, sie zu belehren, sie seien eine Art Russen. Die ersten Spuren der slavisch-kirchlichen Bewegung findet man schon im vorigen Jahrhundert und zwar in den Klöstern. Im Jahre 1762 schrieb in einem der vielen Klöster des Berges Athos (Hagion-Dros) ein Mönch Pausios (bulgarisch Panšij, griechisch Παύσιος) seine slovenisch-bulgarischen Geschichten, welche handelten von den „bulgarischen Völkern, Fürsten (Tsaren) und Heiligen.“ Der Verfasser war dazu angeregt durch den serbischen Historiker Jowan Raitš, welcher nach dem Berg Athos kam, um Kenntniß zu nehmen von den dortigen Urkunden-Schätzen, die ihm jedoch von den ebenso unwissenden als mißtrauischen Mönchen vorenthalten wurden. Die Chronik des Pausios hat nicht den geringsten geschichtlichen Werth. Der Verfasser hat die „Weltchronik“ von Baronius excerpirt; seine eigenen Thaten bestehen in sagenhaften Ausschmückungen und unfählich albernen Klosterlegenden. Um so beachtenswerther ist die Tendenz. Das Büchlein ist ein Schmerzensschrei des Mönchs wider die Bischöfe, des Bulgaren gegen

die Phanarioten, welche er anklagt, mit türkischer Grausamkeit Unrecht zu üben, die Kirchengesetze zu verletzen und das Volk zu mißhandeln; auf der anderen Seite aber wendet er sich auch gegen die serbischen, slovenischen und kroatischen Slaven, namentlich die auf österreichischem Boden, welche er beschwört, die Bulgaren als Brüder anzuerkennen und, statt sich spöttisch gegen dieselben zu überheben, sich selbst Glück dazu zu wünschen, daß sie (die österreichisch-ungarischen Slaven) vor Türken und, was noch schlimmer, vor Phanarioten bewahrt worden seien.

Dies Büchlein ist der Anfang der bulgarischen Literatur, soweit überhaupt von einer solchen die Rede sein kann. Es entsprach, namentlich auch in seinen Fehlern, der Geistesrichtung der großen Masse, für welche der Flug der griechischen Literatur etwas zu hoch ging. Länger als 70 Jahre ist das Büchlein des Pausios als Manuscript vervielfältigt worden und im Stillen von Hand zu Hand gegangen. Die Abschreiber beschränkten sich aber nicht auf das Copiren, sondern fügten ihrerseits noch einiges scharfe Gewürz bei. In einer Abschrift von 1797 wird die Erzählung von dem Uebertritt eines Theils der Bosniaken zum muhamedanischen Glauben (1522) dem Patriarchen zur Last gesetzt und mit folgenden Worten eingeleitet:

„Der Patriarch von Constantinopel, das Werkzeug der Hölle, der Freund des Teufels, ein zweiter Judas und Arius, trat vor den Tsaren Selim, beugte sich tief und sprach: Du hast, o Tsar, unter Deinen Unterthanen das bulgarische Volk, eine rohe Nation, aber unüberwindlich in der Schlacht, welche, wenn Du sie nicht total unterjochest, gegen Dich aufstehen und Dich Deines Regimentes berauben wird u. s. w.“

Gedruckt worden ist Pausios erst durch Christaki Paulowitsch 1844 in Ofen unter dem Titel: „Bulgarische Tsarenbuch“ (Garstvennik). Die literarische Unre-

gung in Bulgarien ist im Uebrigen ein Werk russischer Einflüsse. Westeuropa kannte ja noch im vorigen Jahrhundert keine anderen slavischen Völker als die Polen und die Russen. Erst seitdem Rußland die jezige Höhe seiner Machtstellung 1815 erklommen, erst seit dem 19. Jahrhundert sind auch die Böhmen und die Wenden, die Slovenen und die Kroaten, die Bulgaren und die Serben auf die geschichtliche Bühne getreten. Die ersten Vertreter der sogenannten „bulgarischen Literatur“ Stojanowitsch, Päscharoff und Aprilo haben nach russischen Vorbildern gearbeitet und neben ihren bulgarischen Schriften vorzugsweise in russischer Sprache geschrieben. Der Hegumenos (Isgumen) Neophyt schrieb 1835 die erste bulgarische Grammatik und der Archimandrit Neophyt um dieselbe Zeit eine slowenisch-bulgarische Encyclopädie, betitelt: „Sloweno-Bolgarskoje Zätowodstvo.“ Die verschiedenen Schriftsteller schreiben jedoch keineswegs ganz die nämliche Sprache. Man sagt, Jeder bediene sich des Dialektes seiner Heimath; Andere aber behaupten, die Differenzen gingen weit tiefer, um als bloß Dialektverschiedenheiten einer und derselben Sprache gelten zu können. Noch weniger stimmen sie in der Orthographie überein. Der Archimandrit des Sinaitklosters errichtete 1839 in Saloniki eine bulgarische Druckerei, dieselbe hat jedoch nur kurze Zeit bestanden.

Erst seitdem die bulgarische Jugend nach Petersburg und Moskau, nach Prag und den böhmischen Mittelschulen studiren geht, hat sich derselben eine lebhaftere Neigung zur literarischen Production bemächtigt, welche sich aber vielfach an ausländische Muster, namentlich an russische, französische und tschechische, anlehnt. Auch sammelt man Volkslieder, mit welchen es sich aber ähnlich verhält, wie mit den bekannten rumänischen, d. h. sie sind künstlich gemacht. Als Historiker wird Marin Drinow genannt; er hat eine „bulgarische Kirchengeschichte“ und eine Geschichte der „Coloni-

fation der Balkan-Halbinsel durch die Slaven" geschrieben, welche sehr gerühmt werden; er steht ganz auf russischem Standpunkte und fungirt als „Professor der Slavistik“ an der Univerſität zu Charkow. Am beliebtesten von allen Blüthen der bulgarischen Literatur scheinen die Memoiren des Panajot Hitof zu sein, welche in verschiedenen Auflagen in Bukarest erschienen sind. Der Verfasser ist angeblich der Heiducken-Woivode (Räuberhauptmann) Hitof selbst, der Held der Geschichte, der in seinem hohen Alter, als Räuberhauptmann a. D., noch Lesen und Schreiben gelernt haben soll, um der Welt selbst seinen Nachruhm zu verkünden. Seine Erzählungen sind sehr abenteuerlich und romantisch und erinnern an unsere deutschen Ritter- und Räuberromane von J. Kramer und Heinrich Spieß, welche die jezige Generation nur noch dem Namen nach kennt. Der Rest der Literatur besteht vorzugsweise aus Schul- und Gebetbüchern. Es sollen gegenwärtig 14 bulgarische Zeitschriften existiren, wovon jedoch nur die wenigsten politischen Inhalts sind, die übrigen theologischen, landwirthschaftlichen und belletristischen. Sie erscheinen in Bukarest, Constantinopel, Braila, Ruſſchuk und Adrianopel. Auch in Saloniki erscheint ein ganz kleines bulgarisches Wurstblättchen, so viel ich weiß nur wöchentlich einmal. Es heißt „Solun“ (dies ist der slavische Name für Saloniki) und erhält nur Bekanntmachungen und Inserate. Gleichwohl paradirt es mit unter den obbenannten 14 „bulgarischen Zeitschriften.“ In der Türkei werden bulgarische Bücher nur in Constantinopel und Ruſſchuk gedruckt. Sonst werden dieselben in Wien und in Bukarest verlegt. Auch in unserm deutschen Leipzig sollen in früheren Zeiten einige erschienen sein.

Im Großen und Ganzen ist es sehr schwach bestellt mit der „bulgarischen Literatur.“ Sie scheint mir ein, Arte et Marte, d. h. mit Kunst und Kräutern, und versuchsweise

mit russischer Unterstützung, gepflegtes Kunstprodukt zu sein, welches den Zweck hat, zunächst ein bulgarisches Schriftwesen, dann ein slavisches Bulgarenthum und schließlich eine neue slavische Nation zu erzeugen, damit letztere sich als einen „Staat“ constituirt, welcher ähnlich wie Serbien und Montenegro unter den Fittichen des russischen Adlers sein Dasein fristet.

Doch kehren wir von der „bulgarischen Literatur“ zurück zu der Entstehung der slavischen Kirchen und der anti-griechischen Bewegung.

Im Laufe der Zeit haben die Bulgaren nach verschiedenen Seiten hin Anlehnung gesucht, bald bei den Griechen und Albanesen, bald bei den Rumäniern oder Serben, und bald bei den Russen. Zu der Anlehnung an Griechenland gab die hellenische Revolution Anlaß; zu der Hinneigung zu Rußland die russischen Feldzüge von 1806 bis 1812 und später von 1828 bis 1829. Sobald der Russe wider den Türken marschirte, bildeten sich in den Bergen und Wäldern des Balkan Banden von Heibuden (Räubern), welche auf eigene Faust Krieg führten, meistens jedoch als Parteigänger für Rußland, von welchem sie Losreißung von der Türkei erwarteten. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Statt dessen hat Rußland öfters die flüchtigen und compromittirten Bulgaren nach Bessarabien übergesiedelt, wo es ihnen aber noch schlechter behagte, als in der Türkei. Wie gemüthlich die Türken die Sache auffaßten, beweist der Fall des berühmten Räuberhauptmanns Donscho Batach, welcher 1829 den östlichen Balkan, das Rhodope-Gebirge und die Ufer der Mariça unsicher machte. Derselbe fiel den Türken in die Hände und wurde gefänglich nach Adrianopel abgeführt. Allein statt ihn henken zu lassen, setzte ihn der biedere Pascha von Adrianopel in Freiheit; „es sei doch schade um so einen tapferen Helden,“ meinte der Pascha.

Die Bulgaren schickten eine Deputation an den rus-

fiſchen General Diebitsch, um von ihm Losreißung von der Türkei zu verlangen. Als ſie den Oberfeldherrn des Tſaren erreichte, hatte derſelbe ſoeben, am 14. September 1829, mit den Türken den Frieden von Adrianopel geſchloſſen. Er gab der Deputation eine ähnliche Antwort, wie in Schillers „Theilung der Erde“ Zeus dem zu ſpät gekommenen Dichter. „In dem Friedensvertrage,“ ſagte er, „iſt nur von Serbien und Rumänien die Rede, aber nicht von den Bulgaren; ſpäter aber wird die Reihe auch an die Bulgaren kommen; für jezt bleibt denſelben nichts übrig, als Gebrauch zu machen von dem § 13 des Friedensinſtruments, welcher der türkiſchen Rajah erlaubt, binnen 18 Monaten nach Verkauf ihres Grundeigenthums nach Rußland auszuwandern.“ In der That wanderten eine Maſſe Bulgaren aus, theils in die Walachei, wo ſie blieben, theils nach dem ruſſiſchen Beſſarabien, von wo ſie größtentheils wieder zurückkehrten.

Obgleich die Bulgaren für dieſes Mal wieder in ihren Hoffnungen grauſam getäuſcht waren, ſo erloſch damit doch nicht die ſlowenophile-antihelleniſche Bewegung. Der Kampf zwiſchen der Nieder- und der Hochkirche, zwiſchen dem Curatlerus und den Biſchöfen, zwiſchen den Bulgaren und den Phanarioten, und das in hartnäckigſter Weiſe allen Reformvorſchlägen gegenüber immer wieder von Neuem wiederholte „Non possumus“ des Conſtantinopeler Patriarchen trugen gehörig dazu bei, ſie im Gange zu halten.

Etwas hatten die Leiter dieſer Bewegung den Griechen abgeſehen. Sie gründeten ebenfalls Schulen. Die Lehrer bildeten ſich im ſlawiſchen Ausland, vornehmlich in Böhmen und Rußland; zuerſt wurde die höhere Schule in Gabrow errichtet und ſchon im Jahre 1845 exiſtirten 53 bulgariſche Schulen, welche ſich auf Donau-Bulgarien (31), Thrazien (18) und Macedonien (4) vertheilten. Von dieſen

Schulen aus und durch die Verbreitung von Flugschriften und Büchern wurde das slavische Bewußtsein geschürt. Während früher die Leute selbst nicht gewußt hatten, ob sie Serben oder Illyrier (Albanesen), Rumänier oder Griechen seien, hielten sie sich nun für Slaven und für die Schützlinge des orthodoxen heiligen Rußland, welches den Beruf habe, sie von der Fremdherrschaft der phanariotisch-griechischen Hierarchie zu befreien.

Um zu begreifen, daß diese Bewegung, welche, soweit es sich um das ethnologische Moment handelt, eine künstliche und von Außen hereingetragene war, im Innern Macht und Erfolg erringen konnte, darf man nicht vergessen, daß die türkische Regierung, welche früher das griechische Element begünstigt hatte, seit dem griechischen Aufstand und der Aufrichtung des Königreichs Hellas demselben entschieden feindselig geworden.

Früher hatte die Türkei, was die Rajah, d. h. die nichtmuhamedanische Bevölkerung, anlangt, dem dort bewährten Grundsatz gehuldigt:

„Thut was Ihr wollt;  
Zahlt was Ihr sollt.“

Jede Nation sollte sich selbst regieren; an der Spitze Aller sollten die Türken stehen. Da aber bei den Türken der Padischah nicht nur der weltliche, sondern auch der geistliche Herrscher war, so mußten sie nicht zu distinguiren. Sie verwechselten Confession und Nation und legten die „Selbstverwaltung“ in die Hände der Geistlichkeit. So kam es denn, daß man die Griechen, die Illyrier, die Rumänier, die Bulgaren und die Slaven, obgleich diese Nationen unter einander sehr verschieden sind, alle in einen Topf warf, soweit sie der griechisch-orientalischen christlichen Kirche angehörten. Nach diesem irrigen Princip wurden die Walachen oder Rumänier, die Kroaten, die Serben, die Montenegriner, die Bulgaren, die Kosaken, die Bosniaken,

die Morlakten\*), die Tschkipetaren oder Albanesen, die Arnavuten (eine Mischung von Tschkipetaren und Serben), kurz Alles, was unter dem Patriarchen von Constantinopel stand oder von diesem als unter ihm stehend bezeichnet wurde, in einen Topf geworfen und unter der Kollektivbenennung „griechische Rajah“ oder Rum-Milleti der Herrschaft der griechisch-phanariotischen Hierarchie überantwortet.

Nun traf also die antigriechische Agitation der in Rußland ihren Erlöser erblickenden bulgarischen Popen mit der wachsenden Abneigung der Türken gegen die Griechen zusammen. Die Türken hätten die Macht der griechischen Hierarchie brechen, oder die Popen sich selber unterwerfen und sich dadurch eine größere Autorität in den bulgarischen Landestheilen verschaffen, vielleicht auch das ihnen verwandte tatarische Element in dem Bulgaren-Volke wieder kräftigen können. Allein aus Unkenntniß der Dinge trieben sie den Teufel mit Beelzebub aus. Sie emancipirten die Bulgaren von den Phanarioten, um sie den Russen in die Arme zu treiben.

In Folge der Beschwerden der Bulgaren wider den Patriarchen und die Bischöfe beriefen die Türken wiederholt „Nationalversammlungen“ (griechisch ἐθνὸσυνέλευσις, bulgarisch sbor, slavisch Tabor), d. h. Synoden, auf welchen sich Geistliche (Patriarch und Bischöfe) mit den Laien (Delegirten der verschiedenen Eparchien) einigen sollten. Allein entweder wußten sich die weit klügeren und geschäftskundigen Griechen die Majorität zu verschaffen, oder sie setzten den nationalen Forderungen der Bulgaren, welche Wahl der Bischöfe, und zwar bulgarische Bischöfe statt griechische, verlangten, die internationale oder supranationale Uni-

\*) Die Morlakten sind die Bewohner der Küste, von dem slavischen „Mor,“ Meer: Der heutige Name des Peloponnesos hat den nämlichen Ursprung. Morea kommt ebenfalls von „Mor“ und bedeutet „das Land Meerumflungen.“

versalität der Kirche als unangreifbares Dogma entgegen. „Die heilige, allgemeine, rechtgläubige christliche Kirche,“ sagte der Patriarch, „kennt keine Griechen und keine Bulgaren, vor ihr sind alle Menschen gleich; die Bischöfe zu wählen ist heidnischer Gräuel; nicht durch die Wahl sündhafter Laien, sondern nur durch das Handauflegen des Patriarchen kann der von den Aposteln überkommene heilige Geist auf sie übertragen werden.“ Von diesem Standpunkt aus wurde jede Concession, jede Abstellung von Mißständen verweigert. Die gegenseitige Erbitterung wuchs. Die bisher einheitliche „griechische Kajah“ schien sich in eine phanariotische und in eine slavisch-bulgarische spalten zu wollen.

Natürlich fehlte es nicht an „Seelenfischern,“ welche die Dissidenten für sich einzufangen suchten. Die Franzosen, der Papst, die Jesuiten warfen ihr Auge auf die Bulgaren und bedienten sich der Polen als Lockvögel. Der Fürst Czartoryski kommandirte von Paris aus die in dem Orient weilenden zahlreichen polnischen Emigranten, und Napoleon III., welcher den Polen stets viel versprach und wenig hielt, gab dazu seinen Segen. Auch dotirte er ein in Saloniki seit Anfang 1859 erscheinendes Blatt „Bulgaria,“ welches die Rückkehr zu Rom predigte. Endlich erschien der päpstliche Legat oder Vicar Brunoni, um mit der bulgarischen Deputation zu unterhandeln. Am 18. Dezember 1860 wurde man einig. Die Deputation unterwarf sich dem Papst, wogegen der Vicarius des Stellvertreters Gottes auf Erden in dogmatischen, liturgischen und rituellen Dingen außerordentlich nachgiebig war. Der Papst ernannte einen ehemaligen Heidenen, Joseph Sobolki, der in den Schlupfwinkeln des Balkan besser Bescheid wußte, als in den Irregängen der Gelehrsamkeit und des Dogmas, zum Erzbischof der bulgarisch-unirten Kirche und erteilte ihm am 8. April 1861 in Sanct Peter die Weihen. Allein das Vergnügen

dauerte nicht lange. Die Bulgaren, aufgestachelt von den Russen, erhoben sich wider das Papstthum, und der päpstliche Erzbischof verschwand am 18. Juni 1861 ganz im Stillen aus Constantinopel. Seine Freunde behaupteten, „das schismatische Rußland“ habe ihn bei Seite geschafft. In Wirklichkeit war er in ein Kloster entflohen. Als einziger Rest der ganzen Unions-Bewegung existirt heute noch ein bulgarisch=unirter Bischof in Adrianopel. Er heißt Raphael Popoff; der ruthenische Bischof aus Lemberg ist im Auftrage des Papstes speciell zu dem Zwecke herübergekommen, denselben zu weihen. Seine Gemeinde ist jedoch klein und arm.

Es scheint nicht, als wenn die bulgarisch=unirte Kirche irgend eine Zukunft habe. Wohl aber macht sich in der Türkei eine direkte römisch=katholische Propaganda jedem aufmerksamen Beobachter bemerklich. Ueberall, auf den Straßen, in den Eisenbahnzügen, auf den Dampfschiffen, begegnet man Jesuiten, welche hier ihre bekannte Amtstracht mit einer Art von Ostentation tragen. Man sagte mir, in allen größeren Städten beständen Jesuiten-Collegien. In Adrianopel und Saloniki habe ich sie selbst gesehen. In Saloniki ist das Jesuiten-Collegium neben den Dschamis und der ottomanischen Bank das ansehnlichste und größte Gebäude der Stadt. Sein hohes Dach ragt über die ganze Umgebung empor. Der Palast des türkischen Gouverneurs und Generals, der „Konak“ des „Vali,“ kann sich dagegen verkriechen. Sie, die Jesuiten, haben eine höhere Lehranstalt eröffnet für die männliche Jugend ohne Unterschied der Confessionen. In Adrianopel sowohl als in Saloniki sagten mir höhere Eisenbahnbeamte — der eine von Herkunft ein protestantischer Süddeutscher, der andere ein deutsch=österreichischer Katholik, der aber durchaus nicht klerikal gesinnt war — wenn sie ihre heranwachsende Jugend nicht der westeuropäischen Kultur gänzlich entfrem-

den wollten, bliebe ihnen nichts anderes übrig, als sie zu den Jesuiten zu schicken, der Unterricht sei zwar nicht ganz frei von propagandistischen Tendenzen, aber in den exakten Wissenschaften sei er sehr gut, und so müsse man denn „das Uebrige mit in den Kauf nehmen.“ In jedem der Jesuiten-Collegien befinden sich Aerzte und eine Apotheke, außerdem ist ein Hospital damit verbunden. Die Krankenpflege besorgen barmherzige Schwestern, sowohl in dem Hospital, als auch in den Privatwohnungen, wenn sie um letzteres ersucht werden; sie genießen hier ganz denselben Ruhm von Geschick, Anstand und uneigennütziger Opferwilligkeit, wie in dem Abendlande. In Saloniki standen die Leute in einer langen Kette (Queue), welche eine der kleinen Straßen fast ganz anfüllte, vor der ärztlichen Anstalt der Jesuiten, welche mit einer Apotheke verbunden ist. Die Unbemittelten werden hier unentgeltlich behandelt und mit Arzneien versehen, ebenfalls ohne Unterschied des Bekenntnisses. Unter den Andrängenden sah ich nicht bloß Franken, sondern auch Türken, Griechen, Bulgaren, Bosniaken und Albanesen. Man kann nicht anders sagen: die Jesuiten verstehen es vortrefflich, sich hier angenehm oder vielmehr beinahe unentbehrlich zu machen. Ich lernte gelegentlich mehrere derselben kennen. Es waren Franzosen und Polen (keine Deutsche). Sie waren außerdem des Türkischen, Griechischen und Italienischen mächtig und machten den Eindruck unterrichteter und gebildeter Männer. Der Regierung gegenüber werden die Jesuiten-Collegien, gleich den übrigen römisch-katholischen Religionsanstalten, von Frankreich vertreten.

kehren wir zurück zu dem bulgarischen Kirchenstreit. Ich kann denselben nicht durch alle seine einzelnen Phasen hindurch verfolgen. Sie sind reich an theologischen Gezänken. In Wirklichkeit aber handelte es sich keineswegs um hohe und himmlische Dinge, sondern um russische, französische und türkische Interessen. Wer dabei zu

kurz kam, das war der menschliche Kulturfortschritt und — die Türken. Der Kirchenstreit dauerte von 1858 bis 1872. Während dessen mußten sich die armen Bulgaren mit den Tataren und den Tscherkessen herumschlagen, welche die türkische Regierung, erstere nach dem Krimkriege, letztere nach Vollendung der Unterwerfung des Kaukasus durch die Russen, in der Dobrudscha, Rumelien, Bulgarien und Macedonien auf Kosten der Bulgaren angesiedelt hatte, indem sie die letzteren von den bisher bebauten Landstrichen vertrieb und sie zwang, den Einwanderern ihre Dörfer zu räumen, oder neue Wohnstätten in der Frohnde zu bauen. In der Zeit von 1866 bis 1868 versuchten die Bulgaren sich mit den nach Ausdehnung ihres Landes strebenden Rumäniern, unter Bratiano, zu verständigen; die Thronbesteigung des Fürsten Carol machte diesen aussichtslosen Versuchen ein Ende. Daneben richtete gleichzeitig eine geheime Nationalregierung, welche sich das „Geheime bulgarische Central-Comité“ nannte, ein „unterthänigstes Memorandum“ an den Padiſchah, worin es denselben bat, die Würde eines „Scharren der Bulgaren“ anzunehmen, dem „Bulgarenreiche“ eine Repräsentativ-Verfassung zu geben und dasselbe zu dem Türkenreich in dasselbe Verhältniß zu setzen, wie das transleithanische Ungarn zum cisleithanischen Oesterreich, — eine Idee, welche zwar etwas phantastisch, aber jedenfalls nicht russisch, nicht französisch, nicht römisch und nicht griechisch, sondern gut türkisch, aber freilich für einen Mann wie Abdul-Uziz absolut unverständlich war.

Endlich am 27. Februar 1870 erließ der Sultan einen Ferman, welcher die Errichtung eines bulgarischen Erarchats verordnete, im Februar wählten die Bulgaren den Bischof Anthim in Wididin zum Erarchen; derselbe reiste unter dem Jubel der Bevölkerung nach Constantinopel und wurde von dem Padiſchah sehr huldreich empfangen. Der Patriarch in Constantinopel verlangte von ihm Unterwerfung, und als

dieselbe verweigert wurde, wie zu erwarten, verhängte er über den neuen Exarchen und seine Nachfolger, Anhänger und Popen den Kirchenbann. So genossen denn die Türken abermals das ihnen schon lange bekannt und gewohnt gewordene Schauspiel, daß die „Christlichen Brüder“ sich unter einander verfluchten. Seitdem ist die bulgarische Kirchenbewegung, begünstigt von dem russischen Botschafter, welcher in Constantinopel sehr gut griechisch-patriarchalisch und in Widbin noch besser bulgarisch-exarchisch ist, und es sehr wohl versteht, solche scheinbar unveröhnliche Gegensätze in seiner Person und im russischen Interesse aufgehen zu machen, mächtig gewachsen; und zur Vermehrung des russischen Einflusses hat der Umstand nicht wenig beigetragen, daß der deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 die öffentliche Aufmerksamkeit ganz absorbirte und den Russen gestattete, in Osteuropa und Asien mit ihren gewohnten langen und geräuschlosen Schritten dem Ziele näher zu schreiten. Die „bulgarische Kirche“ hat sich von dem Patriarchen in Constantinopel gänzlich losgesagt. Sie ist „autokephal“ geworden, wie vorher schon die griechisch-orientalische Kirche in Serbien und in Rumänien, in Griechenland und in Montenegro.

---

#### IV.

##### Die Griechen in der europäischen Türkei.

Ich habe im vorigen Kapitel geschildert, wie die Griechen, die Franzosen und die Russen sich um die „unsterblichen Seelen der Bulgaren“ gestritten; wie die Griechen, durch den hellenischen Unabhängigkeits-Krieg mißliebig bei

den Türken geworden, und die Franzosen, durch den Krieg mit Deutschland und den Sturz Napoleon's III. den orientalischen Dingen zeitweise entfremdet, ihr Ziel verfehlt haben; wie Rußland dagegen, die Gunst der Umstände benutzend, das seinige desto besser erreicht und in der That die guten Bulgaren bis auf Weiteres beinahe überzeugt hat, daß sie sowohl in Bezug auf ihren Glauben als auch hinsichtlich der Nationalität eine Art von Russen seien.

Ich komme nun zu den Griechen, deren Studium ich mich in Saloniki mit besonderer Sorgfalt gewidmet habe.

Ich kann meine Schilderung des gegenwärtigen Verhältnisses der Türken zu ihren griechischen Unterthanen und zu dem Königreich Griechenland und dessen Bewohnern nicht besser einleiten, als dadurch, daß ich eine Stelle aus dem politischen Testament des Fuad Pascha mittheile. Fuad Pascha war einer der fähigsten und vorurtheilsfreiesten türkischen Staatsmänner. Er sah in Rußland den gefährlichsten Feind der Türkei, und den besten Freund derselben fand er, neben Frankreich, in England, das vermöge seiner Stellung in Asien mit Nothwendigkeit darauf angewiesen sei, mehr als irgend eine andere europäische Macht den Muhamedanismus zu begünstigen. Als der Einfluß Rußlands wieder zu steigen begann, als man in Constantinopel vergessen zu haben schien, was England im Krimkrieg für die Türkei gethan, und daß es ihm seitdem einhundertachtzig Millionen Pfund Sterling geopfert, d. h. auf Nimmerwiedersehen geborgt hat, wurde Fuad Pascha bei Seite geschoben. Er starb in einer Art von Verbannung zu Nizza am 11. Febr. 1869. Unmittelbar vor seinem Tode richtete er, am 3. Januar 1869, ein langes Schreiben an den Sultan. Man kann dasselbe als politisches Testament bezeichnen. Es ist voll guter Rathschläge, welche jedoch bei dem Padischah Abd-ul-Aziz keinerlei Beachtung fanden; denn dieser war auf nichts bedacht, als sich auf Kosten seines Landes zu bereichern

und die gesetzliche Thronfolge, laut welcher nach dem Tode des jeweiligen Sultan das älteste männliche Glied der regierenden Dynastie den Thron besteigt und daher nicht der 16 Jahre alte Sohn des Abd-ul-Asiz, sondern der ältere Nefte, Murad, der Sohn des Sultan Abd-ul-Medschid Khan zur Succession berufen war, zu Gunsten seines Sohnes umzustößen; und der russische Botschafter hatte ihm für Beides seine Unterstützung zugesagt. Die Lage des Abd-ul-Asiz erinnert etwas an die des letzten Kurfürsten von Hessen.

Fuad Pascha, dessen politische Auffassungen auch deßhalb Beachtung in Anspruch nehmen, weil der jetzige maßgebende Staatsmann, Midhat Pascha, als dessen Schüler und geistiger Epigone, als Erbe seiner Weltanschauung betrachtet werden muß, schrieb schon vor zehn Jahren:

— „Die Gleichgültigkeit Englands in Betreff Central-Asiens macht mich erstaunt und bestürzt. Insbesondere beängstigt mich aber die Veränderung in der Stellung Rußlands, die es seit der Eroberung und Pacification der kaukasischen Provinzen einnimmt.“ —

Der Enkel Fuad Pascha's, Izzet Bey, hat dessen Memoire vom 11. Februar 1869 Herrn J. Levis Farley mitgetheilt; und dieser hat es kürzlich in seinem Buche „The decline of Turkey“ veröffentlicht.

Fuad Pascha nennt darin Griechenland „das Trugbild von einem Königreich,“ improvisirt von westeuropäischen Poeten (Vord Byron?), welche glaubten, eine Nation, die schon zweitausend Jahre zu den Todten gehörte, in das Leben zurückrufen zu können. „Die Versuche dieser Dichter,“ sagt er, „das Land, welches einen Homer und einen Aristoteles geboren, wieder zu verjüngen, haben zu weiter nichts geführt, als einen Herd der Intriguen, der Anarchie und des Brigantenthums zu schaffen. Die hohe Pforte mag unter den Griechen einzelne intelligente Diener finden; allein

der Geist der hellenischen Rasse wird unserer Sache immer entschieden feindselig gegenüber stehen. Die Erinnerungen an eine glorreiche Geschichte werden, obgleich sie von den Griechen des heutigen Tages durch Jahrhunderte der Corruption, Unwissenheit und Verkommenheit getrennt sind, noch für eine lange Zeit in jener eigennützigen Rasse die Hoffnung nähren, das östliche Kaiserreich, welches sie einst in das Byzantinische Kaiserreich degradirte (oder das niedere Kaiserreich, wie es so bezeichnend genannt wurde) wieder in's Leben zu rufen. Was uns am sichersten gegen die Anschläge dieses falschen und tückischen Volkes schützt, ist seine eigene angeborene Eitelkeit und Absonderung, welche es allen orientalischen Racen täglich mißliebiger und verhaßter machen.

„Unsere Politik sollte dahin zielen, die Griechen so viel wie nur immer möglich von unseren anderen Christen zu isoliren. Es ist von der höchsten Wichtigkeit, die Bulgaren einer Beeinflussung von Seiten der griechischen Kirche zu entziehen, ohne sie jedoch in die Arme der russischen oder römischen Geistlichkeit zu treiben.

„Die hohe Pforte sollte niemals Intriguen dulden, welche einen Beitritt der Armenier zur orthodoxen Kirche im Auge haben. Es dürfte sich vielleicht als klug erweisen, unter unseren Christen jenen philosophischen Geist zu nähren, welcher, indem er die Menschen dem Einflusse der Geistlichkeit entzieht, dazu beiträgt, die Eintracht zu fördern. Ich beeile mich jedoch hier beizufügen, daß es jederzeit unsere weiseste Politik sein wird, den Staat über alle religiösen Fragen zu stellen.

„Unsere inneren Angelegenheiten betreffend, sollten alle unsere Anstrengungen vor Allem das eine Ziel — die Fusion unserer verschiedenen Rassen — vor Augen haben.

Ohne eine derartige Verschmelzung scheint mir die Erhaltung des Reiches schlechterdings unmöglich. Für die Zukunft darf dieses große Reich weder den Griechen noch den Slaven, weder einer besonderen religiösen Gemeinschaft, noch einer einzigen Rasse angehören. Der Bestand des östlichen Kaiserreichs kann nur durch eine enge Verbindung aller seiner Bewohner gesichert werden.“

So weit Fuad Pascha, welcher zu einer Zeit schrieb, da noch England und Frankreich den dominirenden Einfluß besaßen. Nach seinem Tode bekam Rußland wieder Oberwasser. Es schmeichelte den Liebhabereien und Leidenschaften des Abd-ul-Aziz und wußte, während es seine Pläne auf das Rücksichtsloseste verfolgte, die Türken zu täuschen, indem es stets Formen wählte, welche dem hochnasigen Sinne der Türken schmeichelten oder ihn wenigstens nicht verletzten.

Von allen den Rathschlägen, welche Fuad Pascha in seinem politischen Testamente gab, hat man nur einen befolgt, nämlich den in Betreff der griechischen Bevölkerung überhaupt und der griechischen Geistlichkeit insbesondere. Die Befolgung dieses Rathschlages ist aber nicht den Türken, sondern den Russen zugute gekommen.

Freilich Fuad Pascha hatte es so nicht gemeint. Er hatte, westeuropäisch gebildet, wie er es war, an einen confessionslosen Staat gedacht, in welchem alle Rassen und alle Religionen mit voller Gleichberechtigung neben- und durcheinander wohnen, um sich demnächst zu einer einheitlichen und organischen Masse zu consolidiren. Unter dieser Voraussetzung war seine Auffassung richtig, daß die Eintracht der Menschen gefördert werde, wenn man den Einfluß der Priester, d. h. der phanariotisch-griechischen, breche.

Aber jene Voraussetzung fehlte. Die Türkei ist nichts weniger, als ein einheitlicher organischer Staat in westeuropäischem Sinne. Sie ist ein Conglomerat heterogener Bestandtheile, welche einstweilen noch zusammengehalten werden

durch den täglich stumpfer werdenden Stahl des ottomani-  
schen Säbels. Der Uebergang von einem solchen unorga-  
nischen Conglomerat zu einem wirklichen Staat kann nicht  
sprungweise vollzogen werden. Um diesen Uebergang zu  
vollziehen, muß sich die Türkei gleichsam enttürken. Sie  
muß vor Allem das Recht und die individuelle Freiheit  
jedes Einzelnen und seines Eigenthums, namentlich des  
Grundeigenthums, anerkennen. So lange diese Grundlage  
der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihrerseits wieder die  
Basis des modernen Staates bildet, fehlt, kann man über den  
status quo nicht hinaus, mag man auch an diesem Status ein  
wenig sicken und ausbessern und ihn dann „amélioré“ nennen.

Das „confessionslose moderne türkische Kaiserreich des  
Ostens,“ welches Fuad Pascha vorschwebte, war aber Zu-  
kunftsmusik; und es war ein großer Fehler, eine sofort aus-  
zuführende praktische Maßregel vorzuschlagen auf Grund  
einer Voraussetzung, welche gegenwärtig fehlt und auch von  
der nächsten Zukunft noch nicht zu erwarten ist.

In Folge des letzteren Umstandes verwandelte sich die  
„Befreiung der Bulgaren von jeder Beeinflussung Seitens  
der griechisch-phanariotischen Geistlichkeit,“ für welche Fuad  
Pascha schwärmte, in eine Stärkung der Stellung Ruß-  
lands, welche er vor Allem fürchtete. Der Haß gegen die  
weltliche Herrschaft des kleinen Königreichs Griechenland,  
welches gegen die Türkei rebellirt und sich damals der rus-  
sischen Protection erfreut hatte, verführte ihn zum Haß gegen  
die geistliche Herrschaft der griechisch-phanariotischen Hie-  
archie, welche ein Interesse hat an der Aufrechterhaltung der  
türkischen Herrschaft und weder das kirchlich autokephale  
Königreich Griechenland liebt, noch auch Rußland, welches  
von jeher darauf aus war, die Ehren und Würden und —  
was in den Augen der Phanarioten keineswegs als Neben-  
punkt gilt, — die Einkünfte des Patriarchen von Constanti-  
nopol und seiner Bischöfe zu schmälern.

Diese verhängnißvolle Verwechslung ließ die Errichtung einer autokephalen (selbständigen) Bulgaren-Kirche nicht der Türkei und ihrer staatlichen Einheit, oder wie Fuad Pascha es ausdrückte, „der Förderung der Eintracht“ zugute kommen, sondern nur Rußland, d. i. der Zwietracht. Man hatte nur eine Rasse und eine Religion mehr geschaffen, obgleich man deren schon mehr als genug hatte, und diese neue Schöpfung stand, wie man hätte voraussehen können, unter russischem Einfluß. Ich habe das alles in dem vorigen Kapitel nachzuweisen versucht.

Wenden wir uns nun speziell von den Bulgaren zu den Griechen, so müssen wir, um nicht in denselben Fehler zu verfallen, wie Fuad Pascha, unterscheiden zwischen den griechischen Griechen und den türkischen Griechen, zwischen den Griechen, welche innerhalb der engen Grenzen des heutigen kleinen Königreichs Hellas wohnen, auf der einen Seite, und den Griechen auf den Inseln, an den Küsten, in den Seeplätzen und auch im Innern des heutigen ottomanischen Reiches, auf der andern.

Die Bevölkerung des Königreichs Griechenland beläuft sich gegenwärtig auf etwa 1,400,000 Einwohner. Darin sind die jonischen Inseln, Korfu, Leukadia, Kephalonia und Zante, mit inbegriffen mit mehr als einer Viertel-Million Seelen. Man weiß, welcher heftiger Streit über diese Bevölkerung unter den Gelehrten Europa's entbrannt war. Die einen, an der Spitze Fallmerayer, behaupteten, die Einwohner des Königreichs, die griechischen Griechen, sind keine Griechen, sondern theils Slaven, theils Aethioper. Die andern behaupteten deren reine und unverfälschte Abkunft von den alten Hellenen. Weder das eine noch das andere ist die Wahrheit. Man kann weder ein ganzliches Erlöschen des Hellenenthums noch eine Einheit und Continuität des Griechenthums von heute mit dem Hellenenthum der Alten nachweisen. Fassen wir kurz den Gang der Verhandlungen zusammen:

Schon lange vor Fallmerayer hat einer der gründlichsten Kenner der byzantinischen Geschichte, Dr. Hase in Paris, das Ergebnis seiner Forschungen dahin zusammengefaßt, „daß schon die Aeußerungen des Constantinus Porphyrogenitus vollkommen hinreichten, um den Beweis zu erbringen, daß wenigstens im Peloponnes“ (der ja auch, wie ich schon im vorigen Kapitel erwähnte, seinen griechischen Namen mit dem slavischen „Morea,“ d. i. Meerland, vertauschte), „im siebenten und achten Jahrhundert die hellenische Bevölkerung fast gänzlich verschwunden und durch slavische Ansiedler ersetzt worden sei.“ Auch die Namen der Berge, Flüsse und Ortschaften sprechen dafür. Fallmerayer wies dann weiter historisch nach, daß außer der slavischen auch später noch eine albanesische Springsfluth gekommen, daß das Hellenenthum unter einer hohen und doppelten Trümmerschichte begraben, daß der Name „Grieche“ überhaupt keine nationale Bedeutung gehabt, sondern schlechtweg alle diejenigen Einwohner des türkischen Reiches bedeute, welche nicht zu Muhamed und nicht zu dem Papste schwören, sondern ohne Unterschied der Rasse den phanariotischen Patriarchen in Constantinopel als kirchliches Oberhaupt verehren, oder daß, wie es Fallmerayer ausdrückt, „der Arnaut von Suli und Argos, der Slave von Kiew und Beligosti in Arkadien, der Bulgare von Triadiza und der christliche Räuber von Montenegro mit Standerbeg (d. i. Alexander Beg) und Kolokotronis gleiches Recht auf den Rang, den Namen und die Ehre eines Hellenen besitzen.“

Es wäre interessant, eine dogmengeschichtliche Erzählung der Schicksale der Fallmerayer'schen Theorie während des letzten halben Jahrhunderts zu geben. Hier fehlt dazu der Raum. Ich beschränke mich daher auf eine kurze Bemerkung: Im Anfang faßte man die Sache mit dem Herzen auf. Es war zu jener Zeit, als das Philhellenenthum

in Westeuropa grassirte, als man die panslavistischen Tendenzen der Russen noch nicht kannte oder doch ignorirte, und als man von dem „wiedergeborenen Hellas“ noch neue Demosthenesse und Periklese erwartete. Damals beschränkte man sich darauf, gegen Fallmerayer zu schimpfen und zu toben, anstatt ihm zu widerlegen. Es war nun einmal entschieden „schlecht“ von ihm, die Wahrheit zu sagen und die Welt in ihren schönen Illusionen zu stören. Später verkehrte sich die philhellenische Stimmung in ihr Gegentheil. Das junge Königreich entsprach nicht den gehegten Erwartungen, es bezahlte nicht einmal seine Schulden. Rußland enthüllte seine aggressiven Tendenzen. Die Westmächte intervenirten. Die Türkei wurde populär in Europa, Griechenland unpopulär. Nun hatte auf einmal Fallmerayer Recht. Er war auch inzwischen gestorben, und in Deutschland würdigt man solche Männer und ihre Meinungen in der Regel erst nach ihrem Tode. Alle Welt erklärte sich mit Fallmerayer einverstanden, nannte die kurz vorher noch so hoch gefeierten Griechen „Scythen“ oder ein illyroslavisches Mischvolk, und behauptete, von jeher dieser Meinung gewesen zu sein.

Die Wissenschaft schlug jedoch mit Recht einen andern Weg ein; ohne sich um die wechselnden Strömungen des Tages zu kümmern, untersuchte sie die neugriechische Sprache und fand darin nur wenig slavische Bestandtheile. Kopitar wies allerlei Fehler und Irrthümer in Fallmerayer's slavischen Etymologien und Deutungen nach. Zinkeisen ging auf die byzantinischen Quellen zurück und that dar, daß Fallmerayer ihre Aeußerungen zu sehr generalisirt, d. h. ihre räumliche und zeitliche Beschränkung zu wenig beachtet habe. Curtius und Finlay, obgleich in vielem mit dem berühmten „Fragmentisten“ einverstanden, wiesen doch manche seiner Behauptungen in engere Grenzen zurück. Karl Hoppf arbeitete zum ersten Male die Geschichte

Griechenlands im Mittelalter (in Ersch und Gruber) vollständig in's Reine. Noß wies nach, daß Athen auch während des Mittelalters hellenische Elemente in sich schloß. Endlich Bernhard Schmidt, Professor in Jena, führte in seinem höchst lesenswerthen Buche, „Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum,“ den Beweis, daß der Volksglaube der Neugriechen (z. B. über Dämonen, Riesen, Genien, über das Leben im Jenseits u. s. w.) noch die deutlichsten Nachklänge aus den alten heidnischen Zeiten enthalte, daß überhaupt in Glauben und Recht, in Sitten und Gebräuchen der moderne Hellene noch eine gute Portion altes Hellenenthum in sich stecken habe; und wir sind um so mehr geneigt ihm zu glauben, da wir wissen, wie viel alte nordische Heidenmythologie noch in unserem modernen deutschen Christenthume umgeht\*), und wie das römische Alterthum auch heute noch, trotz aller Wanderungen und Wandlungen, in Italien fest sitzt; denn siehst Du in der Campagna di Roma einen halbnackten Ziegenhirten, mit dem Fell, das er um sich geschlagen, und mit der Pfeife, auf welcher er bläst, so wird es Dir nicht schwer, ihn mit einem Satyr zu identificiren. Allerdings muß auch Bernhard Schmidt zugeben, daß sich auf Morea (Peloponnesos) die geringsten Spuren von Hellenenthum finden.

Aus dem Streit der Meinungen, zu welchem — und das ist immerhin ein sehr großes Verdienst — Fallmerayer den Anstoß gegeben und die wissenschaftliche Grundlage gelegt hat, ergibt sich das Facit:

Ja, es hat allerdings eine Ueberschwemmung Griechenlands durch Slaven stattgefunden, und zwar am stärksten auf der Halbinsel Morea, wo aus einzelnen Landstrichen die

\*) Nähere Nachweisung hierüber enthält die Abhandlung „Ueber deutsche Vornamen“ in R. Braun „Aus der Karte eines deutschen Reichsbürgers“ Bb. II. S. 121—170.

Hellenen gänzlich verdrängt wurden; und später ist eine illyrisch albanesische Invasion erfolgt von solcher Stärke und Dauerhaftigkeit, daß selbst heutzutage in einzelnen Orten unmittelbar vor den Thoren von Athen, z. B. in Eleusis, dessen Name von den Eingebornen in Eleffina und gar in Lefine und Lipsin verballhornt wird, sich ältere Leute finden, welche sich ausschließlich der albanesischen Sprache bedienen und Griechisch weder verstehen noch sprechen. Aber diese fremden Invasionen haben das Hellenenthum wohl örtlich verdrängt, jedoch nicht gänzlich ausgerottet. Es fand seine Zufluchtsstätten auf den Inseln, in den Häfen, in dem großen Verkehre und sogar zu Constantinopel in dem Phanax, unter dem Halbmonde der Türken.

So kommt es denn, daß heute wirkliche Abkommen alter Hellenen außerhalb der Grenzen des heutigen Griechenlands mehr existiren, als innerhalb. Ueber die Anzahl der Griechen in der asiatischen Türkei liegen mir keine zuverlässigen Angaben vor. Offizielle Quellen geben die griechische Bevölkerung der europäischen Türkei auf 1,300,000 an\*). Sachkundige Leute versicherten mir, die Ziffer sei zu

\*) Nach der offiziellen Statistik gibt es in der heutigen europäischen Türkei

Dsmanki . . . . .	2,100,000,
Griechen . . . . .	1,300,000,
Serben . . . . .	1,600,000,
Bulgaren . . . . .	4,300,000,
Albanesen . . . . .	1,100,100,
Kleinere Völker . . . . .	1,300,000,

im Ganzen: 12,000,000.

Unter den „kleineren Völkern“ rangiren Tscherkessen, Tataren, Zinzaren, Juden, Armenier, Zigeuner u. s. w.

Hinsichtlich der Confession zählt man:

Muhamedaner . . . . .	3,800,000	Seelen,
Griechisch-orient. . . . .	7,350,000	„
Römisch-kath. . . . .	600,000	„
Kleinere Confessionen . . . . .	250,000	„

niedrig, sie belaufe sich wenigstens auf anderthalb Millionen, jedenfalls aber, wenn auch nur 1,300,000, so befänden sich doch unter diesen 1,300,000 Seelen türkischer Griechen mehr Leute von wirklich hellenischer Abstammung, als unter den 1,400,000 Seelen griechischer Griechen.

Unter diesen Umständen erscheint es gerechtfertigt, wenn wir von den Griechen in der europäischen Türkei zuerst sprechen.

Diese Griechen, welche der Türke Rum oder Urum nennt, d. h. Römer oder Rhomaier, der Vulgare Grk, und der Albanese Gherk, nennen sich selber Hellenen. Obgleich auch sie vielfach mehr oder weniger slavisches, albanesisches, walachisches, arabisches, türkisches, französisches oder italienisches Blut in den Adern haben, so kann man nicht doch leugnen: Sie sind ein Volk für sich. Sie haben ihre eigene Sprache (wenngleich vielfach mit fremden Worten gespickt und in zahlreiche Dialekte zerfallend), ihre eigene Weltanschauung, ihre besonderen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche, kurz eine Menge von ethnologischen Eigenthümlichkeiten, durch welche sie sich wesentlich von den Serben, Bulgaren, Bosniaken, Syrern, Türken, Juden, Armeniern und Zigeunern unterscheiden, unter welchen sie wohnen; und dasjenige Volk, an welches sie am meisten erinnern, sind eben die alten Hellenen. Gewiß sind sie mit den letzteren nicht völlig identisch, vielmehr unterscheiden sie sich von ihnen beinahe in demselben Grade, wie der heutige Römer von dem alten. Aber noch weit mehr unterscheiden sie sich sowohl von den westeuropäischen Völkern, als auch von den

---

Die ethnologische Statistik ist übrigens sehr unsicher, da Rassen und Sprachen wirr durcheinander laufen, vielfache Mischungen stattgefunden haben, und Sprache und Volksstamm einander sehr häufig nicht decken. Dazu kommt dann der Mangel an regelrechten Volkszählungen und die eigenthümliche Unsicherheit, welche in solchen Dingen in der Türkei stets zu herrschen pflegt.

slavischen, illyrischen, tatarischen, mongolischen und arabischen Rassen des Ostens. Die Gründe, welche Fallmerayer gegen das Hellenenthum der Bewohner des Königreichs Hellas und namentlich gegen das der Leute auf der Halbinsel Morea anführt, treffen hier nicht zu. Angenommen, Fallmerayer hätte Recht und auf dem ganzen Gebiete des jetzigen Königreichs Griechenland wären die alten Hellenen bis auf den letzten Mann ausgerottet und es wäre dann später das in eine Wüste verwandelte Land von Slaven und Illyriern besiedelt worden, so gab es doch außerdem noch zahlreiche Griechen in Epirus, Thracien, Thessalien, Macedonien, auf den Inseln, auf dem asiatischen Festland, und vor Allem an dem Bosporus und in Constantinopel, wo der erobernde Türke die Griechen nicht nur tolerirte, sondern sogar, soweit sie ihm nützlich waren, hegte und pflegte.

Heutzutage finden wir die Griechen vorzugsweise an folgenden Stellen der europäischen Türkei: In dem Innern des Landes, in den Bergen Tegir-Dagh, auf beiden Seiten des Flusses Mariça, dessen Lauf ich bereits im zweiten Kapitel beschrieben, in der Stadt Adrianopel und in deren Umgebungen, in Philippopel und von da bis nahe an die serbische Grenze, an dem südlichen Abhang des Rhodope-Gebirges; sodann in ganz Chalcis, in Saloniki und in Serez (von letzterem werde ich noch sprechen), in dem südwestlichen Macedonien, in ganz Thessalien, in Epirus und überhaupt überall, wo es Albanesen gibt, mit welchen das griechische Volk und die griechische Sprache so vermengt sind, daß es selbst Sprachkundigen schwer wird, zu unterscheiden, ob die Sprache manchmal mehr albanesisch oder mehr griechisch genannt zu werden verdiente. Das, was die reinen Griechen „Klephten,“ die Bulgaren und Serben „Heiducken,“ die Ruthenen „Hajdamak“ nennen, heißt in den Griechisch-Albanesischen Gegenden „Palikaren.“ Eigentlich heißt es wörtlich übersetzt: der Tapfere. Allein hier bedeutet es so

viel wie „Räuber“ oder „Franc tireur,“ was in diesem Lande wenigstens homonym ist.

Man schätzt die Zahl der Griechen in Constantinopel auf 300,000 und in der Provinz auf Macedonien 400,000; und man behauptet, daß die Phanarioten in Constantinopel und die Griechen in Kleinasien das reinste hellenisch-jonische Blut in den Adern haben. Wenigstens aber muß man ihnen zugestehen, daß sie den Eindruck machen, als gehörten sie einem sehr alten und sehr vornehmen, vielleicht aber auch einem etwas heruntergekommenem Haus an. Manche erinnern an die Köpfe der alten Sculpturen.

In Saloniki wohnen etwa 6—8000 Griechen. Sie sind vorzugsweise Kaufleute und unterscheiden sich von der slavischen Bevölkerung sehr wesentlich sowohl durch Gesicht und Körperbeschaffenheit, als auch durch ihr sonstiges Aussehen. Sie tragen sich in der Regel westeuropäisch, nur führen sie den Fez anstatt des Cylinders oder eines sonstigen Hutes. Eine durchschnittlich oder wenigstens vorwiegend griechische Bevölkerung findet man in der ganzen Gegend östlich von Saloniki, in jenem Hinterlande der drei Vorgebirge Cassandria, Sithonia (Vongos) und Athos (Hagion Oros). Dieses Hinterland führte in hellenischen Zeiten wegen seines Reichthums an Edelmetallen den Namen Chalkidike, Erzland. Aristoteles erzählt, das Land bestehe aus 32 freien Städten, welche sich zu dem chalkidischen Bunde vereinigt hatten; Olynth war die Bundeshauptstadt. Heute ist an die Stelle des antiken Namens eine aus Türkisch und Griechisch gemischte Bezeichnung getreten, welche dasselbe bedeutet. Das Land heißt Madeno-Choria, vor dem türkischen Maden, Erz, und griechischen Choria, welches Landschaft oder Dörfer bedeutet. Gewiß ist, daß die hier lebenden Griechen feine Leute sind und daß schwerlich slavisches Blut in ihren Adern fließt. Daß sie die Nachkommen der vormalig hier wohnhaften alten Hellenen sind, ist freilich

bestritten. Wahrscheinlicher ist es, daß sie unter der byzantinischen Herrschaft und unter Begünstigung durch dieselbe, etwa im 7. oder 8. Jahrhundert, sich hier angesiedelt haben. Ueberhaupt haben die byzantinischen Kaiser stets nach Kräften gestrebt, die slavischen Eindringlinge von der Küste und den Hauptseeplätzen sowohl als auch von der Via Egnatia, welche Constantinopel mit Saloniki und Saloniki mit dem adriatischen Meer verband und gleichsam die wichtigste und kürzeste Verkehrs-Ader zwischen dem Rhomäer-Reiche des Westens und dem Rhomäer-Reiche des Ostens bildete, möglichst ferne zu halten. Von Zeit zu Zeit wurden sogar die hier (und namentlich auch in die Minen-Distrikte von Madeno-Choria) eingedrungenen Slaven zwangsweise nach Anatolien (Klein-Asien) transportirt und durch Griechen ersetzt, welche man von Constantinopel, dem Bosphorus und Kleinasien aus importirte. Seit der Türkenherrschaft haben allerdings diese etwas gewaltthätigen Hellenisirungs-Versuche aufgehört. Allein ihre Nachwirkungen treten auch heute noch überall deutlich zu Tage.

Die Westeuropäer stimmen darin überein, daß ihnen die Griechen sympathischer sind, als die türkischen Slaven. Die Griechen versichern uns ihrerseits desselben von ihrem Verhältniß zu „Franken“ und Russen zu Gunsten der Erstern. Man darf ihnen freilich nicht alles auf das Wort glauben. Sie sind außerordentlich geschwätzig, zuvorkommend und höflich. Während der Türke Dich einfach „Efendi“ nennt, geht der Grieche schon einen Schritt weiter und redet Dich „Efendeia“ (ἐφευδέια) oder „Ihro Herrlichkeit“ (ἡ ἐφευδέια σαῶ) an.

Mir sagte ein in Saloniki angeessener Grieche:

— „Verwecheln Sie uns Griechen in der Türkei weder mit den türkischen Bulgaren und Serben, noch auch mit den Griechen auf der Halbinsel Morea. Die hellenische Abkunft der letzteren mag angefochten werden können. Mit

den ersteren haben wir nur das religiöse Bekenntniß gemeinsam; das kirchliche Band mit denselben aber ist größtentheils schon zerrissen, seitdem sich die Serben, Montenegriner und Bulgaren unter Führung Rußlands von dem Patriarchat in Constantinopel losgesagt haben, an welchem wir Hellenen unabänderlich festhalten, wie die westeuropäischen Katholiken an dem Primat des römischen Papstes. Was uns, die Griechen, anlangt, so sind wir weit entfernt, das Band mit den übrigen Christen in Europa, mit den römischen und mit den protestantischen Lateinern (es fiel mir auf, daß er auch die Protestanten als Lateiner bezeichnete) zerreißen zu wollen. Wir betrachten dieselben als unsere Glaubensbrüder, *δμόπιστοι*. Allein die Slaven betrachten Euch als Ungläubige und haben den Riß zwischen der christlichen Kirche des Westens und der des Ostens unheilbar gemacht. Wir Griechen schwärmen weder für Rußland, noch für den Panславismus. Im Gegentheil wir verabshenen den letzteren. Denn wir fürchten, daß er uns auffrißt. Wer in aller Welt ist mehr bedroht von dem Panславismus, als wir, die Nachkommen der alten Hellenen, und die Rumänier, die Nachkommen der alten Römer in Dacien? Beide Nationen sind von Slaven durchsetzt und umgeben. Die Gefahr, welche uns von den Türken drohte, haben wir glücklich beschworen. Wir haben Jahrhunderte hindurch den Glauben, die Sprache und die nationalen Sitten unserer Vorfahren mit einer Zähigkeit und einem Erfolge festgehalten, welche allein schon hinreichen sollten, unsere Existenz als eine berechnigte anzuerkennen. Die Türken sind uns heute nicht mehr gefährlich. Das kleine Königreich Hellas genügt vorläufig, um, wenngleich mit unzureichenden Kräften, das vestalische Feuer unserer Nationalität aufrecht zu erhalten. Die europäische Diplomatie hat seine Grenzen jämmerlich zugeschnitten, wie das ja so ihre Gewohnheit ist. Diese Grenzen sind zum Sterben zu weit und zum Leben

zu enge gezogen. Aber gerade deshalb betrachten wir sie als auf das Wachsthum eingerichtete. Mögen die Slaven jenseits des Balkan machen, was sie wollen. In dem Lande diesseits des Balkan sind die Hellenen das einzige Kultur-Volk. Ich weiß recht wohl, das Königreich Hellas hat in Westeuropa die Sympathieen verloren, welche ihm vor einem halben Jahrhundert so lebhaft entgegenkamen. Aber das ist Unrecht. Denn es ist ja Schuld der europäischen Diplomatie, daß ihm der zur Entfaltung der hellenischen Kraft erforderliche Raum abgeschnitten worden ist. Man hat riesige finanzielle und internationale Lasten auf seinen schwachen Körper geladen. Es trägt sie mit Mühe. Aber glauben Sie mir, wir Griechen außerhalb Hellas, obgleich dies kleine Hellas in seiner jetzigen Gestaltung und Entwicklung gewiß nicht unser Ideal und das Ziel unserer Wünsche ist, wir Griechen im Ausland werden es nicht untergehen lassen, und wenn wir uns mit dem zehnten Theil unseres Einkommens freiwillig zu dessen Gunsten besteuern sollten. Wir haben das Vertrauen zu Rußland verloren. Namentlich seit 1868, wo es dem Aufstande unserer Compatrioten in Candia (Kreta) gegenüber eine so seltsame Rolle spielte und wo es nur die Weisheit des Tsaren verhindert hat, daß Rußland ein hellenisches Land aus französischen Händen zum Geschenk nahm. Wir wollen nicht russisch werden; wir wollen auch nicht, daß der südliche Theil der Balkan-Halbinsel, oder sagen wir richtiger: das Land südlich vom Balkan-Gebirge russisch werde. Noch weniger wollen wir die Unterthanen kleiner slavischer Wojwoden oder Anäse werden. Welches Schicksal uns von derselben droht, sehen wir in Serben. Nirgends werden die Nicht-Slaven, die Griechen sowohl als die Rumänier, schlechter behandelt. Mit Recht hat Rumänien das ihm von Serbien angetragene Schutz- und Trutz-Bündniß zurückgewiesen. Mit Recht beklagen sich die Rumänier, daß ihre Compatrioten, deren

beinahe eine Viertelmillion in Serbien wohnt, wie He-  
loten behandelt, ihrer Sprache, ihrer Schule und ihrer  
Kirche beraubt werden. Und diese Serben, welche nicht  
besser sind als die Türken, wollen die Vorkämpfer des  
Nationalitäten=Princips sein. Wir glauben nicht, daß der  
Augenblick des Verfalls der Türkei schon gekommen ist. Die  
Galgenfrist, welche ihr noch gewährt ist, wollen wir be-  
nutzen, um unserer hellenischen Nationalität die Wege zu  
bahnen. Wir werden aber unter allen Umständen nur un-  
sere eigenen Interessen wahren. Wir werden hellenische  
Politik machen und nicht serbisch=bulgarische, nicht slavische,  
nicht russische Politik. Wir werden uns hüten, das Thier  
zu spielen, welches für Andere die gebratenen Maronen aus  
der glühenden Asche holt."

Ich gebe diese Aeußerung wörtlich wieder, wie ich sie  
vernommen. Mag Jeder darüber denken was er will.  
Soviel wenigstens scheint sie mir zu beweisen, daß die  
„orientalische Frage," d. h. die Frage der europäischen  
Türkei, nicht so einfach ist, wie Viele sich dieselbe vor-  
stellen. Laßt mich nur noch hinzufügen, daß an demselben  
Tage, an welchem ich diese Aeußerung von einem Griechen  
in Saloniki hörte, mir ein Türke sagte:

— „Vielleicht kann man uns aus Europa vertreiben.  
Ich bezweifle es zwar; denn während des Krim=Krieges  
waren wir an der Donau stets Sieger über die Russen.  
Aber wenn man es auch könnte, so sollte man es nicht thun.  
Denn in Asien sind wir Herren, wir die Muhamedaner,  
und das Schicksal der dort so zahlreichen europäischen Christen  
liegt in unsern Händen."

Derselbe Türke erkannte an, daß die in dem heutigen  
Griechenland wohnhaften Türken keine Ursache zur Be-  
schwerde fänden und von der ihnen vorbehaltenen Auswan-  
derungsfreiheit nur wenig Gebrauch gemacht hätten. In  
der That wohnen noch ziemlich viel Türken, mindestens

1000 Seelen, in Hellas, namentlich auf Negroponte (Euböa). Die Griechen versichern, sie seien loyale Unterthanen. In dessen soll das wohl weiter nichts heißen, als sie huldigten dem Fatalismus und kümmerten sich nicht um Politik, was in dem heutigen Griechenland vielleicht das Klügste ist was man thun kann.

Wenn die Griechen behaupten, sie seien das einzige Kultur-Volk südlich des Balkan, so können sie Etwas für sich anführen. Das ist ihre Thätigkeit für Hebung der Volksschule. Natürlich nur der griechischen Volksschule. Natürlich auch nur mit ihren eigenen, durch freiwillige Beiträge aufgebrauchten Mitteln. Denn daß die türkische Regierung, welche noch nicht einmal ihre Schulden verzinsen und die zur Existenz und Nothwehr des Staats absolut notwendigen Ausgaben bestreiten kann, für dergleichen Zwecke kein Geld übrig hat, versteht sich von selbst.

So hat z. B. Dr. Demetrios Marulis ein griechisches Lehrer-Seminar errichtet, und zwar in Seres (auch Serres oder Siros genannt), etwa zwei Tagereisen von Saloniki gelegen, unweit der Stelle, wo der Fluß Strymon in den Lakthno mündet, welcher See eher den Namen eines „Sumpfes“ verdiente. Herr Marulis ist in Epirus geboren und hat seine Studien in Athen gemacht. Hierauf war er Lehrer in Smyrna. Auch studirte er in Deutschland, namentlich in Tübingen, München und Berlin, und hat dann, nachdem er eine Zeit lang Direktor des griechischen Gymnasiums in Saloniki gewesen, das Lehrer-Seminar in Seres gegründet, welche Stadt 35,000 Einwohner, meistens griechischer Herkunft, zählt. Die von ihm ausgebildeten Lehrer finden Verwendung in den griechischen Volksschulen Macedoniens. Auch hat er auf Ausbildung von Lehrkräften für griechische Handels- und Gewerbeschulen Bedacht genommen.

Herr Marulis, welcher die Mittel zur Unterhaltung

seiner Anstalt vorzugsweise seinen hellenischen Compatrioten verdankt, hat übrigens auch Gönner in Deutschland, unter welchen genannt zu werden verdienen: der Staatsminister a. D. von Bethmann-Hollweg; Prof. Freiherr von der Goltz; Prof. Dr. Erwin Rasse; Dr. theol. Fabri in Barmen; Prof. Dr. Curtius; Hofprediger Frommel in Berlin; Commerzienrath Chevalier, Reichstags-Mitglied in Stuttgart u. s. w.

Das deutsche Comité, welches sich die Unterstützung der Anstalt zum Zweck gesetzt und seinen Sitz in Bonn hat, erließ unter dem 30. Juni 1875 ein Circular über die Zwecke dieses Seminars und über die Mittel, mit welchen es diese Zwecke verfolgt.

Hier interessirt uns weder die technische, noch die finanzielle Seite, wohl aber die nationale. In dieser Richtung finden wir in dem Schreiben folgende Stelle:

„Zu den humanistischen und religiösen Gesichtspunkten, die diese Anstalt empfehlen, gesellen sich auch nationale. Alle großen Nationen Europa's wirken im Oriente. Die panslavistische Propaganda ist überaus thätig. Frankreich nicht minder im Gefolge meist von Jesuiten geleiteter Missionen und Schulen; England und Amerika arbeiten in mancherlei wohlgemeinten, doch oft fehlgreifenden Missionsversuchen, auch vereinzelt wissenschaftlichen und humanen Unternehmungen; Deutschland, dem die Stimmung der Griechen, der Nation, in der wesentlich die Zukunft des Orients liegt, jetzt lebhaft entgegenkommt, ist vor Allem berufen, die Grundlagen der Kultur in Wissenschaft und Humanität, in christlichen Liebeswerken, dem griechischen Volke, dem Oriente wieder zu bringen. Die Arbeit des Herrn Marulis bewegt sich ganz in der hier bezeichneten Grundrichtung.“

Vielleicht ist auch dieser Passus geeignet, ein kleines Bild von dem in der Türkei herrschenden Durcheinander zu

geben. Wir wollen keiner dieser Bestrebungen ihre relative Berechtigung absprechen, und am wenigsten der des Herrn Maruliz. Aber vor Allem ist es uns darum zu thun, zu zeigen, wie viele nationale, confessionelle, interconfessionelle und internationale Fäden hier durcheinander laufen auf diesem Boden, von welchem so Viele glauben, er sei bewohnt von einer großen einheitlichen Schaar von Christen, welche die in sich homogene und einige Majorität bilden, und von einer kleinen türkischen Minorität tyrannisirt werden. Wäre dem so, dann würden die Söhne des Osman schon lange aufgehört haben zu regieren.

Meines Erachtens irrt Herr Dr. Friedrich von Hellwald, wenn er in seiner sonst sehr verdienstvollen Abhandlung über „die Ethnologie der Balkan-Länder“ (Vierter und Fünfter Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München, redigirt von C. Arnolds, München, 1875, S. 52) ohne allen Vorbehalt erklärt:

— „Bei allen ihren sonstigen Vorzügen repräsentiren die Griechen in der Türkei kein Kultur-Element, wohl aber die Slaven.“

Er selbst hebt eben so richtig als nachdrücklich hervor, wie die Griechen — mögen sie nun byzantinischen oder hellenischen Ursprunges sein — ihre Sprache, und wenigstens einen Theil ihrer Kultur, durch Jahrhunderte äußerster Bedrängniß hindurch aufrecht erhalten und eine ganze Reihe anderer Völker ganz oder theilweise hellenisirt haben. Letzteres gilt namentlich von Slaven, Tataren und Illyriern. Wenn man nun allgemein annimmt, daß, soweit es den Deutschen gelungen ist, Slaven zu germanisiren, dies eine Folge überwiegender Kultur war, so kann man dies bei den Griechen wohl um so weniger bestreiten, da sie niemals im Besitze einer staatlichen Gewalt waren, welche sie zu dem gedachten Zwecke hätte in Anwendung bringen können.

Die Griechen haben mit den Juden die kosmopolitische

Expansivkraft und Accomodationsfähigkeit und zugleich die Zähigkeit und den Zusammenhalt gemeinsam. Dazu kommt dann noch ihr Talent, andere Völker sich zu assimiliren, während sie selbst sich nicht von Andern absorbiren lassen.

Gewiß sind von den jetzt griechisch redenden Menschen außerordentlich viele slavischen Ursprungs. Allein es ist für jeden auch nur oberflächlichen Beobachter leicht, den an Geist und Körper ein wenig plumpen albanesischen oder slavischen Griechen von dem hellenischen Griechen zu unterscheiden, welcher letztere sowohl körperlich als geistig weit feiner ist.

Die hellenisirten Slaven zeigen mehr Neigung zum Hirten-, Räuber- und Soldaten-Leben. Sie haben, wie Herr von Hellwald ganz richtig sagt, bucolisch-kriegerische Lebensneigungen.

Die wirklichen Griechen aber neigen sich, soweit sie das Festland bewohnen, zum Kaufmanns-Veruf, und soweit sie die Inseln bewohnen, zum Seedienst. Es ist ganz erstaunlich, wie häufig uns die hellblau und weiß gestreifte griechische Flagge in diesen Meeren begegnet.

Beiden, den Nachkommen der Byzantiner und der Hellenen sowohl, als auch der hellenischen Slaven, gemeinschaftlich ist die Abneigung gegen ernsthaft und intensiv zu betreibende Landwirthschaft und gegen Handwerke aller Art. An dieser Abneigung krankt in wirthschaftlicher Beziehung namentlich das Königreich Griechenland. Zwischen Hirten und Aepfhten auf der einen, und Gelehrten, Beamten, Officieren und Priestern auf der anderen Seite will sich keine rechte Zwischenschicht bilden. „Alles will Schreiber werden!“ klagte mein griechischer Führer.

Auch in Saloniki sind die Griechen Alles, nur nicht Handwerker und nicht Bauern. Sie sind Dienstboten und Kellner, Lehrer und Aerzte, Gartlöche und Schenkwirthe, Krämer und Kaufleute, aber sie bebauen nicht das Land

und sie pflegen kein Handwerk, höchstens mit Ausnahme der Bäckerei und Konditorei.

Ich glaube ich habe schon gesagt, daß die Hellenen in der Türkei meistens fränkische Kleider tragen, mit Ausnahme des Fez. Dasselbe thun die besseren Stände im Königreich Griechenland. In dem letzteren ist seit den Tagen Fallmerayers eine wesentliche Veränderung eingetreten. Es sind nämlich viele griechische Familien, namentlich phanariotische, seitdem nach diesem Lande, welchem ihre Vorfahren muthmaßlich entstammen, eingewandert oder zurückgekehrt. Dieser Bestandtheil macht sich in Quantität, und noch mehr in Qualität immer mehr geltend. Auch die gebildeten Griechen, welche in westeuropäischen Ländern große kaufmännische Geschäfte besitzen und Reichthümer erworben haben, erinnern sich ihres wiedergeborenen Vaterlandes und wenden demselben Schenkungen und Vermächtnisse und Stiftungen zu, welchen namentlich Athen einige seiner neuesten und geschmackvollsten öffentlichen Gebäude verdankt. Ich halte es für nöthig, dies zu erwähnen, weil es oft vergessen wird über dem nicht bestreitbaren politischen und finanziellen Verfall des kleinen Königreichs und den trostlosen Zuständen in seinem Innern.

Diese, ich möchte sagen städtische Bevölkerung unterscheidet sich sehr wesentlich von der ländlichen, namentlich von den Palikaren und den Albanesen. Die Palikaren kommen aus dem Innern von Morea und sind, wie der witzige Edmond About sagt, daran kenntlich, daß hier der Schnürleib, das Corset, von den Männern getragen wird anstatt von den Frauen.

Jedem Westeuropäer sehr auffallend ist, namentlich wenn er zuerst die Türkei und dann das Königreich Griechenland bereist (die meisten reisen in umgekehrter Reihenfolge), in wie hohem Grade in Griechenland namentlich die unteren Volksschichten sich türkische Lebensgewohnheiten angeeig-

net haben. Der Bazar in Athen hat die größte Aehnlichkeit mit dem in Adrianopel, Saloniki, Ueschkup u. s. w. Die griechischen Frauen sind beinahe noch unsichtbarer als die türkischen. Sie sind zwar nicht so sorgfältig verschleiert und verschlossen, wie diese, aber dafür lassen sie sich noch weit weniger öffentlich sehen, auch wird jedem Fremdling die Annäherung an dieselben auf das ärgste mißdeutet und verübelt. Alles das gilt jedoch nicht von den Frauen der höheren Stände, welche ganz auf fränkischem Fuße leben, französische Moden tragen und zum Theil recht gebildet sind.

Ein im Orient allgemein verbreitetes Instrument ist der Rosenkranz. Du findest ihn bei Türken und Griechen, bei Albanesen und Arnauten, bei Bulgaren und Serben, bei Christen und Muhamedanern. Er sieht ganz ähnlich aus wie der westeuropäische Rosenkranz, dessen sich die Römisch-Katholischen bedienen, um ihre Gebete abzuführen. Ich vermuthete anfangs, daß er einen ähnlichen Zweck auch in dem Orient habe. Allein man versicherte mir, das sei durchaus nicht der Fall; und es kann auch einfach schon aus dem Grunde nicht so sein, weil sich alle Confessionen gleichmäßig desselben bedienen, obgleich ja bekanntlich die Form und der Hergang des Betens bei den Juden und den Muhamedanern und bei den verschiedenen christlichen Bekenntnissen ein sehr verschiedener ist. Auch ist er keineswegs eine Rechenmaschine, wie man glauben möchte, wenn man sieht, wie die Leute, selbst wenn sie mit einander über Geschäfte verhandeln, eifrig die einzelnen Kügelchen abzählen. Auch diese Conjectur erweist sich als irrthümlich. Vielleicht hat er einen religiösen Ursprung vormalig gehabt, aber gegenwärtig ist er in der That nicht mehr als ein Spielzeug für erwachsene Kinder, das uns Westeuropäern außerordentlich komisch vorkommt.

Hinzufügen will ich noch, daß der Grieche, wenn er

sein Staunen oder seine Bewunderung kundgeben will, ein Kreuz schlägt, und zwar in umgekehrter Richtung wie die römischen Katholiken, während der Türke in einem gleichen Fall ausruft „Masch-Allah,“ d. h. Gott ist groß, auch dieses Wunderding oder diese Wunderleistung hat er erschaffen oder zugelassen.

---

## V.

### Türken und Juden in Saloniki.

In Betreff der Türken kann ich mich kürzer fassen. Die vornehmen Türken von Saloniki sind meistens Häuser- und Grundbesitzer. Die meisten Häuser in der Stadt befinden sich in den Händen der Türken und sind an die „Kajah“ vermietet. Die Türken selbst wohnen zusammen in dem höheren, lustig gelegenen Theil der Stadt, wo es während meiner Anwesenheit brannte. Sie besitzen außerdem in der Umgebung der Stadt zahlreiche Landgüter (Tschifliks), wo sie ihre Sommerfrische halten, und große Latifundien, welche sie gegen Geld oder Naturalabgaben verpachten. Die türkischen Kaufleute zahlen hier solider als die christlichen. Sehr verrufen sind dagegen die Behentpächter.

Neben den Reichen gibt es hier auch eine zahlreiche türkische Bevölkerung, welche den mittleren und ärmeren Klassen angehört. Sie ernähren sich theils als Tagelöhner und Arbeiter, theils als Handwerker, namentlich als Gerber, Sattler, Drechsler, Weber u. dergl.

Nach einer türkischen Häuserzählung von 1853, welche Herr J. G. v. Hahn in seiner vortrefflichen „Reise durch die Gebiete des Drin und Warder“ mittheilt, zählte Saloniki damals

- 2780 türkische Häuser,
  - 1364 Häuser griechisch-orientalischer Eigenthümer,
  - 854 jüdische Häuser,
  - 50 fränkische oder lateinische,
- also 5048 Häuser im Ganzen.

Die Proportionen dieser Ziffern unter einander mögen annäherungsweise richtig sein, dagegen ist die Zahl an und für sich wahrscheinlich viel zu niedrig gegriffen. Die Bevölkerung zählte oder arbitrirte man damals auf nur 32,000 Seelen, wobei freilich die Kinder nicht mitgezählt waren. Sie betrug aber damals schon wenigstens 75,000 Seelen und ist zwischenzeitig auf etwa 100,000 gestiegen, wovon wenigstens die Hälfte Juden sind. Die Fläche, welche die Stadt mit Inbegriff der Festung bedeckt, ist über drei Quadratmeilen groß, und da die Stadt größtentheils sehr enge gebaut ist und die Häuser meistens klein sind, so kann man schon daraus abnehmen, daß es mehr als 5000 Häuser sein müssen.

Wenn ich Deine Frage über den „Charakter“ der Türken beantworten soll, so befinde ich mich in einiger Verlegenheit. An und für sich ist es schon sehr schwer, über den Durchschnitts-Charakter einer ganzen Nation oder eines Volksstammes zu urtheilen. Unwillkürlich verfällt man dabei in das Generalisiren einzelner Beobachtungen; aber nicht alle Beobachtungen eines Reisenden sind richtig, dieselben bedürfen vielmehr in der Regel noch einer Revision oder Probe, mag dieselbe auf dem Wege eines gründlichen, wissenschaftlichen Studiums, oder auf dem einer Wiederholung der Reise erfolgen; wären aber die einzelnen Beobachtungen auch unzweifelhaft richtig gestellt, so fragt es sich doch immer noch, ob diese Einzelnen-Kenntnisse hinreichen, um mittels derselben zu einer Erkenntniß des Ganzen, zu einem richtigen Gesammturtheil, zu gelangen.

Neben dieser allgemeinen Schwierigkeit kommt in der

Türkei noch eine Reihe besonderer Hindernisse hinzu. Wir „Franken“ (Westeuropäer) verstehen in der Regel nur mangelhaft Türkisch. Der Türke aber versteht in der Regel keine andere Sprache, als die seinige, und höchstens noch etwas Arabisch, welches in der Türkei die Religions- und Gelehrten-Sprache bildet, wie in Westeuropa das Lateinisch. Der Koran warnt geradezu davor, die Sprachen der Ungläubigen zu lernen. Die türkischen Großen und ein Theil der oberen Beamten spricht französisch, und ein kleiner Bruchtheil der übrigen Bevölkerung italienisch. Hin und wider findet sich auch Jemand, der Deutsch kann.

Hierzu kommt, daß ein Einblick in das häusliche Leben, die „vie intime,“ nicht gestattet und ein Eindringen in die religiöse Weltanschauung sehr schwierig ist. Unter diesen Umständen ist es also eine heikle Sache, über den Nationalcharakter der Türken zu urtheilen, und ich bitte deßhalb, mir es nicht übel zu nehmen, wenn ich mich zunächst hinter zwei Autoritäten verschanze.

Die erste ist die von W. J. Hamilton, der den Orient Jahre lang bereist und so gut studirt und beschrieben hat, daß der große Geograph Karl Ritter die deutsche Ausgabe seiner „Reisen“ mit einem empfehlenden Vorworte versehen hat.

Hamilton faßt am Schlusse seines umfangreichen Werkes sein Urtheil über die Türken dahin zusammen:

— „Ich will mit ihren guten Eigenschaften beginnen. Sie sind gastfreundlich im wahren Sinne des Wortes, im Allgemeinen mildthätig und oft hochherzig; die niedere Klasse ist durchgängig bieder, und dies betrachte ich als ihr größtes Verdienst; aber diese Tugend erstreckt sich nicht auf die höheren Klassen, wiewohl man ihrem feierlichen Wort oder Versprechen in den meisten Fällen vertrauen kann. Auf der andern Seite aber sind sie alle unwissend, düffelhaft, prahlerisch und bigott, stolz und ohne Gefühl für Ehre und

schmiegsam ohne Bescheidenheit. Selten nur werden sie den Versuchungen eines Geldgewinnes, oder dem Vortheil, den ihnen eine Lüge einzubringen verspricht, widerstehen können. In Staats- und Verwaltungssachen sind sie tyrannisch und despotisch, in der Religion streng dogmatisch und unduldsam, und in ihrer fiskalischen Verwaltung käuflich und willkürlich. Mit ihrer eigenen Geschichte sind sie ebenso unbekannt, wie mit der anderer Völker, was selbst bei solchen der Fall ist, die eine bessere Erziehung genossen, die aber durchgängig in Rücksicht ihres Charakters, ihrer Rechtschaffenheit und Ehrenhaftigkeit tief unter dem Bauer und der niederen Klasse stehen. Ihre Tugenden sind die des Wilden, der freigebig ist, weil die Natur ebenso freigebig alle seine Bedürfnisse befriedigt, und mildthätig wegen des ungewissen Besizes seiner Glücksgüter. Der reiche Mann von heute kann durch die Laune eines dem Irrthum unterworfenen Individuums morgen den Bettelstab ergreifen müssen; warum sollte er mit seinem Reichthum sparsam umgehen, da er nicht weiß, wer ihn genießen wird? So lange ein Türke arm, so lange er den Versuchungen nicht ausgesetzt war, ist er bieder; kaum aber ist er zu einem Amte erhoben, oder mit der Verwaltung öffentlicher Gelder betraut, dann widersteht sein ungebildetes Gemüth nicht mehr den Lockungen, und er wird zum Betrüger, zum Diebe. Was er sich verschaffen, woran er seine Hand legen kann, er sucht es sich anzueignen, er unterdrückt die unter ihm stehen, während er in dem Streben, sein übel erworbenes Gut zu sichern, sich seinen Obern durch Bestechung und Schmeichelei geneigt zu machen sucht. Dies allein ist ohne Zweifel die Ursache der verderblichen Sitte von Seiten der Regierung, alle Stellen an den Meistbietenden zu verkaufen, mit der stillschweigenden Erlaubniß, durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel gegen die ihm Unterworfenen wieder zu seinem Kaufgelde zu kommen. Die unheilvollen Wirkungen, die ein solches System nach sich

ziehen muß, sind nur zu sichtbar und können von keinem Fremden übersehen werden. Unter der Leitung einiger aufgeklärter Türken sind jetzt allerdings Versuche gemacht worden, die schreiendsten Uebelstände zu reformiren und unter Anderem die Verkäuflichkeit der Verwaltungsstellen abzuschaffen; doch scheint mir der Erfolg mehr als zweifelhaft. Jeder Versuch zur Umänderung und Verbesserung wird an dem bigotten Einfluß des Muhamedanismus scheitern, und die Furcht vor christlichen Einmischungen wird alle Bestrebungen, eine vernünftigeren und tüchtigeren Regierungsform einzuführen, die sich einzig und allein auf eine bessere Erziehung und ein regeres Gefühl für Moral basiren kann, untergraben und nutzlos machen.“ —

Eine andere Autorität, der große Orientalist Joseph v. Hammer sagt von den Türken: — „Necht tatarischer Abkunft, tragen sie noch die Spuren des Steppenlebens an sich, welche selbst durch ein halbes Jahrtausend der Kultur noch nicht gänzlich verwischt sind. Weder an Verstand noch an Herz von der Natur verwahrlost, sind sie es dagegen gänzlich auf dem Gebiete des Geschmacks und der Künste. Selbst die schönsten Blüthen arabischer oder persischer Dichtkunst pflegen, sobald sie durch türkische Hände verpflanzt oder auch nur berührt werden, entweder zu verwelken oder abenteuerliche Schößlinge zu treiben. Die Türken sind einfach, offenherzig, grade, mäßig, treu und dankbar, aber auch roh, ungeschliffen, habgierig und träge. Sie vereinigen die guten Eigenschaften der Nomaden mit den zweifelhaften Produkten der Halb-Kultur. Sie sind in der Regel gut, und nur ausnahmsweise schlecht, insoweit sie zur Regierung gehören oder von der Regierung verdorben worden sind.“ —

Diese beiden Urtheile stimmen im Wesentlichen mit einander überein, und ich habe allen Grund, sie für richtig zu halten.

Der Türke ist ein Junker im guten und im schlimmen

Sinne des Wortes. Er ist auferzogen in der Ueberzeugung, daß er besser sei, als alle die andern Nationen. Diese Ueberzeugung hat sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und die Leute werden durch ihre Religion darin bestärkt und bekräftigt. Auch hat die christliche Majah durch ihre servile Unterthänigkeit dazu beigetragen, das aristokratische Gefühl der Türken zu steigern.

Ich sagte scherzweise zu einem Ungarn, mit welchem ich in Constantinopel vielfach verkehrte:

— Die Türken erinnern mich vielfach an die Magyaren. Wie diese sind die sie dominirende Macht im Lande und sie schwelgen in dem Hochgenusse es zu sein; und wenn auch die Magyaren in allem Uebrigen den Türken weit überlegen sind und mit den westeuropäischen Nationen in Kultur wetteifern, so sind sie doch auch schwach in den Künsten der Administration und der Verwaltung. Das verräth die asiatische Herkunft.

Er war liebenswürdig genug, es nicht übel zu nehmen, und erwiderte lachend:

— „Nun, Ihr Germanen seid doch sine finali auch aus Asien gekommen, aus der Wiege der Völker. In diesem Punkte hätten wir also einander nichts vorzuwerfen. Dagegen acceptire ich mit Freuden Ihr Geständniß, daß wir Magyaren eifrig mitwirken an der großen europäischen Kultur-Arbeit. Und ich will Ihnen sagen, was uns dazu befähigt, und was uns überhaupt in Europa eine bessere Stätte bereitet hat, als sie die Türken gefunden und niemals finden werden. Das ist das Christenthum und die damit zusammenhängende europäische Kultur, welche die Magyaren ihrem großen Könige Stephan verdanken. In Folge dessen stehen wir ebenbürtig neben den übrigen europäischen Nationen und es existirt keine Scheidewand zwischen uns und den übrigen Völkern, welche mit uns gemeinsam die ungarische Heimath bewohnen. Dazu kommt, daß die ungarische Bevölkerung

in confessioneller Beziehung so vielfach gespalten und durcheinander geworfen ist, daß das höchste Maß von gegenseitiger Anerkennung geboten ist, und der ungarische Staat ein System der Intoleranz nicht aufkommen lassen darf, ohne seine Existenz zu gefährden. Glauben Sie mir, ich spreche nicht in den Tag hinein; ich lebe nun schon fünf Jahre in diesem Lande und komme mit allen Schichten der Bevölkerung in Berührung, namentlich auch mit den Türken. Auf Grund meiner sorgfältigen Beobachtungen spreche ich die Ueberzeugung aus, der Muhamedanismus ist es, oder wenn Sie lieber wollen, die muhamedanische Priesterschaft ist es, an welcher die Reformen scheitern. Die Priester erklären es heute noch für sündhaft, die Nichtmuhamedaner mit den Muhamedanern in bürgerlichen, wirthschaftlichen und politischen Dingen gleich zu stellen. Sie sind es, welche ihren Gläubigen diesen unausstehlichen Hochmuth einflößen, vermöge dessen sich der ärmste und niedrigste Türke immer noch für ein weit vornehmeres Geschöpf Gottes hält, als den Besten und Edelsten der „ungläubigen Hunde,“ und einen Act der Herablassung auszuüben glaubt, wenn er mit diesen überhaupt nur spricht. Dies würde noch weit stärker hervortreten, wenn die Leute nicht von Natur höflich und gutmüthig wären. Sie würden letzteres aber noch weit mehr sein, wenn ihnen ihr Glaube es erlaubte.“

— Also wollen Sie die Türken zu Christen machen? Sie rühmten doch noch soeben die ungarische Toleranz? fragte ich scherzend.

— „Gewiß, antwortete er, ich schwärme für Toleranz, und deßhalb ist vorab von „Christlich-Machen,“ von einer gewaltsamen Bekehrung, gar keine Rede.“

— Also von einer freiwilligen.

— „Nein, davon auch nicht. Es ist vorerst durchaus nicht wahrscheinlich, daß sich die Türken zum Christenthum bekehren. Schon deßhalb nicht, weil sie hier von den Chri-

sten viel Unrühmliches sehen. Diejenigen von ihnen, welche den Glauben an den Koran verloren haben, denken nicht daran, zu inem neuen Glauben überzugehen. Vielmehr glauben sie dann gar nichts; sie nennen sich auf französisch „libres penseurs,“ und das sind von Allen die Schlimmsten. Indessen ist bei Gott kein Ding unmöglich, und deshalb wollen wir diese Frage der Vorsehung überlassen. Was man aber unbeschadet des muhamedanischen Glaubens sehr wohl könnte, das wäre, die Macht der Priesterkaste brechen, welche hier größer ist, als in irgend einem Lande Europa's. Dies wird von den meisten Leuten, welche über die Türkei schreiben, ganz übersehen. Erstens sind die Priester zugleich auch die Richter, und zweitens sitzen sie in dem obersten Rathe der Krone, welcher zu Allem sein Fetva (Gutachten) abgibt. Dann aber sind sie die Hauptgrundeigentümer. Der Bauer muß, um seines Besitzes sicher zu sein, denselben in die todte Hand flüchten, und so wird das Grundeigenthum des Bakuf, des Moscheenguts, mit jedem Jahre größer. Die Grundlage einer jeden aufrichtigen Reform müßte aber die Emancipation des Bauernstandes, die Sicherung des Grundeigenthums und die Säcularisation des Bakuf sein. Und alles das wird die muhamedanische Priesterkaste, mag sie zeitweise auch noch so sehr das Wort „Reform“ im Munde führen, in Güte niemals zugeben. Wer das glaubt, ist ein Thor. Die Priesterkaste hat aber zwei unfehlbare Mittel, das Volk der Türken nach ihrem Willen zu lenken. Das eine ist die Verfügung über das Paradies, nach welchem der Türke so sehr strebt, daß er darob das irdische Dasein gradezu geringschätzt oder verachtet. Das andere ist der Appell an den türkischen Hochmuth, der seinerseits auch wieder mit dem Glauben zusammenhängt. Man stellt jede Reform als eine ketzerische Einmischung der „ungläubigen Hunde“ dar, und dies genügt, um sie zu discretiren oder gar unmöglich zu machen. Hierbei macht es auch keinen Unterschied, ob die

Reform von Rußland, von Oesterreich oder von wem sonst beantragt wird. Der wahre Priester wirft alle Gjaurs in einen Topf und haßt den Einen gerade so sehr wie den Andern.“ — — —

Ich habe mir dies Gespräch damals in Constantinopel aufgezeichnet, und da ich den ungarischen Herrn für sehr urtheilsfähig und wohl unterrichtet halte, so gebe ich seine Aeußerungen hier wieder. Ich halte sie für beachtenswerth, obgleich oder vielleicht auch weil gegenwärtig die Softas, Hodschas und Ulemas, ja vielleicht sogar auch der Scheikul-Islam allerhöchst selbst, angeblich für „constitutionelle Einrichtungen“ schwärmen. Was meine eigene Meinung anlangt, so verweise ich auf das Schlußkapitel meiner „Unterhaltungen mit dem Bäder von Bujuk-Dere.“

Ueber meine Begegnung mit türkischen Großen habe ich schon oben berichtet. Ebenso über den Kawas und die untere Volksklasse. Ich will hier nur noch anmerken, daß mir ein Deutscher, welcher schon Jahre lang in Pera lebt, versicherte, von allen weiblichen Dienstboten verdienten die türkischen den Vorzug. Sie seien wahre Muster von Häuslichkeit und Sittenreinheit, verließen das Haus nur in Geschäften, fühlten kein Bedürfniß nach Vergnügungen und dergl. und seien außerordentlich treu und zuverlässig, ihr ganzer Gedanke sei darauf gerichtet, sich ein kleines Stück Geld zu ersparen, und zwar zum Zwecke der Gründung eines Hausstandes, die junge Türkin wüßte aber ganz gewiß, daß sie keinen Mann finde, wenn auch nur der geringste Schatten eines Makels auf ihrem Lebenswandel laste.

Im Ganzen kann man also wohl das Urtheil über die Türken dahin zusammenfassen, daß dieselben von Natur gut beanlagt sind, daß aber die Berührung mit der westeuropäischen Kultur ihnen im Ganzen und bis jetzt mehr geschadet als genützt hat, und daß im Allgemeinen die Regierten besser sind, als die Regierenden. —

Meine Bilder aus Saloniki würden eine große Lücke zeigen, wenn ich nicht ausführlich von den Sephardim, d. h. von den aus Spanien nach dem Orient gekommenen Juden spräche. Ihre historischen Schicksale, welche höchst interessant sind, will ich einem besonderen Kapitel vorbehalten.

Ich habe bereits erwähnt, daß die Sephardim die Mehrzahl der Bewohner von Saloniki bilden. Ihre äußere Stellung ist eine sehr ungleiche. Es finden sich darunter Banquiers und große Kaufleute von vollendeter europäischer Bildung. Die große Mehrzahl aber ist gering bemittelt und wohnt in elenden Miethhäusern, die türkischen Grundherren gehören, welche letztere die Gebäude mit gewohnter Sorglosigkeit dem Verfall überlassen. Jede einzelne Familie erfreut sich eines großen Kindersegens, und man kann sich daher denken, wie sehr die armen Leute in diesen engen Räumen zusammengepfercht sind.

Ich erinnere mich in einer judenfresserischen Zeitung die Behauptung gelesen zu haben, daß die Juden, oder wie man jetzt sagt, wenn man sich „gewählt“ ausdrücken will, die „Semiten,“ jeder körperlichen Arbeit unfähig und abhold seien.

Wenn der betreffende Publicist sich eines Besseren belehren will, dann mag er sich nach Saloniki bemühen. Hier gibt es eine große Anzahl jüdischer Lastträger (Hamál) und Rañnführer (Raifdschi), mit welchen ich in Kraftaufwand zu wetteifern nicht den Muth haben würde, obgleich ich christlich-germanischer Abkunft und mit leidlicher Körperkraft ausgestattet bin. So ein acht Mann jüdischer Hamáls tänzeln, zusammen mit einigen zwanzig Centnern beladen, über die holperigen und stolperigen Straßen Saloniki's, als wenn sie eine Francaise aufführen wollten. Vier davon gehen vorne und vier hinten. Diese je Vier haben die Arme so unter einander verschränkt, daß sie zusammen gleichsam ein Collectivindividuum bilden und ihre Tragkraft consolidiren

oder sich solidarisch machen. Man denkt dabei unwillkürlich an das Fasces-Bündel mit der Unterschrift: „Eintracht schafft Macht,“ (oder wie es in Belgien heißt: *L'union fait la force*). Auf den vereinigten acht Schultern der vier Vorderen und auf den vereinigten acht Schultern der vier Hinteren liegen leichte lange elastische Bambus-Stangen, dort mit dem vorderen und hier mit dem hinteren Ende, und an diesen Stangen die wahrhaft ungläublichen Lasten. Tanzen nun die acht *Hamál* in gleichem Schritt und Tritt vorwärts, so gelangen die Stangen in eine harmonische Schwingung und mit ihnen die an denselben befestigten Lasten. Dadurch wird das Tragen erleichtert. Wird aber die Schwingung im Laufe der Zeit zu stark, so droht sie die *Hamál* umzureißen, und es wird dann plötzlich ein kurzer Halt gemacht. Man läßt die Sache sich austoben und dann fängt sie wieder *piano* von vorne an, sobald die Leute wieder ihre rhythmische Gangart beginnen. Dies Schauspiel ist so schön, ich möchte sagen so harmonisch, daß man die schwere körperliche Anstrengung, womit es verbunden ist, ganz vergißt und ihm von irgend einem schattigen Winkel des Hafens aus stundenlang mit Vergnügen zuzusehen im Stande ist. Dabei sind denn noch die *Hamál* munter und guter Dinge und plaudern so heiter und lebhaft miteinander, als wenn sie nicht eine schwere Arbeit verrichtet, sondern irgend einen lustigen Sport üben. Das Ganze wird erst recht räthselhaft, wenn man erwägt, daß diese *Hamál* im Sommer und im Winter beinahe unbekleidet sind und in der Regel nichts essen, als eine Kruste Brot und einige Zwiebeln oder Knoblauch, oder einige Schnitte Wassermelonen. Getrocknete Früchte, Salz-Oliven, Eier und Honig, welche hier von den mittleren Ständen gegessen zu werden pflegen, sind ihnen bereits unerschwinglich; und eine alte Henne in Reis ist das höchste Ziel ihrer Wünsche. Es wäre eine Aufgabe für unsere Physiologen, zu ermitteln, wie der menschliche Körper

bei so unzureichender Ernährung und angegriffen von den Tücken eines heißen und sumpfigen Klima's, solche Leistungen zu prästiren vermag. Auch wäre es nicht übel, wenn der Judenfresser unserer Zeitung einmal als echter Mann in ein solches Hamälconsortium eintreten wollte, um selbst zu erproben, ob er körperlicher Anstrengung eben so fähig und hold sei, wie diese „Semiten,“ welche allerdings Zeitungen weder schreiben noch lesen. Eine nicht geringere körperliche Tüchtigkeit entwickelt der Kaïbschi, welcher seinen Pfeilspitzen und Pfeilschnellen Kahn mittelst der beiden riesig langen Ruder in bewundernswerther Schnelligkeit quer durch die sich überschlagenden Wogen des Golfes, mit Gepäck und Passagieren beladen, nach und von dem Dampfer dirigirt, oder damit den breiten Golf von einer Seite nach der andern durchschneidet.

Auch Handwerker finden sich viele unter diesen Sephardim, namentlich Wäscher, Sattler, Filzmacher, Färber, Weber, (obgleich die große Teppichweber-Industrie, welche früher hier blühte, bedeutend zurückgegangen ist) und Blechschmiede. Kurz, sie treiben alles, was auch andere Leute treiben, und vielleicht würde das in Westeuropa gerade so sein, wenn wenn man dort nicht das ganze Mittelalter hindurch die Juden von den Zünften und Innungen ausgeschlossen, ihnen damit die Handwerke und andere manuelle und körperliche Verrichtungen verboten und sie lediglich auf den Verkehr mit Waaren, Geld und Credit beschränkt hätte, so daß sich auch hier wieder die Wahrheit des alten Satzes zeigt: „Zuerst machen sie ihn schuldig und dann wollen sie ihn auch noch bestrafen.“

Die Sephardim halten sich für die Inhaber der reinsten jüdischen Lehre. Ihrer Meinung nach bilden sie unter dem auserwählten Volke wieder die Aller-Auserwähltesten. Auch behaupten sie, ihr Großrabbiner stehe dem Range nach über dem von Constantinopel und sei überhaupt der oberste im Orient, wenn nicht gar in der ganzen Welt.

Eine besondere Sekte bilden wieder die Dönmeh (oder Deunmé) oder Mamini, welche, ohne Zweifel von Haus aus ebenfalls Sephardim, gegenwärtig sich zum muhamedanischen Glauben bekennen. Ihre Zahl beläuft sich in dieser Stadt auf circa 4000 Seelen. Es gehen die abenteuerlichsten Gerüchte über diese Sekte. Der Generalconsul v. Hahn hat in Saloniki selbst die genauesten Nachforschungen über sie angestellt. Ich entnehme dem Berichte, welchen er der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien darüber erstattet hat, Folgendes:

Die Sekte der Deunmé oder Mamini scheint jetzt Salonik eigenthümlich zu sein. Sie bekennen sich äußerlich zum Islam, im Geheimen aber zum Judenthum. Sie halten sich möglichst abgeschlossen und besuchen die Moscheen nur so weit nöthig, um den äußeren Anschein zu bewahren; in dieser Absicht unternimmt auch hie und da ein Deunmé eine Pilgerfahrt nach Mekka. Sie verheirathen sich weder mit Türken, noch mit Juden, selbst zwischen den beiden Sekten, in die sie zerfallen, finden keine Wechselheirathen statt.

Man weiß nichts über ihre Glaubenslehre, doch consultiren sie in streitigen Fällen über Religions- und Rechtsfragen die Rabbiner ihres Vertrauens.

Sie zerfallen in zwei Sekten, die Konjo und die Kavajero; sie verabscheuen einander in dem Grade, daß namentlich kein Kavajero mit einem Konjo in demselben Hause wohnen oder an demselben Tische essen, ja nicht einmal aus einem Glase trinken will, aus dem jener getrunken hat; er beschuldigt ihn einer ruchlosen Moral, welche sogar die Ananliebe zulasse.

Die Kavajeros sind Kaufleute und Schriftgelehrte; fast alle öffentlichen Schreiber und Bureaubeamten von Saloniki gehören zu dieser Sekte. Die Gelehrtesten verstehen auch Hebräisch. Sie haben ihre Läden in der Misir Ajarfi ge-

nannten Gegend des Bazars und bewohnen ein eigenes bei der Portu Nuova gelegenes Stadtviertel. Die Konjo sind arme Handwerker, Tagelöhner und Lastträger und leben in den höheren östlichen Stadtvierteln zerstreut.

Der Stifter der Deunmésekte ist ein gelehrter Rabbiner, Namens Sabetai Sevi, aus Adrianopel. Er trat dort vor 188 Jahren, also etwa im Jahre 1667, als Prediger einer neuen jüdischen Lehre auf, und nachdem er nicht nur in seiner Vaterstadt, sondern auch in Skopin, Salonik, Smyrna u. s. w. großen Anhang unter den Juden gewonnen hatte, erklärte er sich sogar für den Messias und siedelte von Adrianopel nach Damaskus über.

Die erschrockene Jüdenschaft erhob sich gegen ihn und verlangte von der Pforte die Beseitigung dieser Neuerung. Sie brachte es auch wirklich bei der Pforte dahin, daß ein eigener Kubasir mit einem Verhaftsbefehle gegen Sabetai nach Damaskus gesandt wurde, welcher denselben nach Constantinopel brachte.

Als er dort vor den Großvesir geführt wurde, flüsterete ihm ein in dessen Diensten stehender Jude zu, daß er sein Leben nur durch den Uebertritt zum Islam retten könne. Denn zufolge sprach Sabetai, als er vor dem Großvesir stand und von diesem über sein Messiassthum befragt wurde, das muhamedanische Glaubensbekenntniß aus und erklärte, daß sein ganzes Gebahren nur den Zweck gehabt habe, die Aufmerksamkeit der hohen Pforte auf sich zu ziehen. Auf diese Weise rettete er sein Leben und wurde reich beschenkt entlassen. Ueber seine weiteren Schicksale ist nichts bekannt.

Auf die Nachricht von Sabetai's Uebertritt zum Islam folgte der größte Theil seiner Anhänger in jenen genannten Städten, welcher auf 1000 Familien angegeben wird, dem Beispiele ihres Lehrers und nahm äußerlich den Islam an. Mit der Zeit kehrten jedoch viele zum Judenthume zurück und begaben sich unter fremdem Namen nach Palästina, um

dort Buße zu thun. Der letzte Rest von Sabetai's Anhängern sind die Konjo von Salonik.

Zwölf Jahre nach Sabetai's Auftreten erhob sich einer seiner Schüler oder Studiengenossen, Namens Berzelai, und predigte ungefähr dieselbe Lehre wie jener. Er gewann viele Anhänger, trat aber später mit etwa 4 bis 500 Familien ebenfalls zum Islam über. Näheres über seine Lebensschicksale ist nicht bekannt. Von ihm stammt die Sekte der Kavajero.

Sie haben ein von allen Seiten mit Mauern umgebenes, streng verschlossenes Versammlungshaus, welches Husni Pascha, Gouverneur von Salonik, vor kurzem unter einem Vorwande durchsuchen ließ. Man fand darin nur eine alte Frau, welche zu dessen Schließerin bestellt zu sein erklärte. In dem großen, rings von Divans umgebenen Saal hingen ein uraltes persisches Schwert und ein langes Messer an der Wand; in einem unterirdischen Raume fand man eine Geißel; sonst war alles leer.

Vor einigen Jahren erschien ein junger Deunmé vor dem Rabi von Salonik und erklärte, daß er Muhamedaner werden wolle, weil er dies nur dem Scheine nach sei; der Rabi schickte ihn zum Pascha und dieser entließ ihn mit der Weisung, sich noch einige Tage über sein Vorhaben zu bedenken, und wenn er dann noch darauf beharre, wieder zu kommen.

Der junge Mann erschien nicht wieder und die Sache wäre vergessen worden, wenn sich der Rabi ihrer nicht nach einigen Wochen zufällig wieder erinnert hätte. Man stellte Nachforschungen an, und die Deunmé behaupteten anfangs, der junge Mann habe die Stadt verlassen und sei auf Reisen gegangen. Als man aber die Paßregister nachsah und seinen Namen nicht darin fand, gestanden die Deunmé, daß er gestorben sei. Nun wurde die Leiche ausgegraben, und man behauptet, daß sie Spuren von Erdrösselung gezeigt

habe; wie dem auch sei, die Deunmé mußten die größten Anstrengungen machen, um die Sache beizulegen.

Im Großen und Ganzen sind die Sephardim, Männer und Frauen, leidlich schöne Leute. Man vermag sie auf den ersten Blick zu erkennen und von den übrigen Einwohnern der Stadt zu unterscheiden.

Am schönsten sind die Greise, welche aussehen wie Propheten des alten Bundes, und die jungen Frauen. Letztere tragen, während sie im Uebrigen ihre Reize streng verhehlen und namentlich ihr schönes schwarzes Haar vollkommen verdecken, den Busen vollständig offen. Ein Grieche, den ich wegen dieser Sitte befragte, sagte mir:

— „Oh, das hat einen sehr einfachen Grund. Es ist so bequemer für sie und für ihre Kinder. Denn es gibt wenig Zeiten, wo sie nicht ein kleines Kind zu säugen haben.“

Ich weiß nicht, ob dies Ernst sein sollte, oder ein schlechter Witz. Denn die Griechen und die Juden lieben einander nicht, weil sie sich im Handel zu viel Concurrenz machen.

Der französische Reiseschriftsteller Isambert bemerkt, daß die jüdischen Frauen in Saloniki durch ihre Schönheit berühmt seien. Man kann das als richtig zugeben hinsichtlich der best-situirten Klasse, deren Damen an Schönheit mit den Frauen Arabiens und Spaniens zugleich wetteifern und namentlich sehr große schön geschnittene und feurige Augen haben. Auf die Masse der Bevölkerung dagegen trifft die Bemerkung Isambert's nicht ganz zu. Namentlich altern diese Frauen sehr schnell in Folge des reichen Kindersegens, des ungünstigen, fieberschwängern Klima's und der dürftigen Nahrung.

Um Dir ein individuelles Bild zu geben, will ich ein Paar Typen auf der Straße auflesen. Da siehst Du also einen älteren Herrn vom Geschlechte der Sephardim auf

einem Abfaze der stark verfallenden, aber immer noch blendend weißen Festungsmauer sitzen. Er hat das linke Bein über das rechte Knie gelegt. Seine linke Hand ruht im Schoße, seine rechte hat er an dem unteren Theile des Gesichts angelegt; an dem Zeigefinger kaut er den Nagel, mit dem kleinen Finger kratzt er sich in dem Barte. Das Gesicht ist müde, ja beinahe schläfrig und dabei doch nachdenklich und klug. Gewiß ist, der Mann philosophirt über Etwas, sei es nun irgend ein verwickeltes mercantiles Rechen-Exempel oder eine schwierige und spitzfindige Stelle im Talmud. Seine Gesichtszüge sind edel, ja beinahe vornehm. Nur ist seine Nase etwas zu lang und etwas zu hängend. Noch viel länger und viel hängender aber ist sein grauer Bart, welcher in einem spitzen und weißen Zipfel, nicht weit über dem Nabel, endigt. Sein Kopf ist in ein buntes baumwollenes Tuch — wir würden es ein Taschentuch nennen — gehüllt. Es ist regelloser geschürzt, als ein türkischer Turban, leistet aber die nämlichen Dienste. Er trägt eine mit rothen senkrechten Streifen verzierte Weste, weite Kniehosen, türkische Pantoffeln und weiße Strümpfe, deren untadelhafte Weiße bei dem Schmutze der Stadt und der Enge der Wohnungen meine Bewunderung erregt. Ueber dieser Unterkleidung, die nach meinen Begriffen für diese Jahreszeit und den Ort schon viel zu warm ist, trägt er einen großen, langen, weitköpfigen, mit Pelz verbrämten Schlafrock, derselbe ist jedoch nicht vorne geschlossen wie der russische Kasan, sondern offen, und die langen Schöße sind über die Beine geschlagen, als fürchtete der gute Mann zu frieren bei dieser Hitze, welche in einem nordischen Menschen den Wunsch weckte, in bloßem Hemde einher wandeln zu können.

Die beschauliche Ruhe des Philosophen, den ich soeben beschrieben, wird unterbrochen durch die lebhaftere, ja leidenschaftliche Ansprache einer jungen Frau, seiner Enkelein oder

gar seiner Ur-Enkelin, denn hier folgen die Generationen sehr rasch auf einander. Daß das junge und hübsche Wesen verheirathet ist, sieht man daran, daß sie ihren Busen entblößt trägt. Die Unverheiratheten pflegen ihn bis hoch zum Hals hinauf zu verhüllen. Sie ist höchstens fünfzehn Jahre alt. Alles zittert, bebt und trippelt an ihr vor Ungeduld. Sie scheint dem Alten dringliche Vorstellungen zu machen, von welchen ein anderer Mensch, bei dieser Hitze namentlich, nervös werden würde. Aber der Alte wird nicht nervös. Er hört zu mit dem freundlich-wohlwollenden Lächeln des Urgroßvaters und der beschaulichen Ruhe des Philosophen. Er läßt sich noch nicht einmal in seiner Beschäftigung stören, welche, wie ich bereits bemerkte, darin besteht, daß er gleichzeitig in seinem Bart wühlt und ein wenig an den Nägeln kaut. Die junge Frau ist schön. Sie hat große mandelförmige Augen, von langen strahlenden schwarzen Wimpern umgeben, und von etwas schweren, marmorfarbigen, majestätischen Lidern überschattet. Sie hat eine gerade griechische Nase und ihr kleiner Mund zeigt schwellende Lippen, und dahinter kleine spitze weiße Zähne. Auf dem Kopfe trägt sie ein prachtvolles goldenes Diadem. Aber der Schein trügt. In Wirklichkeit ist es bloß ein Stück Pappe, auf der auswendigen Seite mit gelbem Blech überzogen. Der Boden des Diadems ist mit einem grünen Seidenstoff ausgefüllt, welcher hinten in eine, über Nacken und Rücken herabfallende oblonge Tablette ausläuft. Das untere Viereck dieser Tablette ist mit Stickereien in Gold- oder Silberfäden geziert, welche Stickereien aus der Entfernung aussehn wie hebräische Buchstaben. Bei näherem Anblicke jedoch überzeugt man sich, daß es phantastische Arabesken sind, womit ich aber nicht gesagt haben will, daß sie nicht aus irgend einem alten Segenspruch in hebräischer uralter Frakturschrift entstanden sind. Ueber diese Kopfbedeckung ist ein leichter, hellfarbiger, schleierartiger Stoff geschlungen und unter dem Kinn in

einen Knoten oder eine Schleife gebunden. Die Haare sind hierdurch vollständig verborgen. Es gilt bei diesen Frauen für schamlos, sie sehen zu lassen; dagegen erfordert es, wie erwähnt, bei Verheiratheten der Anstand, die Büste nackt zu zeigen. So wechseln Sitten und Gebräuche mit jedem Breiten-Grade, ohne daß man sagen könnte, wer Recht hat. Die soeben von mir beschriebene Umhüllung des Hauptes ist sehr geeignet, das schöne Oval des Gesichtes und die außerordentlich feine, wachsgelbe Farbe desselben hervorzuheben. Die junge Frau trägt ein helles leinenes Gewand, an den Handgelenken besetzt mit Spitzen. Die Taille des Kleides sitzt so hoch, daß sie an die Moden zur Zeit des französischen Directoriums und der schönen Madame Tallien erinnert. Sie ist mit einem gelben Metallgürtel umgürtet. Als Obergewand dient eine dunkle Tunika mit gelbem Seiden-Besatz. Die Füße stecken in feinen griechischen Schnürstiefeln, die ein schönes Bein unter dem hochgeschürzten Rocke zeigen. Das ist jedoch eine Ausnahme. Die Regel bilden mißförnige Schlappen, wie sie die türkischen Frauen tragen; und zwar nicht zu ihrem Vortheil; denn sie bekommen dadurch einen sehr schwerfällig entenartig watschelnden Gang, während die jungen Sephardim-Frauen in ihren Schnürstiefeln in einem wahrhaft andalusischen Schritte einhersteigen, obgleich dies bei der, bereits zum öfteren erwähnten Beschaffenheit der Straßen des berühmten Seeplatzes Saloniki grade keine Kleinigkeit ist.

Ich habe Dir mit der Gewissenhaftigkeit eines Schneiders das Kostüm der jungen Frau beschrieben. Wenn Du es mit europäischen Augen betrachtest, wirst Du sagen: „Alles Tand, Flitter, unsolide Geschichten.“ Mag sein, aber schön ist es doch. Und ich hätte gerne noch länger dem Gespräche zwischen der jungen Dame und dem alten Philosophen, obgleich ich herzlich wenig davon verstand und es zuletzt auch in etwas moderirter Tonart geführt wurde, noch weiter ge-

lauscht, wenn man mich nicht zu einem Rundgange durch die Stadt abgeholt hätte, den ich Dir im nächsten Kapitel zu beschreiben gedenke.

Auch die jungen Sephardim nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Kaum sind sie acht Jahre alt, so werden die Jungen schon an schwere körperliche Arbeit gewöhnt und darauf angewiesen, sich selbst zu ernähren; und dies thut ihrer körperlichen Entwicklung durchaus keinen Eintrag. Im Gegentheil sind ihre Körper so kräftig und harmonisch entwickelt, daß sie einem Bildhauer Modell sitzen könnten.

Ich äußerte unsere deutschen Bedenken gegen die allzufrühe Verwendung der Jugend zu schwerer körperlicher Arbeit, — Bedenken, welche ja im Begriffe sind, auch in unserer Fabrikgesetzgebung überall praktischen Ausdruck zu finden. Man lachte mich aus.

— „Glauben Sie denn,“ sagte man mir, „daß, wenn ein Junge nicht schon in früher Zeit das Arbeiten gelernt, seinen Körper, seinen Geist, seine manuellen Fertigkeiten darauf eingerichtet und gleichsam dressirt hat, er später das Versäumte nachholen kann? Körperliche Arbeit lernt sich nicht mehr in reiferen Jahren, ebensowenig wie geistige.“

Auch die Hausdienerschaft, namentlich die männliche, ist hier jüdisch. Dasselbe habe ich, wenn auch nicht in dieser Allgemeinheit, in Constantinopel und Adrianopel gefunden. Die jüdischen Domestiken gelten für anständig und gewandt. Es gibt in Saloniki zwar ein Judenviertel. Allein es heißt nur deshalb so, weil es thatsächlich meistens von Juden bewohnt wird. Letztere wohnen auch in anderen Stadttheilen; ein Zwang oder eine Beschränkung existirt nicht.

Die Juden und die Türken stehen auf gutem Fuße und sind schon durch ihre gemeinschaftliche Abneigung wider die Griechen mit einander verbunden. Die große Judengemeinde regiert sich selbst mit musterhafter Ordnung. Die

wenigen Reichen gewähren den zahlreichen Armen" sehr freigebig Unterstützung. Auch im Uebrigen existirt unter den Sephardim ein sehr enger Zusammenhalt, namentlich zur Abwehr von Unbilden. Wenn Jemand z. B. einen jüdischen Diener fortjagt, oder ihn zum Fortlaufen schlecht behandelt, so wird dies durch Beschluß der Gemeinde ermittelt und es wird verboten, bei diesem Manne Dienst zu nehmen. Er wird sich dann vergeblich nach einem Andern umsehen; einen jüdischen Diener wenigstens findet er nicht eher wieder, als bis er das an dem Andern begangene Unrecht wieder gutgemacht hat.

Eine Hauptobsorge der Gemeinde ist endlich die für die Verheirathung ihrer Mitglieder und für Vermehrung des Volkes. Die Sitte fordert, daß Niemand ledig bleibt. Die Mädchen verheirathen sich schon mit 13 oder 14 Jahren, die Jungen spätestens mit 15. Die Gemeinde tritt nöthigen Falls mit ihrer Autorität dafür ein, daß diese Sitte nicht außer Acht gelassen werde. Namentlich werden Wittwen und Wittwer, wenn sie nicht zu alt sind, angehalten, sich wieder zu verheirathen. Diese Bestrebungen haben den besten Erfolg. Es wimmelt auf den Straßen von Sephardim-Kindern, welche an der mangelhaften Bekleidung und an den großen lebhaften schwarzen Augen kenntlich sind; und die meisten jungen Frauen führen ihren Säugling mit sich und scheuen sich gar nicht, denselben in Gegenwart des Publikums zu stillen. So ist es denn kein Wunder, wenn diese Bevölkerungsziffer sehr rasch wächst und von Sachkundigen jetzt schon auf wenigstens 50,000 Seelen geschätzt wird.

Zum Schlusse muß ich Dir noch von einer jüdischen Hochzeit erzählen, welcher beizuwohnen ich Gelegenheit hatte. Die Ceremonien und Gebräuche waren im Ganzen ähnlich wie bei unseren jüdischen Mitbürgern in Deutschland. Wie man mir sagte, war der Bräutigam fünfzehn und die Braut

dreizehn Jahre alt. Sie waren allerdings körperlich schon ziemlich entwickelt, gebärdeten sich aber wie Kinder, so daß es einem „fränkischen“ Verstande nicht einleuchten wollte, wie man dieses, wengleich recht hübsche, aber doch noch ein wenig in den Kinderschuhen stekende Paar mit einander verheirathen könne, anstatt es in die Schule zu schicken. Die Braut war beständig belagert von einer Schaar bejahrter Damen (minder Höfliche würden sagen: alter Weiber), welche ihr mit großer Eindringlichkeit matrimoniales Vorlesungen hielten und sie über ihre ehelichen Rechte und Pflichten (wie man mir sagte, die sexuellen nicht ausgeschlossen, nam *naturalia non sunt turpia*) ausführlich belehrten. Das Mädchen lächelte öfters mit süßer Verschämtheit, schien aber im Uebrigen munter und guter Dinge zu sein. Anders war es mit dem Bräutigam oder jungen Ehemann. Derselbe schien die ehelichen Pflichten für nicht ganz leicht zu halten. Die Andern schienen ihm die melancholische Haltung, welche er, wahrscheinlich in Folge dieser Ueberzeugung, wider Willen verrieth, etwas übel zu nehmen. Wenigstens wurden ihm einige geistige und körperliche Aufmunterungen zu Theil, wenn es erlaubt ist, Rippenstöße mit diesem Euphemismus zu bezeichnen. Ich war anderer Meinung und gab dem Bräutigam im Grunde des Herzens ganz recht.

„Dies arme kleine unwissende schwarze Karlehen Miesnick soll mit 15 Jahren schon eine ganze Familie ernähren, während in unserem hochcultivirten deutschen Vaterlande Männer von dreißig Jahren dazu noch nicht im Stande sind, obgleich sie alle hohen und niederen Schulen absolvirt und alle Examina und Rigorosa, *summa cum laude*, bestanden haben. Oh Du armer, mühseliger und beladener, unglücklicher „glücklicher Bräutigam!“

Als ich diesen Monolog inwendig in mich hinein hielt, bedachte ich freilich nicht, daß hier die Verhältnisse ganz anders sind als im Norden, und wie wenig hier der Mensch

bedarf, um leben zu können. Erinnere Dich des alten Streites über die Frage, wer am Reichsten sei, ob Derjenige, welcher am Meisten hat, oder Derjenige, welcher am Wenigsten bedarf. Hier ist dieser Streit der hellenischen Philosophen im Sinne des Sokrates entschieden: der Reichste ist Derjenige, welcher am Wenigsten bedarf. Eine ähnliche Entscheidung steht auch schon im Koran, welcher den Spruch enthält: „Glücklich ist Der, welcher tausend Diener hat, — noch glücklicher aber Der, welcher keinen einzigen Diener bedarf.“

Hierzu kommt dann noch, daß in der Sephardim-Gemeinde in Saloniki das junge Ehepaar in der Gesamtheit eine ähnliche Stütze findet, wie sie in altgermanischen Zeiten der junge Ansiedler in der Mark- oder Dorfgenossenschaft fand \*). Wie es dort nutzungsberechtigt an dem gemeinsamen Eigenthum ward, Vieh auf das Gemeinde-Almend (Alm, Alp) mitaufstreiben durfte, das Holz für sein Blockhaus aus dem Gemeindewald erhielt und ihm die Nachbarn bei der Aufzimmerung halfen, so erhält es hier bei seiner Verheirathung von allen Seiten Geschenke, man ist bemüht, ihm Erwerb und Verdienst zuzuweisen, und der Wohlthätigkeitsfinn der reichen Genossen schützt durch freiwillig und discret gereichte Gaben den Armen zum Mindesten vor dem Verhungern.

Das Interessanteste von der Hochzeit war der Schlußact. Zunächst begab sich die junge Frau in das Brautgemach, dessen Thüre auf die Gallerie und die Halle mündete, in welcher die Hochzeitsgesellschaft versammelt war. Ein großes Cortége älterer Damen begleitete sie. Sie ging mit besügelten Schritten. Dann kam der junge Ehemann an die Reihe. Er mußte halbwegs zur Thüre hinein-

\*) Ich habe dies an einem andern Orte näher dargelegt. Siehe R. Braun, Aus der Mappe eines deutschen Reichsbürgers, Bd. II. S. 235.

geschoben werden, und mein Tischnachbar, ein Deutschösterreicher, wollte sogar Thränen in seinen großen unschuldigen Kinderaugen bemerkt haben.

Ein halbe Stunde nachher entstand ein phrenetischer Jubel. Als gewissenhafter Reisebeschreiber muß ich dessen Ursache erklären. Denn sie ist charakteristisch für die Sitten, die ich beschreibe, und ich darf diesen Umstand um so weniger verschweigen, als keiner der zahlreichen Schriftsteller, welche von Saloniki handeln — als die klassischen und zuverlässigsten betrachte ich immer Fallmerayer den „Fragmentisten“ und den Generalconsul von Hahn — desselben gedenkt. Allzu zarten Seelen, die gewisse Dinge kennen, jedoch nicht nennen hören wollen, rathe ich jedoch ausdrücklich, das Folgende zu überschlagen. Die Ursache des Jubels war also die:

Aus dem Brautgemach trat eine alte Frau mit einem weißen Bettlaken, auf welchem sich einige Blutspuren befanden. Dieselben wurden nicht nur als Beweis betrachtet, daß, wie unsere germanischen Vorfahren sagten, „das Bett beschritten und das Recht erstritten“ sei, sondern als noch etwas weit Höheres und Weihevolleres, nämlich als Zeugniß der intakten Virginität der jungen Frau. Am Meisten jubelten die Verwandten der Frau, aber auch die des jungen Mannes waren nicht zurückhaltend. Man drängte sich von allen Seiten, um das Betttuch und mein Tischnachbar behauptete sogar, dasselbe werde mit Siegeln und Unterschriften versehen, dadurch in seiner Echtheit und Identität verificirt und am Ende sogar in dem Familien-Archiv der Eltern der jungen Frau deponirt. Ich weiß nicht, ob Alles das wahr ist, denn ich fand es nicht passend mich hinzuzudrängen, um zu beobachten, was da im engeren Kreise vorging, vielmehr halte ich es für geboten gegenüber den Mystereien und den Gepflogenheiten anderer Religions-Gesellschaften eine achtungsvolle Zurückhaltung zu beobachten. Auch

wußte ich von dem altmosaischen Rechte \*), welches hier an dem Sitze der „reinen und unberfälschten Lehre“ noch in voller Kraft steht, genug, um mir den Hergang erklären zu können.

Nach altmosaischem Rechte, welches jedoch später vielfach entweder hinweg interpretirt oder in *desuetudinem* gebracht worden ist, konnte der junge Ehemann nicht nur die Frau, bei welcher sich jenes Symptom der intakten Virginität nicht vorfand, verstoßen, zurückgeben und dabei Erstattung des gezahlten Kaufgeldes verlangen, sondern sie auch peinlich anklagen, wobei sie im Falle der Verurtheilung durch Steinigung getödtet wurde; und wenn der alte Michaelis in seinen Deductionen \*\*) recht hat, so ist diese Vorschrift, soweit es sich lediglich um den Scheidungsgrund handelt (also mit Ausschluß des Strafrechts, der Steinigung u. s. w.), von Christus (Matth. V, 31. 32.) bestätigt worden, obgleich das heutige Kirchenrecht der verschiedenen christlichen Confessionen nichts mehr davon wissen will.

Man kann nicht umhin, in jener Vorschrift des altmosaischen Rechtes einen Beweis hoher Sittenreinheit und Achtung des weiblichen Geschlechtes zu finden, namentlich wenn man die abweichenden Sitten anderer orientalischer Völkerschaften von Damals in Betracht zieht. Herodotos z. B. erzählt uns in seinem ersten Buche, daß jedes weibliche Wesen in Babylon, bevor es das Recht hatte, sich zu verheirathen, verpflichtet war, einmal in dem Tempel der Göttin Melytta sich preiszugeben an den Ersten, welcher kommt und der Göttin oder vielmehr ihren Priestern ein anständiges Trinkgeld bezahlt. Es scheint das ein letzter Rest

\*) Wer sich näher über Alles, was hier zur Sprache kommt, informiren will, den verweise ich auf den alten Göttinger Professor Johann David Michaelis (1717—1791) und sein „Mosaisches Recht“ Bd. II. § 92. S. 137 und ff.

\*\*) U. a. D. Seite 158.

jener Weibergemeinschaft gewesen zu sein, von welcher sich die Jungfrau durch ein solches der religiösen und nationalen Genossenschaft, an die Adresse des „Quilibet ex populo“, gebrachtes Recognition=Opfer loskaufen mußte. Wenn der alte Michaelis meint, diese Einrichtung sei wohl deshalb getroffen worden, „weil es gar kein besseres Mittel habe geben können, alle Nachfragen nach einer, bei zunehmendem Laster immer seltener werdenden Körperbeschaffenheit aufzuheben, als daß man die Virginität schlechtweg abschafft dadurch, daß man sie vorher einem Gotte zum Opfer zu bringen befiehlt,“ so ist das eine, wenn nicht frivole, dann doch ganz unhistorische Auffassung, welche verkennet, daß in den Anfangsstadien der Kultur-Entwicklung die Frauen und Kinder gemeinschaftliches Eigenthum des Stammes waren und eine Aenderung hierin erst eintrat durch den Import von Frauen, welche dem Stamme nicht angehörten und dadurch, daß man sie mittels Raubs oder Kaufs erwarb, wirkliches Privateigenthum des Einzelnen wurden.

Obgleich nun in dem altmosaischen Rechte gerade dieses Princip des Frauen-Kaufes sich sehr deutlich markirt und auch die Polygamie gestattet ist, so beweist doch der Werth, den man auf die Virginität legte (Jesaias III, 16. 18. 20. erwähnt ein eigenthümliches Mittel zur Conservirung derselben), wie sehr die Juden damals ihren Nachbar-Völkern vorausgeeilt und in diesem Sinne wirklich ein „ausgewähltes Volk“ waren, welches durch offenerzige und rückhaltlose Belehrung und zeitige Verheirathung jeder Gefahr einer Verfälschung des Familienlebens und eines Erfages der Vielweiberei durch „Vielmännerei“ vorzubeugen mußte.

Du siehst, es ist ein eigenthümlicher Boden, dieses Saloniki. Wenn man sich, lange Zeit nachdem man dort gelebt hat, wieder einmal hinsetzt, um seine Erinnerungen zu Papier zu bringen, wenn man glaubt, kleine Tablethen und Genrebilder zu malen, so ist es immer wieder der mächtige

Geist der Kultur- und Weltgeschichte, der Einen über diese Grenze hinausführt, weil diese Stadt alle alte Nationen des Orients, — als da sind die Griechen, die Assyrier und die Juden, — und alle neuen Nationen, — als da sind die Türken, die Serben und die Bulgaren —, in sich vereinigt und Den, welcher dieselben an Ort und Stelle beobachtet hat, zu Betrachtungen zwingt, zu welchen man in dem bunten und geräuschvollen Constantinopel, das zudem von „fränkischen“ Elementen beherrscht wird, kaum zu gelangen vermag.

---

## VI.

Noch ein Rundgang durch die Stadt. Alterthümer und Moscheen.

Falmerayer, der sich volle fünf Wochen in „Thessalonika“ (natürlich zieht der klassische Gelehrte die klassische Schreibweise vor, während sich der bescheidene Tourist auf das Landesübliche beschränkt) aufhielt und förmlich verliebt ist in diese Stadt des buntesten Völkermischmaschs und der ärgsten Sitten, schreibt über dieselbe:

— „Die Größe der Stadt, ihre Lage an der See, der milde Himmel, die schnelle und sichere Verbindung mit dem Occident, der lebhafteste Verkehr, der Zusammenfluß von Fremden, der duldsame Sinn der Bewohner aller Sekten, die Leichtigkeit des Erwerbes und des Lebens, verleihen dem Aufenthalt in Thessalonika einen Reiz, wie ihn sicherlich keine Stadt der europäischen Türkei besitzt. Die Luft selbst hat an dieser Küste etwas Weiches, Ionisches und zum frohen Genuß des Daseins Einladendes, was man weder in Trapezunt noch viel weniger in Athen oder in Constantinopel gefunden hat. Viel glücklicher als andere

Reisende, die immer Eile haben und gleich anfangs schon mit der halben Seele bei Katheder-Ambition, gelehrter Coterie, Handwerkszeug und Gewerbe in Europa zurückgeblieben sind, gehörte ich ganz mir selbst an, überließ mich, aller Bande ledig, zwang- und sorglos dem Freudenstrom und blieb noch einen vollen Monat in der Stadt des üppigen leichten Sinnes. Viel fehlte nicht und ich wäre den ganzen Winter geblieben. Von acht Uhr bis Mitternacht und noch länger saß ich jeden Abend im Consulat, (bei dem damaligen k. k. österreichischen Consul von Michanowitsch, einem gelehrten Kenner orientalischer und slavischer Dinge); wir lasen Altes und Neues und von Allem das Beste, redeten, recensirten, 'trieben Slavica, Kritik und Philosophie.' —

So gut wie Falmerayer hatte ich es nun freilich nicht in Saloniki. Ich war beschränkt in meiner Zeit und besaß nicht die gelehrten Hilfsmittel, welche ihm die Person und die Bibliothek des Herrn v. Michanowitsch boten. Er war im Winter hier, und ich zwischen Sommer und Herbst. Obgleich ich viel Hitze ertragen kann, so wurde es mir doch manchmal zu arg. Wenn wir Seewind hatten, und der Zephir über die ewig tanzenden dunkelblauen Wellen des Golfs herüberwehte, dann war es recht behaglich, namentlich vorausgesetzt, daß man schon Morgens in der Frühe sein Seebad genommen hatte. Kam dagegen der Wind vom Lande, aus jenen endlosen Sumpfstrecken von Amatoro, herüber, dann war es wahrhaft zum Umfallen; es war nicht nur die Hitze, sondern auch die Dichte und Schwüle der Luft, welche niederdrückte. In der That wird es den Westeuropäern recht schwer, das hiesige Klima, namentlich im Sommer, zu vertragen. Die meisten laboriren an Malaria und Wechselfieber und sind genöthigt, fortwährend ihre Zuflucht zu Chinin zu nehmen, oder gar zu einer sehr verdünnten Opiumauflösung, welche zwar das Fieber vertreibt, aber den Magen ganz außerordentlich angreift. Damit er-

halten sie sich zwar aufrecht, aber sie sehen schlecht aus und sind sehr ermattet. Man begreift es nur zu leicht, wie auch der Westeuropäer hier bald eben so träge wird, wie der Orientale. Als Tourist wird man selten von dem Fieber ergriffen. Der nordische Körper bringt eine weit größere Widerstandsfähigkeit mit und der Aufenthalt dauert nicht so lange, daß die Krankheit in diese Vertheidigungsmauer Bresche legen könnte.

Trotz der Ungunst der Jahreszeit habe ich die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten gründlich studirt und will daher hier noch einige Einzelheiten nachtragen:

Dieses Saloniki ist eine Stadt der Kirchhöfe und der Trümmer, der Alterthümer und Moscheen. Die neueren Gebäude sind, abgesehen von einer großen Kaserne vor dem östlichen Thor, einem Hospital, dem Jesuiten-Kolleg und der ottomanischen Bank, unansehnlich, größtentheils höchst ärmlich, und kaum gebaut, auch schon wieder verfallen. Es macht den Eindruck, als ob hier die Leute, niedergedrückt von dem ewigen Anblick der von schwarzen Cypressen überschatteten Kirchhöfe und der Trümmer aller jener Pracht, welche in vergangenen Zeiten die aufeinanderfolgenden Völker und Geschlechter der Menschen hier aufgehäuft, den Muth zum Dasein und Wirken eingebüßt hätten und dächten: „Wozu schön und dauerhaft bauen? Es hilft ja doch nichts! Selbst das Schönste und Dauerhafteste ist ja, wie uns hier täglich unsere Umgebung lehrt, wieder verfallen. Richten wir uns auf den Augenblick ein, Eintagsfliegen, wie wir sind! Was kümmert uns denn das morgen?“

Das Imposanteste unter den Alterthümern ist der Triumphbogen des Constantinus, errichtet zur Verherrlichung seines Sieges über die Sarmaten. Wenn man von dem Westen, vom Wardar- oder Axios-Thor aus, die innerstädtische „Via Egnatia“ beinahe bis zu Ende gegangen bis in die Nähe des östlichen oder Kala-Mari-Thores, so findet

man plötzlich die Straße durch einen quer darüber gestellten Triumphbogen unterbrochen. Der untere Theil desselben steckt tief in der Erde. Das ist in Saloniki gerade so wie in Rom und in andern uralten Städten, in welchen sich der innere Boden immer mehr durch die stets fortschreitenden Anhäufungen hebt, etwa wie ja auch ein alter Ameisenhaufen immer höher wird. Trotz dieser theilweisen Einsenkung ist jedoch der Triumphbogen immer noch von der jetzigen, erhöhten Straße aus seine zwanzig Meter hoch und macht einen imposanten Eindruck. Die Mauer besteht aus Ziegeln von großer Dauerhaftigkeit, die äußere Bekleidung aus schweren und dicken Platten von weißem Marmor. Die Reliefs, welche die Wände des Bogens zieren, sind sehr stark beschädigt. Allein wenn man sich Zeit nimmt und die Reste der Figuren, welche noch vorhanden sind, auf sich wirken läßt, so gewinnen nach und nach die verstümmelten Gestalten wieder Leben und Formen. Man erkennt menschliche und thierische Gestalten, unter letzteren namentlich auch Kameele. Man erkennt Waffen und Rüstungen und dann wieder wallende Gewänder mit klassischem Faltenwurf. Endlich entwickelt sich aus dem einen Relief ein Triumphzug und aus dem andern ein Opfer. Man wird von einem Gefühl der Wehmuth ergriffen, wenn man diese Gestalten, welche ohne Zweifel das Werk der besten Künstler damaliger Zeit sind, in diesem Zustande länger betrachtet. Oh über diese armen Gespenster, welche die Formen des Lebens verloren haben und doch auch die Ruhe des Todes nicht finden können! Man begreift beinahe die türkische Weltanschauung, welche das Errichten solcher Bildwerke verbietet, weil dieselben, sobald sie geschaffen sind, eine Seele verlangten, und wir arme Sterbliche doch nicht im Stande sind, ihnen eine Seele zu verleihen; und der Gedanke erfüllt uns mit Schauder, daß auch unsere schönen großen, westeuropäischen Städte dereinst der Barbarei verfallen

können, wie Saloniki heute, und daß dann etwa ein Australier oder Sunda-Infulaner des 28. Säculums vor einem unserer verstümmelten Triumphbogen sitzt und ähnliche Betrachtungen anstellt, wie ich hier vor dem Bogen des Constantinus.

Deutschland hat seinen Forschungsseifer auf Olympia gerichtet und dort in kurzer Frist sehr Erhebliches und Rühmliches geleistet, trotz der Ungunst der Verhältnisse und trotz der eifersüchtigen Blicke, mit welchen die öffentliche Meinung in Griechenland, wenigstens eine Zeit lang, dies Unternehmen ansah. Es wäre wohl angezeigt, wenn Einer der deutschen Gelehrten, welche in Olympia beschäftigt sind, von Athen aus einen Abstecher nach Saloniki machte. Er kostet nur einige Tage Reise und würde sich reichlich belohnen. Ich kenne keine Stadt in Europa, welche so viele Alterthümer birgt und wo so wenig geschehen ist, um sie aufzuforschen, zu erheben, zu sammeln, zu conserviren und zu beschreiben, wie gerade das alte Therma, welches sich heute Saloniki nennt. Nur die Franzosen haben bis jetzt etwas Kenntniß von diesen Schätzen genommen, namentlich haben sie, wie ich noch erwähnen werde, vier Karyatiden von hier entführt, welche das „Wahrzeichen von Saloniki“ waren. In den letzten Jahren ist aber auch von ihrer Seite nichts mehr geschehen, und wenn diese allgemeine Indolenz fortbauert, so ist zu befürchten, daß Vieles unwiederbringlich verloren geht. Das deutsche Reich würde hier nicht auf dieselben Hindernisse stoßen, wie in Griechenland. Es bedürfte hier auch keines Staatsvertrages und keiner Genehmigung durch zwei Kammern (ich wenigstens glaube vorläufig noch nicht an den türkischen Constitutionalismus). Auch wären wir hier nicht, wie in Griechenland, lediglich auf Bitten und Betteln um sogenannte Duplikate, welche es überhaupt schwerlich gibt, angewiesen; sondern könnten das, was wir erschürfen, für

ein billiges Stück Geld erwerben, vorausgesetzt, daß wir uns mit dem Groß-Besir, dem Bali von Saloniki und den Ulemahs auf einen guten Fuß zu setzen verstünden, was gar nicht so schwer ist.

Es ist wahrhaft erstaunlich, wie massenhaft sich alte Inschriften und allerlei Reste von Bildwerken aller Art, überall verwendet finden, — in den Ueberresten der Citadelle, deren Anfänge ein Werk des Kaisers Justinian, eines mecedonischen Bauernsohnes aus dem Wardar-Thale, sein sollen, — in den mit Thürmen und Zinnen gezierten Mauern, welche die Stadt auf allen Seiten umgeben, — in dem mächtigen runden Blut-Thurm (Kam-Kuleh) am südöstlichen Ende der Stadt, — in allen den Substructionen der älteren und massiven Häuser der Stadt. Und es ist Zeit, sich darum zu kümmern. Denn die Umfassungs-Mauer ist an der Hafen-Seite bereits abgetragen, und an den andern Seiten wird sie auch nicht mehr lange halten. Was sich aber an Inschriften, Marmor-Stücken 2c. vorfindet, erscheint mit dem Untergange bedroht, sobald es aus der alten Verbindung gelöst ist. Denn hier sowohl, wie in Griechenland, pflegt man mit Vorliebe Kalk aus dem feinen Marmor zu brennen, ohne alle Rücksicht darauf, ob dieser Marmorblock das Fragment eines alten Bildwerkes ist oder werthvolle Inschriften enthält. „Nitschowo,“ (Was liegt daran) sagt der christliche Slave. Der Türke aber hält es selbst heute noch bezüglich der Inschriften mit der Ansicht des Chalifen Omar, welcher seine Bäder heizen ließ mit den Büchern der großen Bibliothek in Alexandria, indem er bemerkte, wenn der Inhalt dieser Bücher mit dem Koran übereinstimme, dann sei er überflüssig, und wenn er dawider laufe, schädlich und verdammlich.

Besonders erwähnen muß ich noch jenes Alterthum, welches, wie ich bereits bemerkte, sozusagen das Wahrzeichen von Saloniki bildet und zu welchem man, obgleich nur

wenig zu sehen ist, den Fremden zuerst führt, und namentlich den westeuropäischen, um ihm zu zeigen, „wo Theodosius die christlichen Märtyrer tödten ließ.“ Ich meine die Ueberreste von der Vorhalle der Rennbahn, welche man zwischen der Juden-Stadt und der Griechen-Stadt, nicht weit von der Via Egnatia, findet. Die Rennbahn, der Hippodromos, war in byzantinischen Zeiten der Centralpunkt einer jeden großen Stadt. Die Wetten und die Kämpfe der Rennbahn wurden damals mit einem solchen Eifer betrieben, daß die hippodromischen Parteien zugleich auch die Funktionen der politischen Fraktionen und der religiösen Sekten übernahmen. Ich erinnere an die Kämpfe zwischen den „Grünen“ und den „Blauen“ und den „Nika-Aufstand“ in Byzanz. Also auch Saloniki erfreute sich eines solchen Hippodroms, und vier korinthische Säulen, jetzt eingefügt in die Fassade des Erdgeschosses eines Privathauses, bilden die Reste der Propyläen desselben. Die früher ebenfalls hier vorfindlichen vier Karyatiden, welche von den Sephardim „die verzauberten Jungfrauen“ (Das Incantadas) und von den Türken die „Engelsgestalten“ (Sureti Male) genannt wurden, suchte ich vergeblich. Man sagte mir, daß sie von einem französischen Gelehrten für die dortige Regierung angekauft und mit Erlaubniß des türkischen Gouverneurs nach Frankreich exportirt worden seien.

Bevor ich zu den Moscheen (Dschamis) übergehe, muß ich noch ein profanes Gebäude erwähnen, welches sowohl durch sein Alter als durch seine Absonderlichkeit sich auszeichnet.

Es ist der Khan, oder Han, von den Franzosen (und in Folge dessen auch von vielen nachahmenslustigen Deutschen) „das Caravanferai“ genannt, — letzteres ist ein Ausdruck, welchen ich niemals von einem Eingeborenen in der europäischen Türkei gehört habe. Ich habe in meinen „Rumänischen Plaudereien“ (Band I. S. 373) schon kurz

die Beschaffenheit eines solchen Khans geschildert und kann auf das dort Gesagte verweisen. Ich habe zwischenzeitig verschiedene solcher Khans nicht nur in Städten, wie Constantinopel, Adrianopel und Saloniki, sondern auch im Innern des Landes kennen gelernt. Die letzteren sind außerordentlich primitiv, in der Regel zur Unterkunft so wenig geeignet, daß man es vorzieht, entweder unter freiem Himmel zu campiren und bloß die Pferde in dem Khan unterzustellen, oder die Gastfreundschaft eines türkischen Beg in Anspruch zu nehmen. In neuerer Zeit findet man unter den Khandschis, d. h. unter den Männern, welchen von der Stiftung die Verwaltung des Han anvertraut ist, vielfach walachische Wirths, welche ihr Geschäft etwas besser verstehen, ein besonderes Zimmer für „Fremde von Distinction“ eingerichtet haben, und sogar einiges Eß- und Trinkbare besitzen. Auch kann man sich mit dem walachischen Khandschi zur Noth verständigen. Wenn er langsam und articulirt spricht, versteht man sein Rumänisch, und er selbst ist auch für italienische oder für lateinische Worte nicht ganz unempfänglich.

Der Khan in Saloniki soll noch aus byzantinischen Zeiten stammen, welche ebenfalls solche Räume für die Aufnahme der Reisenden, ihrer Thiere und ihrer Waaren (*Ξενοδόχειον*) kannten. Die jetzige muhamedanische Stiftung datirt von Sultan Murad II.

Das Gebäude hat einen sehr geräumigen Hof, an dessen inneren Wänden Säulenhallen herlaufen, in welche die einzelnen Zimmer ausmünden. Der Hauptraum ist ein großes Gewölbe, in welchem das Vieh und die Waaren ihre Unterkunft finden. Ein Theil des oberen Stockes dient als Verkaufshalle. An das Hauptgebäude ist eine Menge kleinerer Boutiken angefließt, welche ebenfalls geschäftlichen Zwecken dienen. Das Ganze ist außerordentlich schmutzig und verwahrlost. Es werden weder Betten, noch Speisen

und Getränke verabreicht. Jeder muß sich die Nahrungsmittel, wovon er leben, und die Decken, worauf er schlafen will, mitbringen. Das Einzige, was einen gewissen Grad von Civilisation verräth, ist eine Reihe von Kochstellen. Es fehlte nur noch die beliebte Berliner Inschrift: „Hier können Familien Kaffee kochen.“

Gehen wir nun zu den Moscheen über, deren Kuppeln, Minarehs, Höfe, Säulengänge und Brunnen der Stadt ein so pittoreskes Ansehen verleihen. Man zählt hier sechs- unddreißig Moscheen, wovon zwölf ursprünglich byzantinisch-christliche Kirchen waren und erst durch die Türken in Dschamis verwandelt worden sind. Dieser Umwandlung verdanken wir die Schonung und Erhaltung vieler Kunstdenkmale. Sogar das Parthenon auf der Akropolis von Athen haben die Türken unverlezt gelassen, nachdem sie auf dessen Spitze einen Halbmond aufgepflanzt, durch welche Art der Besitzergreifung das Eigenthum an dem Heiligthum unzweifelhaft vor der vielgestaltigen Götterwelt der Alten auf den alleinigen Allah überging. Die Türken haben Alles leidlich erhalten, und die Zerstörung der Akropolis ist vorzugsweise durch venetianisches Bombardement und englischen Raub entstanden.

Auch hier in Saloniki ging die Umformung der Kirchen in Dschamis unter Anwendung sehr einfacher Mittel vor sich. Auf die Kuppeln wurde ein Halbmond, neben die Kirche ein Minareh gesetzt, und das ehemalige Mönchswurde in ein Derwisch-Kloster verwandelt. Im Innern der Kirche aber wurden alle menschlichen Figuren vom Tüncher oder Anstreicher überpinselt. Wenn einmal die Zeit käme, wo es erlaubt wäre, diese Tünche wieder zu entfernen, würden ohne Zweifel höchst interessante, etwa dem fünften oder sechsten Jahrhundert angehörende, byzantinische Mosaiken zum Vorschein kommen, welche gegenwärtig überdeckt, aber schwerlich zerstört sind. Manchmal auch ist der bilderstür-

mende Fanatismus der Türken mit einer naiven Schonung zu Werke gegangen. In einer der umgewandelten Kirchen von Saloniki fanden sich in der Kuppel schwebende Engel. Sie mußten natürlich fort. Aber man beschränkte sich darauf, ihre Oberkörper als Bäume zu übermalen. An diesen Baum-Kronen sehen wir nun unten statt der Stämme je zwei menschliche Beine. Die Beine schaden nichts. Genug, daß es keine Menschen mehr sind. Sie sind es so wenig, wie die berühmten Löwen der Alhambra, oder auch der alte welfische, d. h. von einem Welfen aus dem Oriente mitgebrachte Löwe in Braunschweig, noch Löwen sind. Man hat ihnen bekanntlich viereckige Beine gemacht, und damit sind sie glücklich aus der Kategorie lebender Wesen in die von Symbolen übergegangen.

Die älteste dieser Kirchen ist wohl jene, welche die Griechen St. Georgios und die Türken die Orta-Sultan-Osman-Dschami nennen. Sie liegt am östlichen Ende der Stadt zwischen dem Triumphbogen und dem Kala-Mari-Thor. Sie befindet sich in einer Art Vertiefung, zu welcher man auf zahlreichen Stufen hinuntersteigt. Ihr Rotundenbau erinnert an des Pantheon. Unten bildet sie ein Octogon mit furchtbar dicken Mauern. In jeder dieser Mauern befindet sich eine Kapelle. Ueber den Pfeilern dieser Mauern und über der Kapelle sieht man eine doppelte Reihe von Fenstern. Das innere Gewölbe der Rotunde bildet eine riesige Halbkugel, abgetheilt in acht Felder. Jedes Feld zeigt Architektur-Bilder im Beduten-Styl und je zwei betende Engel. Es sind Mosaik von hohem Alter und großer Vollendung. Ich glaube, es ist hier, wo die Türken die Engel-Körper in Bäume verwandelt haben. Die übrigen Mosaik-Arbeiten sind leidlich erhalten, weil sie Vögel und Früchte darstellen. Die letzteren zeigen denjenigen Grad von Verfall, welchen der „Bahn der Zeit“ ohne menschliches Zutun verübt. Denn etwas in Verfall Gerathenes wieder

zu restauriren, das geht schnurstracks gegen alle türkischen Grundsätze. Lieber, als daß man eine Dschami ordentlich unterhält und reparirt, baut man, vorausgesetzt, daß man Geld hat, eine neue. Denn letzteres sichert unzweifelhaft die Anwartschaft auf das Paradies. Die Thaten der Türken zu dieser Kirche bestehen u. A. auch in einem hübschen Hof mit einem Brunnen für die täglich fünfmal vorzunehmenden Waschungen. Hier zeigt man auch einen alten Marmor (mit Reliefs), auf welchem stehend Paulus in Saloniki gepredigt haben soll.

Von gleich ehrwürdigem Alter, wie die Georgios-Kirche, ist jenes Gebäude, das die Türken „Eski Dschuma“ nennen, d. h. „die alte Gemeinde,“ nicht aber „der alte Freitag,“ wie Viele fälschlich behaupten. Sie liegt in der Nähe der Bazar-Straße, angeblich steht sie auf den Fundamenten eines Venus-Tempels. Venus war in Alt-Macedonischen Zeiten, da die Stadt noch Thermä hieß, die Schutzgöttin der warmen Quellen und Bäder. In derselben Rolle haben wir sie in Mehadia (siehe den ersten Band) gefunden. Die Eski Dschuma ist von Außen nur wenig sichtbar, vielmehr durch Häuser und Baracken zugedeckt. Sie zeigt den Baustyl des fünften Jahrhunderts und besteht in einem dreischiffigen Langhaus ohne Querschiff und einer runden Chornische mit drei Fenstern. Die Seitenschiffe sind im Verhältniß zum Hauptschiff sehr niedrig. Darüber befinden sich die Galerien für die Frauen. An jeder Seite finden wir zwölf Doppelsäulen. Die oberen sind jonisch, stecken aber gegenwärtig in den Mauern, mittels deren man die Frauengalerien, mit Ausnahme einiger formloser Löcher in der Wand, gänzlich gesperrt hat. Kunsthistoriker versichern, die Eski Dschuma habe eine auffallende Ähnlichkeit mit der Kirche San Giovanni Evangelista in Ravenna.

Ich habe außerdem noch folgende Moscheen, ehemalige Kirchen, besucht: San Dimitri, türkisch Kassimieh; —

Santa Sophia, türkisch *Aya-Sofia*; — und die Apostelkirche, *Scho-ül-su-dschamissi* genannt von den Türken. Ich will mich bezüglich einer jeden nur auf wenige Worte beschränken:

Die Apostelkirche ist von kleinem Umfange, aber von großer Schönheit und zeigt eine Mischung von fränkischem und byzantinischem Style, zur Erinnerung an die vorübergehende Herrschaft der Franken in Saloniki. Der fränkische Geschmack ist namentlich zu erkennen an den Kreuzflügeln, welche die Eträume überragen und gleiche Höhe mit den Eckkuppeln haben. Die Säulenkapitäle sind nicht byzantinisch, sondern west-europäisch, im Geschmacke des dreizehnten Jahrhunderts.

Das Portal ist von schönen Pfeilern getragen, ebenso die Kuppeln. Zwei Galerien sind von dem Hauptschiff durch Mauern abgeschieden. Sie bilden ohne Zweifel die Damen-Tribüne, das *Tvvalkeiov*. Die vier kleineren Kuppeln bilden Seiten-Kapellen. Das Ganze ist ein Muster seltenerzierlichkeit, aber die Türken haben es etwas verballhornt. Sie haben einen recht geschmacklosen Porticus davor gefleht und die Kirche in Mauern eingeschlossen, mit Löchern, von welchen man nicht weiß, ob es Fenster oder Schießscharten sein sollen. Innerhalb dieser Umfassungsmauern findet man türkische Begräbnisstätten. Dieselben befinden sich aber in einem solchen Zustande der Vernachlässigung, des Verfalls und der Verwilderung, daß man einen wahren Abscheu davor bekommt.

Der türkische Name *Schoül-Su-Dschami* bedeutet „Moschee zu den kalten Wassern.“ Wenn man einige Zeit vor der Moschee verweilt — ich mußte dies thun, weil der Rükter zum Aufschließen geholt werden mußte, was sehr lange dauerte —, so entdeckt man den Ursprung des Namens. Man sieht die Eingebornen mit leeren Eimern in einer schachtartigen Vertiefung verschwinden und mit gefüll-

ten Eimern wieder heraufkommen. Ich stieg, um mir die Zeit zu vertreiben, ebenfalls in die Höhle hinunter und fand dort eine Quelle schönen frischen kalten Wassers, dessen Genuß zugleich ein Gegengift gegen die Malaria sein soll, was ich indessen bezweifle. Diese unterirdische Quelle heißt Schöüf=Su.

Die Aya=Sophia ist offenbar ein etwas kleineres Nachbild ihrer berühmten Schwester in Stambul. Sie liegt an der Nordseite der Via Egnatia, etwas in der Mitte derselben, und zwar an einem freundlichen Platz mit hübschen Bäumen. Der Bau ist aus Backstein, die innere Bekleidung aus weißem Marmor. Vor der Kirche läuft jetzt ein geräumiger Porticus her, dessen hoch geschwungene Bogen auf antiken Säulen ruhen. Im Innern der Kirche findet man zahlreiche byzantinische Malereien auf Goldgrund, darunter auch eine Himmelfahrt Christi. Von Christus sieht man aber nichts mehr als die Füße, das Uebrige haben die Türken mit Kalk überstrichen.

Die Demetrius-Kirche endlich liegt zwischen der Via Egnatia und dem Hafen, in der Nähe des Konak des Gouverneurs. Sie wurde im fünften Jahrhundert auf dem Grabe des heiligen Demetrios (von den heutigen Slaven Dmitri oder Mitri genannt) erbaut und war in christlichen Zeiten die Metropolitan-Kirche von Saloniki. Während des sechsten und siebenten Jahrhunderts ist sie mehrmals abgebrannt und abwechselnd von Slaven, Normannen und Türken geplündert worden. Im Jahre 1397 verwandelte sie Sultan Bajesid in eine Moschee, später kam sie wieder in die Hände der Griechen, seit 1480 aber ist sie Dschami geblieben. Sie ist eine dreischiffige Basilica, mit einem viereckigen Vorhof, worauf sich jetzt ein schöner Marmorbrunnen für die Waschungen befindet. Von der byzantinischen Pracht ist wenig mehr zu sehn. Zerstört haben aber die Türken nichts, als die Statuen und Bilder. An

den Seiten-Kapitälern sieht man sogar noch überall das griechische Kreuz.

Auch der „heilige Leib“ des Demetrios schlummert noch ganz unbehelligt in dem Schoße der türkischen Dschami. Er ruht in einer oblongen Krypte, vor welcher sich ein halbrunder Vorraum befindet. Die Türken sind tolerant genug, die griechisch-orientalischen Christen in ihrer Verehrung des Heiligen gar nicht zu stören. Sie haben zu diesem Zwecke freien Zutritt zu der Moschee und der Krypte, in welcher letzterer sie Wachskerzen zu Ehren des Heiligen anzünden und ihre Gebete verrichten. Nur zwei Verpflichtungen sind den Christen auferlegt. Erstens müssen sie, während sie die Moschee passiren, ihre Schuhe oder, wenn sie deren tragen, ihre Ueberschuhe ablegen. Und zweitens müssen sie ihre Wachskerzen bei dem türkischen Küster kaufen, welcher dies kleine Monopol zur Verbesserung seines schlechten Dienstleistungens benützt. Die Kirche ist von einem als Hospital und Versammlungsplatz dienenden Gebäude, welches auf den Fundamenten eines niedergebrannten Klosters errichtet ist, umgeben.

Wenn die bisherigen Berichte über die Ermordung der Consuln in Saloniki richtig sind (ich habe namentlich auch den Bericht des Deutschen Reichsanzeigers im Sinne, d. d. Saloniki den 24. Mai 1876), so ist gerade hier, in den Nebenräumen dieser Moschee, in welchen bisher der Allah-Dienst der Türken und die Heiligen-Verehrung der griechischen Katholiken in Frieden neben einander herliefen, die blutige Gewaltthat erfolgt.

Man hätte einen solchen Akt des Fanatismus gerade am allerwenigsten in diesem Symbol der Toleranz und in Saloniki erwarten sollen, das schon von Fallmerayer, und seitdem häufig, als die Stadt der confessionellen Mannigfaltigkeit, aber zugleich auch des vollkommensten interconfessionellen Friedens gepriesen wird. Allein es war schon im

Herbst 1875 eine gewisse Aufregung unter der muhamedanischen Bevölkerung erkennbar. Die Leute behaupteten, es könne unmöglich mit richtigen Dingen zugehen, daß die tapfere und mächtige türkische Armee nicht schon längst dem „Bißchen Aufstand“ in der Herzegowina ein Ende gemacht habe. Daß der Padischah in Constantinopel das Geld bei Seite schaffte und der Armee nichts zukommen ließ, während doch nach dem Ausspruche Montecuculi's zum Kriegsführen dreierlei nöthig ist: „Geld, — abermals Geld, — und zum dritten Mal viel Geld,“ daß die Truppen zuweilen keine Munition, öfters keinen Proviant und in der Regel keine Löhnung erhielten, — das war den guten Leuten hier unbekannt. Sie schrieben dies Alles den „finsternen Umrrieben der ungläubigen Hunde“ zu. Die Serben, Bulgaren und Montenegriner, behauptete man, kämpften mit in den Reihen der aufständischen Herzegowiner, Rußland liefere Geld, Waffen und Munition, in Oesterreich-Ungarn würden die Flüchtlinge mit offenen Armen empfangen und wohl verpflegt, bis sie wieder zu den Fahnen der Rebellen zurückkehren könnten, und wenn auch die Ungarn (Magyaren) in dankbarer Erinnerung der von den Türken 1849—1851 genossenen Wohlthaten und in wohlverstandenen Interesse ihres Landes, der Rebellion in Bosnien abgeneigt seien, so hätten sie doch nicht die nöthige Gewalt über die Bevölkerung von Slovenien, Croatien und des Banats, um dieselben vor jeder Intervention zu Gunsten der Aufständischen zurückhalten zu können; unter diesen Umständen, da das Regiment der Türken von allen Gajurs gemeinschaftlich angegriffen werde, bleibe nichts übrig, als blutige Repressalien zu ergreifen und dadurch die Situation klar zu stellen. Man sprach zuweilen wohl von einem „allgemeinen Halsabschneiden,“ von einer Art Bartholomäusnacht u. s. w. Nun ist freilich von solchen drohenden Redensarten noch sehr weit bis zur blutigen That. Allein es ist bei solcher Stim-

mung eine Explosion sehr wohl möglich, sobald zu der vorhandenen Pulvermasse ein zündender Funke hinzukommt.

Wie gewöhnlich bei solchen Hergängen, kamen mehrere Umstände zufällig zusammen, um die Katastrophe herbeizuführen. Zunächst eine Verworrenheit der Rechtsfrage. Dann das ungeschickte Benehmen eines Eisenbahn-Beamten. Doch ich will lieber pragmatisch erzählen:

Ein Mädchen, welches 14 Jahre alt und somit großjährig ist, kann nach dortigem Recht die Confession wechseln. Es hat zu diesem Zweck nur diese Absicht auf dem Konak, dem Gouvernement, anzumelden. Solche Uebertritte von einer Confession zur andern, namentlich zum Zwecke der Verheirathung, kommen in diesem confessionsreichen Lande sehr oft vor.

Eine große Confusion entsteht aber zuweilen dadurch, daß hier jedes Volk und jede Confession in dem nämlichen einen Lande nach seinem eigenen besonderen Recht lebt, wie dies in Westeuropa zur Zeit der Völkerwanderung und der *leges barbarorum* der Fall war, in einem modernen Rechtsstaat aber absolut undenkbar ist, weil daraus tausend Reibungen entstünden.

Die Griechen behaupten nun, sie hätten ein besonderes Recht, wonach die convertirungslustige Person erst acht Tage lang mit ihren Eltern und dem griechischen Priester im Conclave verbleiben müsse und dann erst den Uebertritts-Akt vornehmen könne, und zwar auch nur in priesterlichem und elterlichem Beistand. Dies Recht erkennen die Türken als ein öffentliches nicht an.

Der Fall also war der: Eine junge Bulgarin griechisch-orientalischer Confession stieg am 4. Mai 1876 in Amatowo in den Eisenbahnzug, um sich in Gesellschaft einer alten schwarzen Türkin nach Saloniki zu verfügen, um dort ihren Uebertritt zu vollziehen.

Auf den türkischen Eisenbahnen, Pferdebahnen, Omni-

bus und Dampfschiffen gibt es überall eine besondere Abtheilung für türkische Damen. Dieselbe darf von Männern überhaupt nicht betreten werden, nicht einmal von den Beamten des betreffenden Transport-Instituts. Zutritt haben in diese Abtheilung nur solche Damen, welche sich durch die türkische Tracht legitimiren, d. h. durch die beiden Schleier, von welchen der eine von oben bis an die Augenbrauen und der andere von unten bis an die Nasenspitze reicht, und durch den großen Uebertwurf.

Die junge Bulgarin und ihre türkische Begleiterin, eine alte Negerin, hatten, beide in türkischer Frauenkleidung, Platz genommen in dem Coupé für muhamedanische Frauen. Die Mutter der Convertitin war ihr bis auf den Bahnhof nachgelaufen, und hatte, als sie die Abreise nicht hindern konnte, sich ebenfalls ein Billet nach Saloniki genommen. Unterwegs bestürmte sie den Zugführer, einen Griechen, mit Anliegen wegen ihrer Tochter. Der Eisenbahnbeamte wies sie zurück. Da gelang es ihr, ihn an seinem Diensteifer zu packen. Sie stellte ihm vor, das Mädchen sei ja noch gar nicht Türkin, folglich habe sie auch kein Recht, in der türkischen Abtheilung zu fahren, sie trage in der That auch noch bulgarische Unterkleider, wie sich der Herr Zugführer, der geehrte Effendi, ja selbst überzeugen könne. Das wirkte. Mit rusticalem Feuereifer stürzt der Beamte in die türkische Frauenabtheilung. Er erkennt die bulgarischen Unterkleider, reißt dem Mädchen den Schleier und den türkischen Uebertzieher ab und schilt sie wegen unbefugter Besteigung des türkischen Damen-Coupé's.

Alles das hätte vielleicht auf einer deutschen Eisenbahn, wo das Publikum in Betreff der Behandlung gar nicht verwöhnt, und wo der Eisenbahn-Beamte in der Regel zugleich auch Staats-Polizei-Beamter ist, gewappnet mit einer besondern Dienstlehre, mit einem obrigkeitlichen Charakter, welcher jeden Widerspruch zu einem Delikt macht, und mit einem

Dienstleid, welcher jeden faktischen Einwand zu Boden schlägt, also bei uns in Deutschland, sage ich, hätte das alles vielleicht gar kein Aufsehen gemacht. In der Türkei ist das anders. Man ist dort noch nicht an den Feldwebelton gewöhnt und man achtet die Frauen. Schon daß der Eisenbahn-Beamte die Frauenabtheilung betritt, statt sich darauf zu beschränken, vom Fenster aus die Controle und das Coupiren zu besorgen, muß dort als eine schwere Verletzung des öffentlichen Anstandes gelten. Daß aber in diesem „Heiligthum“ (Harem heißt bekanntlich der befriedete oder der heilige Platz, man nennt z. B. auch den Vorhof der Moschee so, wo die religiösen Waschungen stattfinden) ein Gjaur sogar gewaltsame Hand an eine türkische Frau legt und ihr die Zeichen ihrer Tugend und Würde, den Schleier und das Oberkleid, abreißt, das ist nach türkischen Begriffen geradezu ein Attentat auf die öffentliche Schamhaftigkeit und mußte die größte Indignation hervorrufen.

Als der Zug auf dem Bahnhof in Saloniki anlangte, wurde die junge Bulgarin von einer Schaar türkischer Frauen und Männer empfangen, welche sie zum Zwecke des erwähnten Uebertritts-Altes nach dem Konak des Wali führen wollten.

Das Unglück wollte es, daß gerade griechischer Feiertag war und sich eine große Anzahl lebhafter, neugieriger, schnatternder Griechen auf dem Bahnhof herumtummelte.

Die Negerin erhob nun ihre schreiende Stimme, um den Türken zu klagen, welcher himmelschreienden Affront der Eisenbahn-Beamte dem Mädchen angethan habe; und die bulgarische Mutter schrie nicht minder, um sich bei den Griechen über Kränkung der elterlichen Rechte zu beschweren.

So bildeten sich dann streitende Gruppen, hier die Türken, dort die Griechen. Die Türken behaupteten, daß nach türkischem Rechte die Erklärung im Konak genüge. Die Griechen dagegen bestanden darauf, daß nach griechi-

schem Rechte eine Belehrungs- und Deliberationsfrist von acht Tagen eintreten müsse. Jeder beharrte auf seinem Rechte und versagte dem Rechte des Andern die Anerkennung. Die beiderseitigen Rechte, diese *leges barbarorum*, aber widersprachen einander.

Ein ganz unhaltbarer Zustand! Ein Beweis mehr, daß ein Allen gemeinsames Gesetz geschaffen und unter einen internationalen Schutz der befreundeten Mächte gestellt werden muß. Denn die verschiedenen Rassen und Religionen im Orient sind weder Willens noch im Stande, einander gegenseitig Anerkennung und Gerechtigkeit zu gewähren. Das sieht man z. B. auch in Rumänien, wo die Türken und die Juden von den Christen geschunden werden; und in demselben Augenblick, wo die Serben aus der „Pforte des heiligen Krieges“ ausziehen, um „ihre christlichen Brüder in Bosnien zu befreien,“ erheben die Rumänen, welche das Glück haben, unter serbischem Scepter zu stehen, ihre Klagen wegen Unterdrückung; und alle diejenigen Einwohner Bosniens, welche nicht der serbischen Rasse angehören, protestiren dagegen, daß es gerade die Serben sind, welche ihnen Befreiung verheißen. Möchten doch Alle, welche heute noch glauben, die orientalische Frage sei mit dem Tranchir-Messer zu lösen, sich überzeugen, daß die Schwierigkeiten weit tiefer liegen, als daß sie mit einem bloßen Schnitte zu beseitigen wären.

Rehren wir zu dem Unglückstage zurück! Ein weiterer verhängnißvoller Zufall wollte es, daß der Wagen des amerikanischen Consuls am Bahnhofe stand, um auf diesen zu warten, und daß der Consul, welcher nach dem oberen Wardar gegangen war und mit diesem Zuge zurückkommen sollte, nicht kam. Der Consul, Herr Lazzaro, ist ein Grieche, sein Kutscher dergleichen.

Während nun der Kampf der Griechen und der Türken auf dem Bahnhofe hin und her wogte, kam ein verschlagener

Odysseus aus der Reihe der Ersteren auf den Einfall, das bulgarische Mädchen in die consularische Kutsche zu setzen und den griechischen Kutscher, der sich daraus ein besonderes Vergnügen machte, ventre à terre davonfahren zu machen.

Die Türken, welche sich die Beute durch griechische List entrisen sahen, prügelten die Griechen auf dem Bahnhofe durch und begaben sich in die Stadt, um ihren Compatrioten die Nachricht von der Verletzung türkischer Sitte und türkischen Rechts, von der Beschimpfung des Mädchens durch den Eisenbahn-Beamten und von dem Raub desselben durch die Griechen zu bringen.

Nun kam abermals ein Umstand dazwischen, der Irrthümer hervorrief. Die Eisenbahn-Verwaltung ist in deutschen und österreichischen Händen. Der oberste Beamte in Saloniki, ein Deutscher aus Böhmen, Namens Horak, schritt sofort gegen den unverständigen Zugführer ein, derselbe wurde entlassen. Auch war dieser selbst, wie bereits bemerkt, kein Deutscher, sondern ein Italiener. Allein Alles das wurde nicht so rasch bekannt, wie zu wünschen war. Die Thatsache wurde von den Türken als feststehend betrachtet: „Die Eisenbahn-Verwaltung ist deutsch; die Eisenbahn-Verwaltung hat unser Recht und unsere Sitten mit Füßen getreten; folglich sind die Deutschen mit in der Verschwörung der Griechen.“

In dieser Version wurde die Nachricht zunächst in den türkischen Kaffeehäusern und Barbierstuben verbreitet. Als der Tag anbrach, wußte die ganze Stadt Alles. Die Türken waren in furchtbarer Aufregung, welche immer nur begriffen werden kann im Zusammenhang mit dem Aufstand in Bosnien, wo „die ungläubigen Hunde den Osmanli die Nasen und die Hälse abschneiden“ (— nur das Abschneiden des ganzen Kopfes ist bekanntlich erst in §. 11 des neuesten bosnischen Revolutions-Reglements als etwas zu weit gehend verboten worden).

Am nächsten Morgen wogte in aller Frühe schon die

Masse der türkischen Bevölkerung nach dem Konak, um von dem Wali die Wahrung ihrer Rechte zu verlangen. Ich muß hier bemerken, daß Omer Fevzi Pascha, den ich im Herbst 1875 in Saloniki kennen und schätzen lernte (s. oben meinen ersten Brief aus Saloniki), kurz danach abberufen wurde. Man hat in der Türkei, oder sagen wir lieber: man hatte (denn jetzt beginnt ja angeblich eine neue Ära), den verderblichen Grundsatz, keinen Wali (Gouverneur, Oberpräsident) in seinem Wilajet (Provinz) warm werden zu lassen. Je mehr er für seine Provinz thut, desto leichter wird er mißliebig oder verdächtig. An die Stelle von Omer Fevzi Pascha kam Mehemed Keefet Pascha, ein Günstling von Abd-ul-Aziz, ein schwacher Mensch, der kein anderes Bestreben kennt, als das, nirgends anzustoßen und deshalb am liebsten gar nichts zu machen. Ich bin fest überzeugt, Omer Fevzi Pascha würde bei der Autorität, die er genoß, und bei seiner bekannten Entschlossenheit und Klugheit die Katastrophe verhindert haben.

Mehemed Keefet Pascha suchte die Menge durch Versprechungen zu beschwichtigen, er werde das Mädchen wieder herbeischaffen. Allein die Zeit verrann und das Versprechen ging nicht in Erfüllung. Die immer mehr anwachsende Menge wurde mißtrauisch und ungeduldig. Sie drang in die benachbarte Dmitri-Moschee, wo sie die Dschami, den Vorhof (Harem) und die Nebengebäude anfüllte. Durch die amtlichen Ausrufer (man weiß nicht, in wessen Auftrag) wurde zu den Waffen gerufen. Tausende von Türken erschienen mit ihren Waffen.

Der deutsche Consul Abbott und der französische Consul Moulin, welche, dies muß auf das Nachdrücklichste betont werden, bis dahin nicht das Geringste mit der ganzen Sache zu thun, und namentlich auch nicht zu Gunsten des griechischen Mädchens intervenirt hatten, erfuhren von der herrschenden Aufregung und begaben sich nach dem Konak,

um den Bali zu sprechen. Ein Schreiber des Bali weist sie nach der Dmitri-Moschee, wo sich der Bali befindet. Sie gehen dorthin und werden in ein kleines Zimmer der Nebengebäude gewiesen, wo sich auch der Bali einfindet, aber erst nach den Consuln; die letzteren waren also von dem Schreiber des Bali falsch belehrt worden. Ob absichtlich?

In dem genannten Zimmer traten nun der Bali, der Kommandeur der Zapptjes (Gensdarmen), die Ulemahs und mehrere türkische Honoratioren mit den Consuln in Berathung, während von Außen die Menge immer drohender die Herausgabe des Mädchens verlangte und es bereits feststand, daß letzteres sich bei dem amerikanischen Consul Lazzaro nicht mehr befand, sondern von den Griechen versteckt gehalten wurde, — und zwar, wie sich später herausstellte, bei einem griechischen Geschäftsmann, Namens Augerino, oder wie die Griechen sprechen: Abgerino.

Der Aufruhr wuchs. Die Herren im Zimmer hatten sich verschanzt. Sie wurden schon von der bewaffneten Menge belagert. Der Bali hatte den Kopf verloren. Statt hinauszugehn, statt den Kommandeur der Zapptjes seine Polizeisoldaten zusammentrommeln zu lassen, statt wirklich nach dem Mädchen suchen und es herbeischaffen zu lassen, — schon das erstere hätte vielleicht genügt, um die Menge zu beruhigen, das letztere sicher — beschwört er die beiden Consuln um Rettung, sie möchten doch das Mädchen herbeischaffen. Vergeblich versichern die Consuln, daß sie mit der Sache nicht das Geringste zu thun, daß sie von dem Mädchen und dessen Aufenthalt keine Wissenschaft haben. Der Bali fährt fort zu bitten, sie möchten doch an Lazzaro, den amerikanischen Consul, schreiben. Consul Moulin bleibt standhaft. Allein Herr Abbott ist endlich schwach genug, nachzugeben und damit einen falschen Verdacht zu bestärken, welchen schon der Bali durch sein unkluges Gebahren angefaßt hatte. Herr Abbott schreibt an Lazzaro und an seinen

Bruder, Alfred Abbott, und bittet sie in Anbetracht der über allen schwebenden Gefahr, das Mädchen herbeizuschaffen. Von da an galt er als Mitschuldiger, und zwar als geständiger!

Allein das Mädchen erscheint nicht, und die Menge, welche der Wali vergeblich durch inhaltslose Worte zu beschwichtigen suchte, richtet nun auf Grund des soeben erzählten unglücklichen Hergangs ihren Zorn gegen die Consuln. Man zerbricht die Thüre und die eisernen Trailen vor den Fenstern des Zimmers und dringt gewaltsam in das letztere ein. Die Consuln werden mit diesen eisernen Stangen, mit Messern, Säbeln und Knütteln getödtet. Kaum ist die verhängnißvolle That geschehn, so trifft die Nachricht ein, daß man das bulgarische Mädchen bei dem Griechen Agerino gefunden und nach dem Konak gebracht habe. Die Menge feuert eine Freudenسالbe ab und läuft auseinander. Wäre die Nachricht fünf Minuten früher gekommen, dann wären die Consuln gerettet. Niemand hat versucht, sie gegen die Wuth der Menge zu schützen.

Wer ist Schuld?

Vor Allem die Indolenz, Rathlosigkeit, Dummheit und Schwäche des Wali, des Kommandeurs der Zapptjes und der übrigen türkischen Beamten, welche theils gar nichts thaten, theils Dummheiten machten und jedenfalls ihre Pflichten nach allen Seiten verletzten.

Zweitens der Mangel der Uebereinstimmung der für die verschiedenen Rassen und Religionen geltenden Gesetze und Statuten, sowie die wechselseitige Unkenntniß und Nichtanerkennung dieser beiderseitigen Statuten.

Drittens die Mißachtung türkischer Sitten und Weltanschauungen Seitens der Griechen und Franken.

Viertens kommt endlich noch dazu ein eigenthümliches Verhängniß, ein Complex verschiedener an sich unerheblicher

Umstände, welche nur durch ihr Zusammentreffen und durch den Hintergrund, worauf die Vergänge spielten, die Katastrophe begünstigten, als da sind:

1. der griechische Feiertag am 4. Mai,
2. der disponible Wagen des Herrn Lazzaro,
3. der falsche Verdacht gegen die deutsche Eisenbahn-Verwaltung,
4. der Glaube an die Solidarität aller Consuln,
5. die Unkenntniß des Geschehenen auf Seiten des Herrn Moulin und Abbott,
6. die zufällige Verspätung der Nachricht von der Rückgabe des Mädchens,
7. die unzeitige Nachgiebigkeit des Herrn Abbott gegenüber dem grundlosen Verlangen des Wali, u. s. w., u. s. w.

Man nennt das Spiel des Zufalls. War es auch ein Spiel des Zufalls, daß Abd-ul-Aziz „starb“ an dem Tage, wo in Stambul die Nachricht von der Abfahrt der deutschen Flotte bekannt wurde? „Starb“ er, weil oder obgleich? Ich vermeide es auf solche Fragen einzugehn und beschränke mich auf obige pragmatische Zusammenstellung, welche entstanden ist aus zuverlässigen Nachrichten und aus meiner eigenen Kenntniß der Personen und Zustände, der Religionen und der Rassen, der politischen und der örtlichen Verhältnisse von Saloniki.

---

## VII.

## Kur Geschichte von Saloniki.

Die Stadt Saloniki ist weit älter, als Constantinopel, und hat den Platz, welchen dieses jetzt einnimmt, früher behauptet, oder vielmehr noch mehr als das; d. h. vermöge ihrer günstigen geographischen Lage beherrschte sie commercieell das ganze Land zwischen dem adriatischen, dem ägeischen und dem schwarzen Meer und dessen Verbindungen mit Asien und Afrika. Sehr häufig zerstört und entvölkert, hob sie sich immer von Neuem wieder aus ihrer Asche; und auch heute noch spielt sie als Handelsstadt ihre Rolle, welche in Zukunft eine noch weit bedeutendere sein wird, sobald die türkische Wardar-Thal-Bahn, welche in Saloniki mündet, in irgend einer Weise mit den croatisch-ungarisch-österreichischen Bahnen verbunden, oder gar eine Eisenbahn von Kleinasien nach Britisch-Indien hergestellt sein wird.

Die Stadt hieß ursprünglich Thermä (*Θέρμη*) von den zahlreichen Bädern und Quellen in ihrer Umgebung. Später, unter den Macedoniern, erhielt sie den Namen Thessalonika (*Θεσσαλονίκη*), d. h. der „Sieg über die Thessalier.“ Die Türken nennen sie heute noch Thessalonika, die Griechen und Italiener aber haben dem Wort die erste Sylbe abgestrichen und nennen sie Saloniki, welches heutzutage der im Orient allgemein übliche Name ist. Die slavischen und illyrischen Völkerschaften der umliegenden Dörfer und Weiler sagen schlechtweg „Silun;“ sie haben der ursprünglichen Bezeichnung Kopf und Ende zugleich abgehauen.

Das jetzige Saloniki trat in altgriechischer Zeit, wo es noch den Namen Thermä führte, zum ersten Male geschichtlich in den Vordergrund zur Zeit jenes großen Zuges zu Wasser und zu Lande, welchen König Xerxes von Per-

fien im Jahre 481 gegen Griechenland unternahm. Er hatte den Hellespont überbrücken und hinter dem Berge Athos, welcher wegen der Stürme berüchtigt war, die um dies Vorgebirge tobten, für seine Schiffe von sämmtlichen tributären und unterworfenen Völkerschaften einen Canal ausgraben lassen. Dieser Canal ist heute verschwunden, allein sein ehemaliger Lauf wird noch durch Sümpfe und Land=Seen markirt. Nachdem das Landheer auf den Schiffbrücken den Hellespont überschritten, marschirte es der Küste entlang bis Akanthos; ihm parallel ging die Flotte. In Akanthos begann der Canal, welcher hinter dem Athos durchführte. Von hier ging die Flotte durch den Canal mit Umgehung jener drei Vorgebirge, welche man heute Hagion=Dros oder Monte-Santo (Athos), Longos und Kassandra (Kessindere) nennt, direct in den Meerbusen von Thermä, jetzt Bai von Saloniki. Hier machte Xerxes längere Zeit Halt. Er sammelte sein Heer, welches auf einer Strecke von acht deutschen Meilen der Küste entlang lagerte, und ließ seine Schiffe auf das Land ziehen. Er stieg auf die Höhe über der Stadt Saloniki, auf welcher jetzt die Ruinen der Citadelle mit ihren zahlreichen Thürmen und mächtigen Mauern liegen, um von dort aus einen Ueberblick über den Zugang zu Thessalien und Griechenland zu gewinnen. Der Fürst von Larissa, welches jetzt auf türkisch Zenischer heißt und am Peneios, jetzt Salamvria liegt, hatte dem Perserkönig seinen Beistand angeboten, unter der Bedingung, daß ihm Xerxes zur Herrschaft über ganz Thessalien verhelfe.

Von dem Berge, auf welchem jetzt die alte Citadelle von Saloniki liegt, sah Xerxes vor etwa zweitausenddreihundert Jahren, was jeder wißbegierige Tourist auch heutzutage noch erblicken kann, wenn er die Mühe nicht scheut, zwischen Schutt und Geröll, Felsblöcken und verbranntem Gras, Disteln und sonstigem Unkraut hindurch, im Schweiße seines Angesichts die nicht unerhebliche Höhe zu erklimmen.

Da drüben im Süden, auf dem West-Ufer des Golfs von Saloniki erhebt sich der Olympos, zum Unterschied von dem asiatischen der „europäische“ oder „griechisch-thessalische“ Olympos genannt, heute von den Eingeborenen Olymbos Wuno der Tschese-Dagh geheißten. Er ist nicht ein einzelner Berg, sondern ein ganzes Gebirge von außerordentlich malerischen Formen, dessen höchster Gipfel in der Regel von Schneefeldern umgeben ist. Weiter südlich ragen anscheinend dicht an dem Meer, weniger imposant als der Olympos, aber immer noch mächtige Berge: der Pelion (Plessidi Oron) und der Ossa, letzterer leicht erkennbar aus den bizarrren Formen seines felsigen Gipfels, in den tiefblauen Himmel. Zwischen dem Olympos, auf der einen, und dem Pelion und dem Ossa, auf der andern Seite, gewahrt man einen tiefen Einschnitt, erkennbar durch die dunkeln blauen Schatten, welche die in den Strahlen der südlichen Sonne strahlenden Berge in denselben werfen.

Dieser Einschnitt markirt das Thal Tempe, aus welchem der Peneios dem Golfe zufließt. Dieses Thal, bei dessen Name in Westeuropa die Herzen der Gymnasiasten und der Schülerinnen „höherer Töcherschulen“ sich zu erwärmen beginnen, heißt heute Lykostomo, zu deutsch: der Wolfs-Rachen. Das Thal hat jedoch, im Gegensatz zu den meisten andern Landschaften des südöstlichen Europa, auch heutzutage noch einen Theil jener Reize bewahrt, welche es im Alterthum so berühmt machten. Zwar die Lorbeerbäume sind verschwunden, welche an jener Stelle sproßten, wo Phoibos Apollon sich im Peneios badete, um sich von dem Geifer des durch ihn getödteten Drachen Python zu säubern, — jene berühmten Lorbeerbäume, von welchen alle neun Jahre eine Deputation (Theoria) von Delphi Zweige zu holen kam, um damit die Sieger der pythischen Spiele zu krönen. Aber auch heute noch ist die Vegetation hier außerordentlich üppig. Obgleich das Thal stellenweise

sehr eng ist, wälzt der Fluß majestätisch und ruhig wallende mächtige Fluthen dem Meere zu, und während auf der linken Seite die Berge sehr steil abfallen, läßt er auf dem rechten Ufer Raum genug für einen Weg, in dessen Felsgrund wir noch die Spuren der Doppel-Räder der antiken Wagen eingedrückt finden, gerade so wie auf der Via sacra von Eleusis; und oberhalb des frischen Rasens am Flusse und der großen laubreichen Bäume ragen hoch empor die zerklüfteten und steilen Felsen, welche uns die Erinnerung an jenen Mythos wieder wecken, nach welchem hier die Giganten versuchten, den Pelion auf den Ossa zu häufen, um den Olymp zu erstürmen und die stolzen Olympier zu depoffidiren, welche letztere, damals siegreich, inzwischen auch dem gekreuzigten Gotte der Christen und später dem kriegerischen Allah der Muhamedaner erlagen. Uebrigens ist jener Mythos insoweit als berechtigt anzuerkennen, als der Anblick dieser Formationen deutlich verräth, daß in vorhistorischen Zeiten hier große geologische Umwälzungen stattgefunden haben.

Doch wir müssen aus dem „Wolfs-Rachen,“ vormalig Thal Tempe genannt, nach der Citadelle von Saloniki zurückkehren, wo wir den Perserkönig zurückließen. Xerxes schaute sich also den Olymp, den Ossa und das Thal Tempe an. Das letztere schien ihm zu gefährlich. Er wagte nicht, sein colossales Heer durch dies enge Defilée zu führen, in welchem eine Handvoll entschlossener Feinde von dem beinahe senkrecht überragenden Felsen aus einen unberechenbaren Schaden stiften konnte. Er zog die Gebirgsstraße vor, welche heute noch, über das jetzige Serasia und Fili, über die nördlichen Abhänge des olympischen Gebirges durch Macedonien, nach Thessalien führt. Der Weg war schlecht, er mußte zuvor planirt und erbreitert, es mußten Wälder gelichtet und Sümpfe ausgetrocknet werden. Allein was macht Das einem Xerxes? Er hatte zahllose Menschen-Massen zur Verfügung und glaubte, frei über seine Zeit verfügen zu können. Ein Drittel

feines Heeres wurde vorausgeschickt, um die Erd-, Entwässerungs- und Entwaldungs-Arbeit zu verrichten. Mit den übrigen zwei Dritteln blieb er in und um Saloniki. Der Wegebau dauerte über einen Monat. Es war gerade im Juli und August. Dies beweist, daß damals das Land kultivirter und das Klima gesunder war. Heutzutage würde er hier wenigstens die Hälfte seiner Riesen-Armee verloren haben. Denn es ist hier im Hochsommer jetzt sehr schwer, den Sumpf- und Wechselfiebern, welche aus den Morästen im Westen und Norden herkommen, Widerstand zu leisten. Oder waren damals die Menschen widerstandsfähiger?

Ueber diesen Gebirgsweg zog dann endlich Xerxes mit seiner Armee hinüber in das thessalische Land und in die Ebene zwischen Othrys und Oeta. Hier hatte er am östlichen Ausläufer des Oeta die Thermopylen vor sich, auf Deutsch: „das warme Thor,“ so genannt, weil hier zwei warme Quellen entspringen. In diesem Paß hielt das bekannte Häuflein Spartaner unter Leonidas die Perser, welche hier, nach Herodot, 20,000 Mann verloren, Tage lang auf. Die Spartaner errichteten ihren gefallenen Helden ein Grabmal. Leonidas wurde, unter Anspielung auf seinen Namen, durch einen aufrecht stehenden marmornen Löwen verherrlicht und durch die Inschrift:

„Unter den Thieren bin ich der Gewaltigste. Unter den Menschen  
Er, den ich halte bewacht hier in dem feinerne[n] Grab.“

Die Soldaten wurden durch die Grabinschrift gefeiert:

Mit Dreihundertmal-Zehntausenden haben gekochten  
Hier viertausend Mann peloponnesischen Stamms.“

Die Spartaner lauerten ursprünglich im Thal Tempe den Persern auf. Als sie aber erfuhren, daß die Letztern über das Gebirge durch das jetzige Thal Dérelé marschirten, zogen sie sich nach dem „Warmen Thor“ zurück.

\* Therma war damals von Macedoniern bewohnt. Wir

wissen von diesem Volke nur, daß es nicht griechisch war, obgleich später, namentlich seit König Philipp und Alexander, sich die oberen Schichten der dortigen Bevölkerung die griechische Sprache vollständig aneigneten. Die Bruchstücke der alten macedonischen Sprache, welche auf uns gekommen, sind nur dürftig, aber so viel kann man doch daraus entnehmen, daß dieselbe dem Griechischen näher stand, als z. B. die illyrisch-albanesische Sprache; der Stein, der in Athen Phella (*φέλλα*) heißt, hieß in Therma Pella (*πέλλα*); auch wurde die macedonische Sprache mit griechischen Buchstaben geschrieben. Heutzutage ist sie ausgestorben, oder es haben sich höchstens einige Rudera derselben in das Idiom der macedonischen Slaven verflochten. Im Peloponnes soll irgendwo eine kleine Völkergemeinschaft, die Tazetonier (Macedonier?) genannt, existiren, welche eine den Griechen, den Slaven und den Albanesen gleich unverständliche eigenthümliche Sprache spricht. Man behauptet, das sei Altmacedonisch, die Leute seien, laut Urkunden, welche sich in irgend einem Kloster des Hagion Oros, des Bergs Athos, befänden, vor Zeiten aus Macedonien dorthin eingewandert. Die Sage ist jedoch noch nicht zur Genüge aufgeklärt und wird es auch schwerlich jemals werden. Die Mönche auf dem Athos besitzen zwar einen reichen Schatz uralter Schriften und Urkunden. Aber ihre große Unwissenheit verhindert sie, dieselben zu benützen, oder auch nur andern zugänglich zu machen. Die guten „Kaluger“ können nicht lesen, halten die Schriften gewöhnlich verkehrt in der Hand und sind dabei so mißtrauisch, daß sie die Sachen einem Fremden zum Studium nicht anvertrauen. Die alten Griechen aber ließen sich auf fremde Sprachen nicht ein. Herodot sagt, die Hellenen allein sprächen eine menschliche Sprache, die Andern aber, die Barbaren, die Nichtgriechen, zwitscherten nur wie die Vögel.

Während des peloponnesischen Kriegs eroberten die

Athenienſer die Stadt Therma und Umgebung, gaben dieſelbe jedoch dem eingeborenen Herrſcher wieder zurück; ſpäter wurde ſie von dem ſpartaniſchen König Pausanias erobert und zerſtört.

Wieder aufgebaut hat ſie Caſſander, der Schwiegerſohn des Königs Philipp von Macedonien. Durch dieſen Caſſander erhielt ſie auch ihren jetzigen Namen. König Philipp hatte diejenige ſeiner Töchter, welche ſpäter Caſſander heirathete, aus Anlaß eines großen Siegs, welchen er um die Zeit ihrer Geburt über ſeine Nachbarn, die Theſſalier erfocht, „Thessalo-Nike“ (Theſſaler-Sieg) genannt, und ihr zu Ehren übertrug Caſſander dieſen Namen auf die Stadt, welche er im nordöſtlichen Winkel des ſchönen Golfs aus den Trümmern wieder erſtehen ließ.

Die Rolle dieſer ſo außerordentlich wohlgelegenen Stadt wuchs, je mehr die einzelnen Länder und Völker aus ihrer Iſolirung herausstraten, je mehr ſich ein völkerverbindender Verkehr zur See und auf dem Land entwickelte, und je mehr die Kleiſtaaten der Balkan-Halbinſel zunächſt von den Macedoniern und dann von den Römern aufgeſogen und in ein großes Ganzes vereinigt wurden.

Nachdem die Schlacht bei Pydna (jetzt Nitroſ), in welcher Aemilius Paulus (168 v. Chr.) den letzten macedoniſchen König Perſeus beſiegte, der macedoniſchen Herrſchaft definitiv ein Ende gemacht, ſetzten ſich die Römer hier feſt. Sie befeſtigten hier ſowohl die Stadt Saloniki, als auch das Thal Tempe. In dem letzteren hatten ſie, wie uns Titus Livius erzählt, ſchon früher, während ihres Kampfes mit den macedoniſchen Königen, vier Feſtungen angelegt. Heutzutage iſt davon keine Spur mehr zu entdecken; wahrſcheinlich handelte es ſich auch nur um eine militäriſche Benutzung der Umſtände, welche hier die Natur ſchon ſelbſt durch die baſtionartige Beſchaffenheit einzelner Feiſpartieen bietet. Während der Bürgerkriege ließ Pompejus hier in

Saloniki nicht nur seine Anhänger und seine Truppen zusammenzutreten, sondern er berief auch den römischen Senat hierher.

Nach der Ermordung Cäsars ergriff Saloniki Partei gegen die Verschwörer Brutus und Cassius und für Antonius und Octavianus. Es erhielt dafür von den Siegern sehr ausgedehnte römische Municipalrechte verliehen.

Auch während der byzantinischen Herrschaft hat Saloniki lange Zeit seine Stelle nicht nur neben, sondern sogar über Byzanz behauptet. Königin des ägeischen Meeres, war es zu Land durch eine von den Römern gebaute vortreffliche Kunststraße mit Epirus, Illyrien und dem adriatischen Meere verbunden. Es vermittelte zwischen drei Welttheilen; seine Bevölkerungszahl stieg bis über eine Viertel Million. Sein Hafen wurde ausgetieft und befestigt. Seine Höhen wurden mit Thürmen und Wällen gekrönt, um die Barbaren abzuwehren. Bald liefen die Hunnen, bald die Slaven, bald die Sarazenen, bald die Normannen Sturm wider seine Mauern. Im Jahre 904 n. Chr. wurde es von den Sarazenen genommen und geplündert. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts erschienen die Normannen unter Tancred und hausten noch schlimmer, als die Sarazenen. Das byzantinische Reich war schon ein Spielball lüderlicher und intriguanter Weiber, herrsch- und geldgieriger Priester, geworden. Es war alt und hinfällig und nicht mehr im Stande, seine Provinzen zu vertheidigen. Die Kirchenspaltung zwischen Orient und Occident kam dazu. Obgleich sich der Papst in Rom und der Patriarch in Constantinopel immer noch mit Emphase „Glaubensbrüder“ (ὁμόπιστοι) nannten, so beföhden sie sich doch im Stillen untereinander auf Leben und Tod. Im Jahre 1204 n. Chr. eroberten französische Kreuzfahrer in Verbindung mit den beutegierigen Venezianern Constantinopel, raubten und brannten dasselbe gründlich aus und vertheilten das Land untereinander.

Thessalien und Macedonien fiel hierbei dem Marquis de Montferrant zu, welcher sich als „Kaiser von Thessalonika“ ausrufen ließ. Die lateinische Herrlichkeit im Orient dauerte freilich nicht lange. Das byzantinische Reich wurde wieder hergestellt und die Paläologen bestiegen den Thron. Allein seit der Invasion von 1204 trug das rhomäische Reich den Todeskeim in sich. Die Kreuzfahrer hatten den Türken die Wege gewiesen und ihnen die Thüre geöffnet; am 29. Mai 1453 eroberte Mahmud der Zweite Constantinopel. Saloniki war schon vorher von dem byzantinischen Kaiser, welcher stets in Finanznöthen schwebte, für Baargeld an die Venezianer verschachert worden, welche auch hier schlimmer gehandelt haben, als die Türken. Im Jahr 1430 kamen die Türken und nahmen die Stadt mit leichter Mühe; in ihren Händen ist sie, abgesehen von einer kurzen Unterbrechung, bis heute geblieben.

Auch in der Religions- und Kirchengeschichte spielt Saloniki eine große Rolle. Der Apostel Paulus, welcher mit Recht im Gegensatz zu dem „Juden-Apostel“ Petrus, der „Heiden-Apostel,“ d. h. Der, welcher vorzugsweise Griechen und Römer bekehrte, genannt wird, hat hier das Evangelium gepredigt. Bei den Griechen hatte er großen Erfolg. Es war aber damals schon in Saloniki eine sehr ansehnliche Judengemeinde, welche Paulus auch zu bekehren versuchte. Hier litt er jedoch Schiffbruch; und die Juden, welche sich um ihre Schriftgelehrten scharten, zwangen ihn sogar, die Stadt zu verlassen, indem sie ihn zugleich bei dem praetor urbanus wegen Anstiftung von Aufruhr und Verletzung der Vorschriften des römischen Imperators anklagten. Paulus hat auch zwei Sendschreiben an die junge Gemeinde in Saloniki gerichtet. Später, in byzantinischer Zeit, war Saloniki der Sitz einer berühmten jüdischen Gelehrten-Schule, und zugleich der eines katholischen Bischofs, der sich in der Regel durch Gelehrsamkeit und Orthodoxie

auszeichnete. Eustathius, Bischof von Saloniki, schrieb gegen Ende des zwölften Jahrhunderts hier seine „Commentare zum Homer.“ Unter der Herrschaft Leo's des Isauriers erklärte sich Saloniki und sein Hinterland gegen den Primat des römischen Papstes. Dies war der Anfang des großen Schisma's zwischen den lateinischen und den orientalischen Christen.

Ich glaube, meine Skizze der Geschichte von Saloniki nicht besser schließen zu können, als mit einem topographisch-kulturhistorischen Bilde der Stadt, welches uns ein türkischer Gelehrter und Schriftsteller des 17. Jahrhunderts gibt. Dieser Schriftsteller und Gelehrte ist Katib-Ischalebi, berühmt unter dem Namen Hadschi Chalfa, der größte Encyclopädist, Geograph und Geschichtschreiber seiner Zeit und seines Volkes. Als Sohn eines Sipahi geboren, trat er 1629 als Lehrling (Schagird) in die „Kanzlei der Hauptgegenschreiber“ ein, machte als solcher die Feldzüge von Hamadan und Bagdad mit, erwarb sich durch die Wallfahrt nach Mekka und Medina den Titel und Rang eines Hadschi und widmete sich dann zehn Jahre lang den Wissenschaften. Die Früchte seines Studiums bildeten eine Reihe vortrefflicher historischer, geographischer, chronologischer, philologischer und bibliographischer Werke, welche auch heute noch in der Türkei hochgeschätzt sind. Außerdem hat er, nachdem er längere Zeit in der Finanzverwaltung gearbeitet, unter dem Titel „Richtschnur der Handlungen“ ein Werk verfaßt, welches nicht nur eine sorgfältige Statistik der Finanzen enthält, sondern auch eine scharfe Kritik der ganzen türkischen Finanzgebarung, die schon damals nichts taugte, und Rathschläge, wie den vorhandenen Mißständen abzuhelpfen sei. Schon damals, 1653, hatte Niemand den Muth, das Werk zu veröffentlichen. Die Kraft, es zu befolgen, hat man bis heute noch nicht gewonnen. Hätte die Türkei Hadschi Chalfa's „Richtschnur“ befolgt, so be-

fände sie sich heute nicht Angesichts des Bankerottes. Das geographische Buch, um welches es sich hier handelt, ist eine Topographie der europäischen Türkei. Joseph v. Hammer hat sie unter dem Titel „Rumili und Bosra“ in's Deutsche übertragen. Das Werk erinnert uns an den griechischen Strabo, an den deutschen Merian, und mitunter sogar an Bäderer.

Dieser türkische Strabo, Merian oder Bäderer, Mustafa Ben-Abdallah Hadshi Chalfa, schreibt also über Saloniki: „Thessalonika, Salonik, (Salonichi, Selanik), liegt am Ende eines Meerbusens, der sich beiläufig 100 Miglien von Süden gegen Norden erstreckt. Die Stadtmauer hat 3 Miglien im Umfange, und 5 Thore, nämlich: das Hafenthor, das Thor Bardar, das Thor Kalemrije, und das neue Thor. Die Entfernung von Constantinopel beträgt 287  $\frac{1}{2}$  Miglie. Der längste Tag ist 15 St. 1 Min., der kürzeste 8. St. 14 Min. Zildirim-Bajased hatte diese Stadt im Jahr 796 (türkischer Zeitrechnung) erobert, aber sie fiel dann wieder in die Hände der Ungläubigen, bis Sultan Murad II. dieselbe im Jahr 831 wieder zurück eroberte. Das Schloß liegt von einer Seite auf einer Anhöhe, der größte Theil der Mauer aber läuft längs dem Ufer des Meeres hin, die jedoch von dem Hafenthore in der Richtung nach Westen hin unterbrochen ist. Dort befindet sich ein geräumiger Hafen, in welchem bis 300 Schiffe Anker werfen können. Der erste Richter von Salonik war Arabhadé Abdornuh Effendi. Er bauete hier eine Dschami (Moschee). Dort, wo sich das westliche Ende der Mauer an den Berg lehnt, ist ein besonderes, unabhängiges Schloß. Die Khane, Stadtviertel und Moscheen befinden sich innerhalb der Mauern, außer denen die Gärten liegen. Das Wasser Salonik's wird durch Canäle von dem eine halbe Tagereise entlegenen Berge Kortasch oder Kordiasch hergeführt. Der Berg Kortasch liegt südöstlich

von Salonik; auf dem Gipfel befinden sich mehrere Seen, die im Winter frieren und für den Sommer das Eis nach Salonik liefern. Auch befindet sich dort ein von Ungläubigen bewohnter Flecken Kortasch genannt. Ein anderes Wasser ist das Jenisu oder Neuwasser. Neben den Thoren Bardar und Kalemrije liegen 2 große Bollwerke, deren eines der Thurm von Bardar, das andere der Thurm von Kalemrije heißt. Die Stadt hat 10 große, mehrere kleine Moscheen, und 9 Volks-Bäder. Die berühmtesten Moscheen sind: 1. Kassimjé, im Jahr 831 aus einer Kirche in eine Moschee verwandelt; 2. die Moschee (Eski-Dschami); 3. die Moschee Agi Sofia, wozu Ibrahim Pascha das Minareh gebaut; 4. die Moschee Kassim Pascha Dscheseri's; 5. die Moschee Jacub Pascha's; 6. die Moschee des Seraj, ehemals zu den Zeiten der Ungläubigen die griechische Hofkirche; 7. die Moschee Sinan Pascha's, im Jahr 1004 durch Sinan Pascha den Ungläubigen ent-rissen; alle diese waren ehemals Kirchen. Neugebaut sind folgende: 8. die Moschee Isak Pascha's Pischimanje; 9. die Hamsabeg's, und 10. die Moschee Akesedschamissi. Die Stadt hat schöne (?) Gassen und öffentliche Gebäude. Neben dem Marktplatz Londscha, wo die Lächer verkauft werden, ist ein Beseftan und einige Khane, Caravanserais; die größten sind: Sulidsché Khan, Mustafa Pascha Khan und Milta Khan. Die meisten Häuser sind jüdische. Die aus der Christenheit heimlich entflohenen (richtiger: gewaltsam vertriebenen) Juden retteten sich meistens hieher und mietheten die Khane und Wohnungen auf lange Termine. Wiewohl nun die Stadt durch das Unglück, so mit Juden überhäuft zu sein, gebrandmarkt ist: so wird diese Schande doch durch den weltlichen Nutzen dieser Bewohner wieder ausgelöscht. Sie verfertigen nämlich die weitberühmten vielfarbigen Fußteppiche, die sonst nirgends so gut gemacht werden; ferner gute Lächer. Eine der größ-

ten Merkwürdigkeiten Salonik's ist im Judenviertel die Schule derselben, Hora genannt, in deren obern Stockwerken viele Bücherfäle sind. Es sind mehr als 200 Lehrer angestellt, von den ersten Elementen der Sprache bis zur Geschichte; und die Schüler, Knaben von 4 bis 5 und Männer von 30 bis 40 Jahren, sitzen an der Zahl über 1000, nach ihren Graden, und lesen die Schrift und die Erfahrungswissenschaften. Die reichen Juden verwenden viel Geld auf Wohlthaten und fromme Stiftungen, und der Tag, wo jährlich unter die Armen Kleider und Geld ausgetheilt wird, ist für die ganze Stadt ein Fest. Salonik kann in vielen Stücken als ein Theil Constantinopels betrachtet werden und hat mehrere berühmte Männer hervorgebracht. Zu Land legt man den Weg in 13 Tagen zurück; der Weg zur See beträgt bis ans Ufer von Kassandra 250, und von da nach Salonik 100, in allem 350 Miglien. Das warme Bad von Lankjedé (auf griechisch Langašda) befindet sich in dem zu Salonik gehörigen Distrikte gleichen Namens. Das Wasser ist gemäßig warm. Gleich daneben sprudelt auch kaltes hervor. Es ist mit einer Kuppel überdeckt, unter welcher sich ein Becken befindet, das mehr als 20 Ellen im Umfange hat. Außerhalb des Gebäudes befindet sich eine Strecke schwarzen Kothes und Schlammes. Die Kranken ziehen sich nackt aus und stecken sich bis an den Hals in diese Pfütze. Die Einwohner Salonik's begeben sich im Sommer hieher und bringen die Zeit ihres Aufenthaltes unter Zelten zu.

„Auf dem Wege von Kavala nach Salonik befinden sich 3 Vorgebirge, deren jedes sich mehrere Meilen ins Meer erstreckt. 1. Das Gebirge Njosoros, 2. das Vorgebirge Lumpus, 3. das Vorgebirge Kassandra. Wenn man von Kavala wegreiset, kömmt man den Hafen Desterepoli und den Fluß von Sirus vorbei nach Njosoros, d. i. dem heiligen Berge (Athos).

„Der See Lansa liegt zwischen Serez, Salonik und Sidrekaiissi nahe der Straße auf einer erhabenen Fläche und hat 7 Miglien im Umfange; die größte Tiefe ist  $4\frac{1}{2}$  Ellen, und meistens ist es bloßer Sumpf ohne Fische. Im Winter hingegen hat er keinen Mangel an Wasser. An dem Ufer desselben ist ein Dorf, von Griechen, Serbiern, Bulgaren und Mosdauern bewohnt.“

Soweit Hadschi Chalsa in seinem als zuverlässig anerkannten Berichte. Wenn wir seine Angaben mit den heutigen vergleichen, so finden wir, daß sich wenig verändert hat. Die jüdischen Teppich-Webereien haben aufgehört. Sie sind von den kleinasiatischen überholt worden. Ebenso die Rabbiner-Schule mit ihren 200 Lehrern. Selbst die ältesten Sephardim, die ich danach fragte, konnten sich nicht erinnern, jemals von einem solchen Institute etwas gehört zu haben. Dagegen gelang es mir, mancherlei über die Geschichte der türkischen, aus Westeuropa gekommenen Juden, über ihre Vorfahren, die Marranen auf der iberischen Halbinsel, sowie über die Sephardim in Constantinopel und in Saloniki zu ermitteln, und da diese Thatsachen in Deutschland nur wenig bekannt sind, so will ich sie in den zwei folgenden Kapiteln zusammenstellen.

---

## VIII.

### Bur Geschichte der Juden in der Türkei.

Ich habe an einem anderen Orte schon erzählt, wie Muhamed II., der Eroberer von Constantinopel, bestrebt war, die verwüstete Hauptstadt und das entvölkerte Land wieder mit Menschen zu besiedeln, und wie er, da hierzu seine Muhamedaner und Osmanli nicht ausreichten, auch

andere Rassen und Religionen herbeirief und ihnen volle religiöse und sogar auch eine gewisse politische Autonomie verlieh. Unter den Berufenen befanden sich auch die Juden.

Man kann nicht bestreiten, daß die Lage der Juden, welche in dem weströmischen Kaiserreich eine erträgliche gewesen, in dem oströmischen eine sehr elende war und daß sie unter der Herrschaft der Türken eine wesentlich bessere wurde. Die römisch-byzantinischen Kaiser wollten Orient und Occident, Rom und Byzanz mittels des christlichen Glaubens zusammenschließen und zu einem einheitlichen Weltreiche gestalten. Deshalb waren sie religiös intolerant; denn die Verschiedenheit der Confessionen widerstrebt ihren weltlichen Zwecken. Später, als die Pläne der Weltherrschaft mit sinkendem Verfall immer mehr aufgegeben werden mußten, ersetzte religiöser Fanatismus jenes politische Motiv.

Sofort nach der Einnahme von Constantinopel erließ Sultan Muhamed II. einen besonderen Aufruf an die Juden, sich in der Stadt niederzulassen und anzubauen. Er wies ihnen einen besonderen Stadtbezirk, neben dem der Griechen, in der Nähe des Phanar, an, jedoch ohne sie dadurch in der Ansiedelung an irgend welchen anderen Punkten zu beschränken. Er gestattete ihnen auch die Errichtung von Synagogen und Schulen. Der Leibarzt des Sultans, Hekim Jakob, war Jude und scheint zu Gunsten seiner Glaubensgenossen gewirkt zu haben. Zunächst kehrten diejenigen Juden zurück, welche vor und bei Erstürmung und Zerstörung der Stadt geflohen waren. Hierauf andere, welche die Härte und Ungerechtigkeit der römischen Byzantiner vertrieben hatte. Dann ließen sich viele in Constantinopel nieder, welche bisher an anderen Orten des europäischen oder asiatischen Orients gewohnt hatten. Der Hauptzufluß für die Hauptstadt und alle übrigen Theile des türkischen Reiches aber kam aus Polen, aus Deutschland und

aus Westeuropa, namentlich von der iberischen Halbinsel. Der Fanatismus, welcher dort seit dem ersten Kreuzzug (a. 1096) entstanden und immer höher gestiegen war, — ich erinnere nur an die Verfolgung der Juden in Frankreich und Spanien aus Anlaß des sogenannten „Hirtenkreuzzugs“ (a. 1320), an die allgemeine Judenverfolgung aus Anlaß der Pest, welche „der schwarze Tod“ genannt ward (a. 1348—1349), an die spanische Judenverfolgung, zu welcher der Bürgerkrieg zwischen Don Pedro, genannt der „Graufame,“ und seinem Bastardbruder Don Enrico das Signal gab (a. 1366—1369), an die spanischen Judenverfolgungen von 1391 und 1412 bis 1414, an die Verfolgung der Marranen, d. i. der getauften Juden in Spanien, welche 1470 begann und am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte — der Fanatismus, sage ich, veranlaßte eine jüdische Völkerverwanderung, welche im Gegensatz zu der, welche tausend Jahre früher unter den sogenannten „Barbaren“ begann, ihren Lauf nicht von Osten nach Westen, sondern von Westen nach Osten nahm. Das Hauptziel war das europäische Türkenreich, welches in gewissem Sinne das Asyl der Gewissensfreiheit im Mittelalter wurde.

Ein dort eingewandeter Schriftgelehrter Isaac Zarfato, welcher selber von sich sagt, „er stamme von französischen Vorfahren, sei aber in Deutschland geboren und erzogen und habe dort zu den Füßen der großen Lehrer gefessen,“ wurde nicht müde, Aufrufe an die Juden in Westeuropa zu richten, worin er die türkischen Zustände enthusiastisch lobt und zur Auswanderung nach der Türkei auffordert.

Nach Deutschland schrieb er: „Wüßten die deutschen Juden nur den zehnten Theil des Glücks, welches die Juden hier in der Türkei genießen, so würde sie nicht Regen und nicht Schnee abschrecken, und sie würden Tag und Nacht nicht ruhen, bis sie hierher gelangt sind.“ (Dr. H. Grätz,

Geschichte der Juden, Band VIII., Nota 7, Seite 450 und ff.)

Ein anderes Mal schreibt er:

„Von den Mühsalen, noch bitterer als der Tod, von den tyrannischen Gesetzen, von den sich täglich wiederholenden Ausweisungen, von den Zwangstaufen, welche unsere Brüder in Deutschland betroffen haben, ist mir erzählt worden; ja man hat sogar den Befehl erlassen, jeden Juden, welcher sich auf einem christlichen Schiffe befinde, das nach dem Orient steuert, unterwegs in die Fluthen zu werfen. Man vertreibt unsere Brüder nicht nur von Ort zu Ort, sondern man stellt ihnen auch nach dem Leben. Sie schwingen über sie das scharfe Schwert. Sie werfen sie in lodernbes Feuer, in reißende Fluthen oder auch in stinkende Sümpfe. Meine Brüder und Lehrer, meine Freunde und Bekannte in Deutschland! Ich rufe Euch zu: Die Türkei ist ein Land, in welchem Euch nichts fehlt; Ihr könnt auch sicher durch die Türkei nach dem heiligen Lande gelangen; und es ist besser unter den Muhamedanern als unter den Christen zu wohnen. Hier dürft Ihr Euch in die feinsten Stoffe kleiden. Hier kann ein Jeder von Euch bei seinem Weinstocke und unter dem Schattendache seines Feigenbaumes ruhig leben“ u. s. w.

Ausnahmen kommen freilich auch in der Türkei vor. So benutzten die Janitscharen den Tod Sultan Muhamed des Zweiten, um über die Juden herzufallen und sie zu plündern (1481). Außerdem schädeten die Juden sich durch innere Zwistigkeiten und Sektirereien. Die von byzantinischer Zeit her hier wohnhaften Juden waren „Karäer,“ d. h. sie hielten sich einfach an den Text der heiligen Bücher, der Bibel. Diejenigen, welche aus Deutschland und aus Westeuropa kamen, waren Rabbaniten, d. h. sie nahmen auch den Talmud, die Tradition und die Doktrin zur Hilfe und standen unter dem Einfluß jener Gelehrten, „welche,“

wie Dr. Grätz sagt, „als Bewahrer des heilbringenden Denkens, des an Gott anknüpfenden Gedankens, die Flammen des Sinai von dem Lichte philosophischer Erkenntniß durchzuden ließen und dadurch eine neue eigenthümliche Beleuchtung hervorbrachten und eine neue Seite des menschlichen Geistes herauskehrten, welche ihrer Seite wieder den Anstoß gab zur mittelalterlichen Scholastik der Christen.“ Wie der Sultan sofort nach der Eroberung von Constantinopel die Christen einen Patriarchen wählen ließ, so erwählte er auch für sämtliche jüdische Gemeinden des osmanischen Reiches einen Oberrabbiner in der Person des Moje Kapsáli. Dieser Oberrabbiner hatte nicht bloß die Befugniß der Ernennung sämtlicher Rabbiner und der Beaufsichtigung der Kultusgemeinden, sondern außer diesen geistlichen Rechten stand ihm auch eine Reihe weltlicher Funktionen zu. Namentlich repartirte er die den Juden auferlegten Staats-Steuern auf die einzelnen Gemeinden, erhob sie und lieferte den Ertrag an die Kasse des Sultans ab. Kapsáli gehörte zu den Rabbaniten; allein selbst er wurde nicht für strenggläubig genug gehalten. Man erhob Anklagen gegen ihn, weil er in Ehesachen nicht rigoros genug sei, sondern allerlei laze Uebungen und Neuerungen einführe oder gestatte. Seine Stellung wurde ihm dadurch sehr erschwert. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sich mit Eifer der jüdischen Glaubensbrüder anzunehmen, welche auf türkischem Boden ein Asyl suchten. Es war den Unglücklichen schwer, dahin zu gelangen. Vom Rhein wird uns gemeldet, daß man die Flüchtigen verfolgte, weil sie gleichsam Leibeigene oder, wie man es nannte, „Kammerknechte“ des Kaisers seien, und durch ihre Entfernung eine Art von Steuerdefraudation begingen. Beiläufig sei hier bemerkt, daß in Deutschland die Juden in älteren Zeiten bei den Kaisern wirklich Schutz fanden gegen die hezenden Mönche und den fanatisirten Pöbel, und namentlich auch gegen die

fogenannten „Kreuzfahrer,“ welche statt direkt auf das gelobte Land loszusteuern, unterwegs im Zick-Zack hin- und herbummelten, und es vorzogen, statt in Asien streitbare Sarazenen zu bekämpfen, unterwegs, namentlich in Ostfrankreich und Westdeutschland, wehrlose Juden zu plündern und zu ermorden. Je mehr aber die kaiserliche Gewalt in Verfall gerieth, desto trauriger wurden die Verhältnisse der Juden in Deutschland. Sie verfielen der Territorialherrschaft, und Karl der Vierte übertrug durch seine „goldene Bulle“ (1356) „das Recht Juden zu besigen,“ das bisher nur dem deutschen Kaiser zugestanden hatte, direkt auf die Territorialherren. Die Unglücklichen wurden nun von der reichs- und der landesherrlichen Gewalt um die Wette ausgepreßt und ausgebeutet. Schwerer, als sie, hat Niemand unter dem Verfall der deutschen Einheit gelitten.

Während man in Deutschland die flüchtigen Juden zurückhielt, hatte in Italien der fanatische Bernhardinus von Feltre, ein Franziskaner-Mönch, eine Küstenwache organisiert, um den Flüchtlingen die Ausseifung zu verweigern und die Schiffbrüchigen in das Meer zurückzustößen. (Acta Sanctorum, tom. VII., pag. 375.) Kapsála aber, der türkische Oberrabbiner, war unermüdllich in seiner Fürsorge für die Unglücklichen, welche nackt und krank an dem Strand des osmanischen Reiches ausgeworfen wurde. Unermüdllich reiste er an der Küste auf und ab, um sie unterzubringen. Er erhob Almosen und Steuern zu ihren Gunsten und strafte diejenigen, welche sie bedrückten. Seine Menschenfreundlichkeit kam namentlich den Flüchtlingen aus der pyrenäischen Halbinsel zugute. Letztere, die Halbinsel, wurde von den Juden in conventioneller Anwendung eines Bibelwortes Sefharad oder Sefard genannt; sie zerfiel damals in die Königreiche Castilien, Leon, Portugal, Navarra und Aragonien. Die jüdischen Auswanderer aus dem Lande Sefard nannten sich in der Türkei Sefardim, und

man hört selbst heute noch diese Bezeichnung in solchen türkischen Hafenplätzen, welche vorzugsweise von spanischen Juden bewohnt sind, z. B. in Saloniki. Im fünfzehnten Jahrhundert war das jüdische Geistesleben in Afrika und Asien ziemlich erstorben. Dagegen blühte es in Europa; und in Europa wieder standen die spanischen Juden an der Spitze der philosophischen, literarischen und dichterischen Kultur. Sie wetteiferten mit den Arabern und den Moresken. In Folge der massenhaften Einwanderung und der höhern Intelligenz gewannen sie alsbald die Führung in den türkischen Judengemeinden; und heute noch kann man in der Türkei von den Osmanli sowohl, wie von der türkischen Rajah häufig die Aeußerung hören, daß unter den Juden im Orient die spanisch Redenden die vornehmeren seien.

Seitdem in Spanien König Ferdinand und Königin Isabella siegreich gegen die muhamedanischen Moresken waren, stieg der Fanatismus und die Intoleranz mit jeglichem Jahre. Die Muhamedaner hatte man in dem „heiligen Kriege,“ der einem Kreuzzuge gleich geachtet wurde, besiegt und vertrieben, sollte und konnte man da die Juden noch dulden, welche nicht weniger „ungläubig“ waren? Zudem hatte man sie nicht mehr so nöthig. Man hatte sich an der reichen Beute an den maurischen Städten des eroberten Granada gefättigt. Später kam der „Milliardenfegen“ aus der neuen Welt. Kurz, man war nicht mehr gezwungen, bei den Juden zu borgen. Endlich aber war man der Mutter Gottes und den lieben Heiligen, welche zu Gunsten der spanischen Gachupinos und Hidalgos so viel Wunder wider die Sarazenen gethan hatten, Dank schuldig; und wie konnte man diesen Dank besser abstaten, als durch die Verfolgung Unschuldiger, deren ganzes Verbrechen darin bestand, daß sie an jene Wunder nicht glauben?

Zunächst wurde der Feldzug wider die sogenannten

„Marranen“ eröffnet, d. h. gegen die Juden, welche, der Gewalt der Umstände weichend, sich christlich hatten taufen lassen, im Stillen aber ihren alten nationalen Sitten und Gebräuchen noch nachgingen und auch noch geheimen Verkehr mit ihren alten Glaubensgenossen unterhielten. Sie waren sehr reich und befanden sich im Besitze vieler einflußreichen Staatsstellen. Wir wissen z. B. von dem Vizekanzler von Aragonien, Don Alfonso de Caballeria, welcher (1480) an der Spitze einer Verschwörung gegen den blutdürstigen Inquisitor Pedro Arbuez stand, deßhalb dem Zugriff der Inquisition unter Torquemada verfiel und nur durch die außerordentliche Gunst des Königs und die Fürsprache des Papstes dem Scheiterhaufen entging, — wir wissen, daß dieser Großwürdenträger des Reichs von jüdischen Großeltern abstammte, und daß seine Großmutter, welche sich hatte taufen lassen, aber rückfällig wurde, verbrannt worden war, daß seine beiden Töchter Angehörige des hohen Adels heiratheten und sein Sohn sogar eine Enkelin des Königs zur Frau nahm, die zugleich auch eine leibhaftige Cousine jenes spanischen Königs und deutschen Kaisers war, welchen wir Deutsche Karl den Fünften nennen. Zur Zeit der Reaction und der fanfeditischen Bewegung in Spanien, während der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts, wurde dort ein alter Schmäcker wieder aufgelegt und verbreitet, welcher den Titel führt: *Dizon de España*, d. i. Schandfleck von Spanien, und welcher den Nachweis zu liefern versucht, daß in den Adlern des spanischen Adels vorzugsweise semitisches Blut rollt; das äußere Ansehen wenigstens spricht durchaus nicht dagegen. Natürlich geberdet sich dieser Adel desto toller fromm und gachupinisch, je mehr die Reinheit seiner gachupinischen Abstammung in Zweifel gezogen wird.

Damals, im 15. Jahrhundert, zogen die Marranen vermöge ihrer hohen Stellung und ihrer Reichthümer den

Blickstrahl auf sich herunter. Sie hatten neben dem Fanatismus und der Intoleranz auch noch alle diejenigen gegen sich, welche lüstern waren nach ihren Schätzen und ihren Aemtern. Man beschuldigte die Marranen des Krypto-Judaismus, indem man den im Mittelalter üblichen gemeinen Klatsch hinzufügte, vom „Lästern“ und Durchbohren der Hostie, welcher Blut entströmt, und vom Rauben und Abschachten christlicher Kinder zum OSTERFESTE, wobei ich, beiläufig bemerken will, daß der letztgedachte Klatsch aus der heidnischen Römerzeit stammt und seinen Ursprung vom christlichen Meßopfer herleitet. Ein satyrisches Gedicht, welches direkt an die Königin gerichtet war und im Lande verbreitet wurde, goß Del in das Feuer des Fanatismus. Sein Urheber war ein Dichter jüdischer Abkunft, welchen seine Verehrer den „letzten Troubadour“ und seine Widersacher den „böshafsten Cohn“ nannten. In Wirklichkeit hieß er Don Antonio de Montoro, genannt Ropero, d. i. der Trödler. (Grätz, Bd. VIII. S. 306, und Montoro, Poesias varias bei Kayserling, Sephardim, p. 91.) Ich gebe den wesentlichen Inhalt des Gedichtes in freier Uebersetzung:

„Statt zu schwören bei dem Schöpfer,  
 Feiert schnarrend er \*) sein Credo  
 Und verzehret Schweinebissen,  
 Halb gebrat'ne Schinken-Schnitte.

Alles — Messe, Kreuzeschlagen,  
 Rosenkränze, Weihe-Wasser —  
 Alles konnte nicht verwischen  
 Des Getauften alten Glauben.

Mag er in der Fastenwoche,  
 Hundertmal das Leiden Christi  
 Feiernd, um Erlösung beten,  
 Ewig bleibt er doch ein Jude.

\*) Nämlich der Marrane.

Und sogar ich selbst, Ropero,  
 Sechzig Jahre alt geworden,  
 Fühl' noch meine alten Schmerzen,  
 Wehdurchzuckt, zum Sterben traurig.

Königin voll Macht und Gnaden,  
 Neige drum dein mildes Scepter,  
 Wolle nicht den Zorn des Sünders,  
 Sondern daß er reinig lebe."

Fast schien es, die Appellation an die Milde sei nicht ganz erfolglos. Die Inquisition erließ das sogenannte „Edikt der Gnade,“ worin die Marranen (Neuchristen), welche sich eines Rückfalles in ihren alten Glauben schuldig gemacht, eingeladen wurden, sich innerhalb einer Frist, für deren Verschümmel schwere Strafe angedroht war, bei dem Tribunal freiwillig zu stellen, ihren Fehler zu bekennen und ihre Reue zu bekunden. Für diesen Fall nur wurde versprochen, sie weder an Leib und Leben, noch an Hab und Gut zu kränken, vielmehr ihnen Absolution zu ertheilen. Viele leisteten der Aufforderung gutgläubig Folge, aber sie hatten es schwer zu bereuen. Sie wurden nur dann straffrei gelassen, wenn sie sich dazu verstanden, Andere zu denunciiren, daß sie am Sabbath etwa ein reines Hemd anzögen, oder das Anzünden von Feuer unterließen, beim Beten das Gesicht nach der Wand gekehrt, ihren Kindern die Hände segnend auf das Haupt gelegt, oder die Speisegesetze beobachtet hätten. Eine dieser Missethaten reichte schon hin für den Scheiterhaufen. Von jedem Angeschuldigten wurden Geständnisse und Denunciationen erpreßt, welche Duzende neuer Inculpaten lieferten. Kurze Zeit nach Erlaß des „Ediktes der Gnade“ hatte man schon 15,000 Schlachtopfer im Gefängniß. Das erste „Autodafé,“ bei welchem man judaisirende Marranen wegen Rückfalles in ihren alten Glauben verbrannte, fand am 6. Januar 1481 statt. (Das Wort Autodafé ist bekanntlich eine sprachliche Entstellung. Die Feierlichkeit wurde ursprüng-

lich „attoda fede,“ d. i. Akt des Glaubens, genannt.) Die Kirche beobachtete eine kluge Zurückhaltung. Die „heilige Inquisition“ erließ nur eine feierliche Erklärung, gleichsam ein geistliches Gutachten, der N. N. habe sich eines Rückfalles in die Ketzerei schuldig gemacht. Dann aber ergriff der Richter des Königs Besitz von dem Keger, verurtheilte ihn zum Scheiterhaufen und ließ das Erkenntniß sofort vollstrecken. Alle Vorbereitungen dazu waren schon getroffen. Auch konnte die heilige Inquisition nicht den geringsten Zweifel darüber haben, daß ihr Gutachten diese Folgen haben werde; und endlich theilten sich Thron und Altar in das Vermögen des Verbrannten. Gleichwohl konnte die Kirche behaupten, ihre Hände seien rein von dem vergossenen Blute und sie dürste nicht nach Blut, *ecclesia non sinit sanguinem*. Nicht einmal der Todte wurde geschont. Wenn ein längst Verstorbener des Krypto-Judaismus beschuldigt ward, so wurde seine Leiche ausgegraben und auf den Scheindanger geworfen, seine Kinder wurden für unehrlieh erklärt und ihres Vermögens beraubt, in welches sich der König und das Inquisitions-Tribunal brüderlich theilten. Sogar der Papst Sixtus der Vierte und später Innocenz der Siebente mahnten öfters von diesem sinnlosen Wüthen ab, allein es half nichts.

Von den Marranen ging man zu den Juden über, und endlich, nachdem man die ganze steigende Scala der Verfolgungen, Torturen, Martern und Hinrichtungen gegen die Individuen erschöpft hatte, erging ein am 11. März 1492 aus der vormals maurischen Alhambra datirter Befehl der „katholischen“ Könige Spaniens, welcher der gesammten Judenschaft befahl, unter Zurücklassung ihres Goldes, ihres Silbers und ihres Metallgeldes das Land zu verlassen; zur Ordnung ihrer Angelegenheiten wurde ihnen eine Frist bis zum 31. Juli 1492 gestattet; wer von ihnen vom 1. August ab noch im Lande betroffen werde, solle dem Scheiter-

haufen verfallen, außerdem der Vermögens-Confiscation aber alle Diejenigen, welche nach diesem Termin einen Juden aufnehmen, speisen oder beherbergen. Dem Edict sind ausführliche Entscheidungsgründe beigelegt. Sie beschränken sich darauf, in mannigfachen Umschreibungen den Satz zu variiren, daß, so lange es noch Juden in Spanien gebe, die Neuchristen oder Marranen vor Rückfall nicht sicher seien, und daß es daher Pflicht der katholischen Könige sei, die Juden zu vertreiben, um das Seelenheil der Marranen zu retten. Irgend ein politischer oder bürgerlicher Grund ist nicht beigebracht. Mangel an Patriotismus konnte man den spanischen Juden nicht vorwerfen. Sie hatten den Königen ehrlich beigegeben, nicht nur mit Geld, sondern auch mit den Waffen; für Don Pedro „den Grausamen“ z. B. hatten sie sich in dessen Kämpfen gegen seinen Bastard-Bruder Don Enrico de Trastamara und gegen den berühmten Condottieri-Häuptling Bertrand de Guesclin (1365—1369) ritterlich geschlagen. Ebenfowenig werden ihnen Verbrechen zur Last gesetzt, oder ein Hang zu Lastern irgend welcher Art, oder etwas dergleichen, was, wenn es vorgelegen hätte, man gewiß zu erwähnen nicht vergessen haben würde. Es existirt nur ein einziger Grund zu ihrer Verbannung, und der ist die Fürsorge für Aufrechterhaltung der Glaubenseinheit sämmtlicher Unterthanen der katholischen Majestäten der iberischen Halbinsel. Diesem vermeintlichen Interesse waren schon die Moresken und Marranen zum Opfer gefallen, die Juden mußten ihnen nachfolgen; und schließlich opferte man ihm die Kultur und die Blüthe des Landes, seine Freiheit, seinen Frieden und seine Wohlfahrt. Man schlug damit Spanien Wunden, von welchen es sich heute noch nicht erholt hat.

Während des letzten Vierteljahrs vor dem verhängnißvollen 1. August 1492 durchzogen öffentliche Ausrufer, begleitet von Trompetern und Lanzknechten, unablässig alle

Theile des Landes, um mit Pauken und Trompeten den grausamen Befehl wiederholt zu verkünden. Der Termin rückte immer näher. Haus und Hof, Landhäuser und Güter mußten verkauft werden. Das Angebot war ein allgemeines und gleichzeitiges. Dagegen fehlte es an Käufern. Das Vertrauen und das Geld waren geschwunden. Die Mar-  
ranen wagten nicht zu kaufen, um sich nicht des Verdachts des Krypto-Judaismus verdächtig zu machen. Die Liegen-  
schaften wurden verschleudert; für ein Haus wurde ein Esel, für einen Weinberg ein Stück Leinwand bezahlt. Ein Kauf-  
preis in Geld konnte nichts helfen. Denn der Export von Geld, von Silber und Gold war verboten. Was man an Kostbarkeiten und Baargeld hatte, dafür mußte man aus-  
ländische Wechsel kaufen, welche an Sicherheit Manches zu wünschen übrig ließen und außerdem in dieser Menge schwer zu bekommen waren. Das Elend war groß, allein die Auf-  
forderungen, sich taufen zu lassen, hatten trotz alledem keinen Erfolg. Man erinnerte sich noch zu wohl an die Hergänge nach Eroberung des maurischen Granada. Man forderte nämlich damals (8. Februar 1492) die Juden auf, in den Schoß der Kirche „zurückzukehren,“ welche getreue Mutter „ihren Schoß stets offen hatte, um Diejenigen aufzunehmen, die sich reuevoll ihr wieder nähern.“ Einige meldeten sich, — sie wurden verbrannt.

Als nun der Termin gekommen war, verteilten die Vertriebenen noch drei Tage bei den Gräbern ihrer Vorfahren; die Trennung von diesen wurde ihnen am schwersten. Dann zogen sie gruppenweise ab unter rauschender Musik, welche ihnen die Herzen stark und hart machen sollte, damit bei Keinem bei dem Gedanken an das Land, das sie seit länger als einem Jahrtausend bewohnt und kultivirt hatten, ein Gelüste, von dem Glauben zu fallen, sich rege. So wanderten 300,000 Mann aus. Es war der zwanzigste Theil der Bevölkerung des Volkes. Es waren Bauern und

Handwerker, namentlich Waffenschmiede, Metallarbeiter und Teppichweber, — Gelehrte, und namentlich Aerzte, die durch ihre Geschicklichkeit und hohe Wissenschaft berühmt waren —, Kaufleute und Kapitalisten, — es waren Repräsentanten der Intelligenz und des Fleißes, des geistigen und des materiellen Kapitals, des eigentlichen Bürgerstandes. Was zurückblieb, das war Adel und Geistlichkeit, auf der einen, und bäuerliche und proletarische Indolenz auf der andern Seite. Es wurde öde und stille im Lande. Die Städte entvölkerten sich und auf ihren Straßen wuchs Gras. Die großen Grundherren klagten, es gingen keine Gefälle mehr ein, sie hätten nichts mehr zu leben, wenn sie das gewußt hätten, würden sie die Juden zurückgehalten haben. Das Land war nur noch eine Schlachtbank für Moren und Juden. Die Schätze, welche man ihnen abgejagt, verwandelten sich in den Händen der Dummheit und der Trägheit in dürres Laub, und die Reichtümer beider Indien trugen nur dazu bei, den Zustand zu verschlechtern. Das heutige Spanien krankt, wie gesagt, noch an den Sünden seiner Väter.

Die Vertriebenen gingen nach Navarra und Afrika, nach Italien und dem Orient, wo man sie mit offenen Armen aufnahm. Einige gingen nach Palästina, die meisten nach der europäischen Türkei. Der Sultan Bajasid sagte zu einem Spanier: „Ihr Spanier nennt Euren König einen klugen Mann; aber da er die Juden vertrieb, hat er sein Land arm und das unfrige reich gemacht.“

---

## IX.

## Die Sephardim in Saloniki und in Constantinopel.

Man möchte sagen: Die Türkei und Spanien hatten damals die Rollen getauscht. Spanien, bis dahin ein Kulturland, vertrieb eins seiner hauptsächlichsten Kultur-Elemente. Nach Vertreibung der Juden und der Moresken blieben nur noch Unterdrücker und Unterdrückte zurück, — eine beherrschte Kaste, welche mit Widerwillen arbeitete, und eine herrschende, die nur entweder das Schwert oder das Brevier führen wollte, während ihr die ehrliche Arbeit für eine Schande galt.

Die europäische Türkei, erst seit Kurzem occupirt von den Osmanli, einem tapferen Volk mit erobernder und staatsbildender Herrscherkraft, aber ohne die Tugenden des fleißigen Bürgers und des geschickten Verwalters, hatte keinen Bürger- und Bauernstand, der die breite Basis jener Pyramide bildet, welche man die bürgerliche oder die wirtschaftliche Gesellschaft nennt. Das byzantinische Regiment, welches, namentlich in der letzten Zeit des Bestehens des römischen Reiches, eben so schlecht und jedenfalls noch weit jämmerlicher war, als das türkische zu irgend einer Zeit jemals gewesen, hatte die Leute corumpirt und das Land verwüftet. Die Türken, damals klüger als heute, — wo sie immer noch nicht begreifen, daß nur durch rechtlichen Schutz und wirtschaftliche Pflege des Grundeigentums und durch Aufmunterung der Colonisation dem drohenden Schicksal der russischen Knute zu enttrinnen ist — sahen ein, daß sie für die eroberten Territorien Menschenkraft und Kapital bedürften. Aber woher Vergleichen nehmen? Die christliche Rajah-Bevölkerung grollte im Stillen. Sie war arm und unwissend, träge und gleichgültig. Außerdem konnte man den Christen nicht trauen. Der Padischah marschirte mit der

grünen Fahne des Propheten wider die Ungläubigen. Das europäisch-christliche Abendland war von ihm bedroht, oder glaubte sich bedroht. Es hatte seine Einverständnisse mit der christlichen Bevölkerung der Türkei.

Was konnte nun den Osmanli gelegener kommen, als die Hergänge in Spanien, wo die Anhänger der drei großen, dem Orient entsprungenen Religionen, einander befehdeten und schließlich die Christen die Muhamedaner und die Juden um ihres Glaubens willen vertrieben? Die Juden besaßen die Intelligenz und die Geschicklichkeit, die Künste des Friedens, wie sie im Abendlande blühten; sie waren im Stande, der Türkei ein bürgerliches Element zu liefern, das ihr noch fehlte. Und dann: man konnte ihnen vertrauen. Die Grausamkeit, mit welcher sie von den Christen mißhandelt und schließlich vertrieben worden waren, schloß jeden Verdacht, ja jede Möglichkeit einer Conspiration mit dem christlichen Abendlande aus. Endlich waren auch die Juden, welche aus Spanien zuzogen für die Kriegführung sehr nützlich. Viele davon waren geübt in der Kunst des Waffenschmiedens und verstanden sogar Kanonen zu gießen, worin die Türken selber sehr schlecht bewandert waren. Paul Jovius Nobocomensis gibt in seiner Erzählung „de legatione ad Clementem VII.“ als Grund, warum die Moskowiter von den Juden nichts wissen wollten, an, weil sie neuerdings die Türken gelehrt haben, eiserne Geschosse zu machen“ (quod etiam novissime Turcas aënea tormenta docuerint).

Die spanischen Einwanderer hielten sich in der Türkei getrennt von den übrigen Juden, wie denn überhaupt, trotz der Einheit des Glaubens und der Herkunft, die Nationalität des bisherigen Aufenthaltes sich in einem auffallend hohen Grade geltend machte bei diesen Mühseligen und Beladenen, welche bei den Türken das Asyl fanden, das ihnen das christliche Europa versagte. In der ersten Hälfte des

16. Jahrhunderts zählte man allein in Constantinopel 30,000 Juden, wovon ein Drittel Spanier waren. Stephan Gerlach erzählt uns in seinem „Tagebuch,“ schon vor 1574 seien 10,000 Juden, so vormalz Christen gewesen, in Constantinopel eingewandert; er meint damit offenbar die spanischen Marranen. Von den Schul- und Bethäusern der Juden in Constantinopel erzählt er: „Die Deutschen und die Ungarischen halten die Schule in ihrer Wohnung, die Wältschen, die Griechen und die Spanier haben ihre öffentlichen und gemeinsamen Schulen; vor der großen Brunst \*) waren deren vierundvierzig; jetzt aber sind es wenigstens doch noch etliche dreißig.“

Selbst die Juden, welche von der pyrenäischen Halbinsel gekommen, theilten sich in verschiedene landschaftliche oder gar städtische Gruppen, „Kaháls“ genannt. So finden wir castilianiſche, aragoniſche, portugiesische, und selbst toledaniſche, barceloneſiſche, Liſſaboner und corduanische Kaháls. Alle zusammen wurden die Sephardim genannt; und während urſprünglich eine jede der verschiedenen jüdiſchen Nationen in ritueller und ſonſtiger Beziehung ihre Eigenthümlichkeiten hatte, dauerte es nicht lange, daß die ſephardiſche Lehre und der ſephardiſche Ritus für Alle maßgebend wurde.

Jede der verschiedenen Zudengemeinden genoß damals volle Selbſtverwaltung, welche ſich auch auf Schul-, Armen- und Kranken-Anſtalten erſtredte. Auch die Steuern für den Staat brachten ſie unter ſich auf. Neben dem Kharabſch, jener allgemeinen Kopfſteuer, welcher die Juden ebenſo, wie die chriſtlichen Rajah, unterworfen waren, bezahlten ſie eine Perſonal- oder Einkommenſteuer, deren Betrag für jede Gemeinde fixirt war. Die Gemeinde, den Rabbiner an der

---

\*) Im September 1560; in keiner Stadt der Welt waren und ſind die Feuersbrünſte ſo häufig, wie in Constantinopel.

Spitze, besorgte die Umlegung in ihrem Innern. Man theilte zu dem Zweck die Angehörigen der Gemeinde in drei Klassen, nämlich Reiche, welche 8 Ducaten (200 Aspern), Bemittelte, welche 4 Ducaten (100 Aspern), und Geringbemittelte, welche 20 Aspern ( $\frac{4}{5}$  Ducaten) jährlich bezahlten; die Unbemittelten wurden, was Kharadsch und Rabbinatsteuer (so nannte man die Einkommensteuer) anlangt, von den Bemittelten mit durchgeschleppt. Die Vertretung der Gesamt-Judenschaft des türkischen Reichs, und zugleich die Verantwortung für deren correctes politisches Verhalten hatte der, vom Padiſchah ernannte oder wenigstens bestätigte Oberrabbiner. Der erste war der bereits erwähnte Kapjáli; ihm folgte Elia Mizrochi, von griechischer Herkunft, ein ebenso eifriger Gegner der Karäer, wie Kapjáli. Später finden wir spanische Oberrabbiner. Neben dem Oberrabbiner, welcher der Regierung angehörte, hatte die türkische Judenschaft auch noch eine Art diplomatischer Vertretung. Dies war ihr Anwalt oder Kämmerling, auf türkisch Kahija genannt, was die Zeitgenossen mit *curtisanus* oder *praefectus aulae* übersezen. Er hatte Zutritt beim Padiſchah und beim Großvezir. Seine Hauptaufgabe bestand darin, die Juden gegen den Fanatismus der christlichen Rajah zu schützen und den Beistand der Türkei zu diesem Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Neben Constantinopel übte Saloniki die Hauptanziehungskraft auf die Sephardim aus. Diese Stadt, in welcher schon zur Zeit des Apostel Paulus eine große Judengemeinde existirte, gewann schon im 15. und 16. Jahrhundert den Charakter der großen jüdischen Metropole der Türkei, den sie selbst heute noch trägt. Ihr Hafen, der von der Natur außerordentlich begünstigt und von Westen, Norden und Osten durch Festland eingeschlossen, auch gegen Süden durch einen, weit nach Westen vortretenden und nur eine schmale Einfahrt lassenden Ausläufer der Halbinsel

Chalcis gegen Stürme geschützt ist, war damals gänzlich verkommen. Die alte macedonische Ebene, welche sich westlich und nördlich von Saloniki breit macht, früher ein Muster von Fruchtbarkeit, war damals gänzlich versumpft. Der Fluß Wardar und ein Nebenfluß desselben, hatten, sobald sie aus den gebirgigen Ausläufern des Balkan heraus waren, in dem von ihnen angeschwemmten Gerölle beinahe jedes Gefälle verloren. Sie bildeten zahlreiche Seen, welche sich endlich zu einem viele Quadratmeilen großen Generalsumpf vereinigten, der Wasser-Vögel, Frösche und Schildkröten in zahlloser Menge hegte, aber die Umgebung für Menschen immer unbewohnbarer machte. In Folge dessen und der anhaltenden Kriege hatte sich die ursprünglich macedonisch-griechische Bevölkerung der Stadt bedeutend vermindert. Die von ihr geflohenen Stätten occupirte die jüdische Bevölkerung, welche in Folge ihrer Mäßigkeit weniger Empfänglichkeit für Malaria, Sumpf- und Wechselfieber zeigte. Diese Bevölkerung wuchs so schnell auf dem, gegen Ost- und Nordwind geschützten warmen und fruchtbaren Boden, daß der jüdisch-spanische Dichter Samuel Usque damals von Saloniki in seinem Buche, betitelt „Die Tröstungen,“ schrieb:

„Diese Stadt ist eine Mutter des Judenthums, gefestigt auf dem tiefen Grunde des Gesetzes, voll von vorzüglichen Pflanzen und fruchtbaren Bäumen, wie man sie gegenwärtig auf dem ganzen Erdenrunde nicht wieder findet. Herrlich sind ihre Früchte, weil ein Ueberfluß von Mithätigkeit bewässert. In ihr hat sich der größte Theil der verfolgten und verbannten Söhne aus Europa und andern Theilen der Erde gesammelt und sie nimmt sie mit Liebe und Herzlichkeit auf, als wenn sie unsere allehrwürdige Mutter Jerusalem wäre.“

Ehe die Sephardim kamen, gab es hier schon asiatische, italienische, griechische und eingeborene Juden. Sie bedienten sich bis dahin entweder der hebräischen, italienischen oder

der griechischen Sprache oder der aus Bestandtheilen der verschiedenen abendländischen Sprachen, vorzugsweise aber der italienischen oder französischen, mosaikartig zusammengesetzten Lingua Franca. Allein die Sephardim gewannen sehr schnell das Uebergewicht, sowohl in religiösen, als auch in bürgerlichen und wirthschaftlichen Dingen. Es dauerte nicht lange, so bedienten sich alle in Saloniki wohnhaften Juden, auch die, welche von Herkunft einer andern Sprache angehörten, jenes, heute etwas alterthümlich klingenden, mit etwas umgeformten hebräischen Worten vermischten Spanisch, das den ausgewanderten Marranen eigenthümlich ist und heute noch in Saloniki gesprochen wird.

Offenbar hat die außerordentlich vortheilhafte Lage der Stadt die jüdische Einwanderung, welche hierfür einen scharfen Blick hat, angezogen. Daß diese Lage bis jetzt nicht in vollem Maße gehalten, was sie verspricht, ist nicht ihre Schuld. Wenn der Hafen in ordnungsmäßigen Stand gesetzt, wenn das so außerordentlich fruchtbare Wardarthal durch geschickte und fleißige Bauern colonisirt, wenn die Eisenbahn, welche jetzt nur bis in das südliche Bosnien führt, fortgesetzt und mit den österreichisch-ungarischen Bahnen verbunden sein wird, dann kann Saloniki ebenbürtig neben Constantinopel treten, und jedenfalls wird es eine der ersten europäischen Handelsstädte im Süd-Osten werden. Alle jene Meliorationen aber stehen bevor, nämlich entweder unter den Türken, oder wenn nicht dies, dann ohne die Türken.

Die Sephardim brachten nicht nur Handel und Gewerbe, Industrie und Schifffahrt, sondern auch freie Künste und Gelehrsamkeit mit. Im 16. Jahrhundert blühte hier, neben dem Talmud-Studium, auch Philosophie und Astronomie, und endlich auch die — Kabbala. Vor Allem waren aber die jüdischen Aerzte geschätzt, in Saloniki sowohl wie in Constantinopel.

Für die zweite Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts namentlich ist es richtig, was Dr. H. Grätz (Band 9, S. 399) von den Juden sagt: „Ihre Sonne, die im Abendlande in düsteren Gewölken untergegangen war, ging ihnen strahlend im Osten wieder auf.“ Das merkwürdigste Beispiel hierfür war ein portugiesischer Marrane Don João Miquès, von den Juden Joseph Rassi genannt. Seine Geschichte klingt so mythisch-romantisch, daß sie beinahe an „Joseph in Aegypten“ erinnert, und doch ist sie (die Belege findet man in den Anmerkungen bei Grätz) historisch wohl beglaubigt.

Don João Miquès gehörte der großen Banquierfamilie Rassi an und wanderte schon in seiner Jugend mit seiner Tante, der durch ihre Schönheit, ihren Reichtum und ihre Wohlthätigkeit berühmten Donna Gracia Rassi, von Lissabon nach Belgien und später von dort nach Constantinopel aus, nachdem er vorher in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien u. s. w. in dem überall vertretenen Bankgeschäfte und bei den allzeit geldbedürftigen Höfen thätig gewesen. Als er im Jahre 1505 in Constantinopel erschien, muß er schon sehr reich gewesen sein. Denn er trat mit wahrhaft fürstlichem Glanze und einem Gefolge von etwa 500 Marranen auf. Bei dem Sultan Soliman wurde er durch den französischen Gesandten eingeführt. Unter Soliman's Söhnen herrschte Streit und zeitweise auch Rebellion gegen den Vater. Der älteste Sohn Mustapha wurde enthauptet: blieben noch zwei, der sanfte Selim und der wilde Bajasid. Rassi schlug sich auf die Seite des erstern, der dann auch richtig nach seines Vaters Tod als Selim II. den osmanischen Thron bestieg und dem Joseph Rassi nie vergaß, wie ihm derselbe während der Bedrängnisse seiner Prinzenzeit mit Geld und Gut, mit Rath und That zur Seite gestanden. Schon zu Lebzeiten des Sultan Soliman, wo Rassi nur diplomatischer und finanzieller Agent des Padiſchah war,

zu dessen Gunsten er seine genaue Kenntniß des Abendlandes in geschickter Weise verwerthete, aber freilich auch dadurch Gegenstand des bittersten Hasses der europäischen Mächte, namentlich des französischen Hofes wurde, — schon damals hatte der jüdische Prediger Mose Almosnino in Saloniki, ebenfalls ein Marrane, ein Traumgefißt, Nassi werde „König der Juden“ werden; er zeichnete den Traum auf und dedicirte denselben mit einer Abhandlung „über die Bedeutung der Träume“ dem Günstling des Sultans. Dieser Traum sollte nicht ganz ohne Erfüllung bleiben. Kaum hatte Selim II. den Thron bestiegen, so ernannte er Nassi zum Herzog von Naxos und souveränen Herrn der zwölf cycladischen Inseln (Andros, Melos, Paros, Antiparos u. s. w.); daneben verpachtete er ihm die Weinsteuern, welche wahrscheinlich einträglicher war als die Inseln. Josephus Dux ging aber nicht nach seiner „Insel,“ sondern blieb nach wie vor als Rathgeber bei seinem mächtigen Gönner in Constantinopel, wo er sich einen Palast baute, welcher mit denen des Padischah wetteifern konnte. Nach seinem Herzogthum schickte er als Gouverneur einen spanischen Großen, Don Francesco Coronello, einen „alten Castilianer und Christen“ und Vollblut-Hidalgo, dessen Schenkungspatent, signirt von dem Herzog Nassi, oder wie er schreibt „Naci,“ und contra signirt von Höchstdeffen Cabinetssecretair Joseph Cohen, sich in dem Familien-Archive Derer von Coronello im Original vorgefunden hat und in der That für uns ein wenig komisch lautet, namentlich wegen der Mischung von Latein und Italienisch. Ich will nur den Anfang davon hierher setzen:

„Josephus Naci,

Dei gratia Dux Aegei Pelagi, Dominus Andri etc. etc.,  
 Universis et singulis ministris et officialibus nostris has partes inspecturis notum sit: Qualmente havendo risguarda alla buona, diligente e fidele servitù di Francesco Coronello, J. U. D. e luogotenente nostro nell administratione di tutte le isole nostra etc.“

## Das ist auf Deutsch

„Wir Joseph Naci

Von Gottes Gnaden Herzog des ägeischen Meeres, Herr auf Andros,  
u. s. w., u. s. w.,

thun hierdurch Allen und Jedem von Unseren Ministern und Beamten, so Gegenwärtiges lesen, kund und zu wissen: Wasmaßen Wir in Erwägung gezogen die guten, eifrigen und treuen Dienste des Franz Coronello, der Rechte Doctor, und Unser Statthalter für die Administration unserer sämtlichen Inseln u. s. w.“

Uebrigens war der edle Herzog nicht auf Rosen gebettet, sondern mußte täglich um sein Dasein kämpfen. Der französische Hof und der türkische Großvezir, welcher, obgleich von Herkunft nur Ruderknecht (Kalktschi), doch mit aristokratischer Geringschätzung auf den fränkisch-jüdischen Emporkömmling herabsah, spannen, um ihn zu stürzen, jeden Tag eine neue Intrigue, zu welcher sich leider auch Glaubens- und Landesgenossen des Naci hergaben. Allein „Herzog Naci zu Naxos“ überdauerte alle Stürme, auch die des cypriischen Kriegs und der Königswahl. Sein Stern erlosch erst mit dem Tode Selim's des Zweiten. Diesem succedirte Sultan Murad der Zweite im Jahre 1574. Einer ausdrücklichen Weisung seines Vaters und Vorgängers gehorsam, ließ er dem Herzog Naci alle Ehren und Würden, Einnahmen und Inseln, entzog ihm dagegen jeden politischen Einfluß. Dies hat offenbar der ehrgeizige Mann, der es gewohnt war, mit den mächtigsten europäischen Monarchen in intimum Verkehr zu stehen, nicht vertragen können. Er ist nach einigen Jahren, 1579, gestorben. Sultan Murad glaubte sich nun jeder Verpflichtung überhoben. Er confiscirte, angeblich um dessen Schulden zu bezahlen, das Vermögen des Herzogs von Naxos, und seine Wittve, die Herzogin Meyna, konnte es nur mit Mühe erreichen, daß man ihr für das höchst ansehnliche Vermögen, das sie in die Ehe eingebracht hatte, eine bescheidene Abfindung gab.

So erlosch dieser glänzende Stern am orientalischen Himmel, ohne bleibende Spuren zu hinterlassen, mitsammt seinem „Herzogthum,“ das den Herzog selbst nicht überlebte. Bei seinen Lebzeiten genoßen seine Glaubensgenossen durch ihn mancherlei Vortheile. Um nur ein Beispiel von vielen anzuführen: In Saloniki waren damals schon die Juden in der Majorität, die Griechen in der Minorität, Türken gab es dort wenig. Die Griechen wurden unter Sultan Soliman begünstigt; derselbe weigerte sich, der Judengemeinde von Saloniki ihre Privilegien zu erneuern. Als aber Selim II. Sultan und Joseph Rassi Herzog geworden war, begab sich der bereits erwähnte jüdische Prediger von Saloniki, Mose Anosmino, welcher das Traumgesicht von der Erhöhung Rassi's zu fürstlichen Ehren gehabt hatte, nach Constantinopel und erlangte mit Leichtigkeit die gewünschten Privilegien und den Schutz seiner Gemeinde wider die Umtriebe der Griechen. Bei Gelegenheit seiner Anwesenheit verfaßte Don Mose in spanischer Sprache eine Schrift „über die Größe und die Gegensätze von Constantinopel“ („*Extremes y Grandezas de Constantinopel*,” 1567), welche 1638 durch Jakob Ganfino in Madrid herausgegeben wurde und eine reiche und zuverlässige Fundgrube zur Beurtheilung der türkischen Zustände in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bildet.

Herzog Naci von Naxos trug sich auch mit allerlei phantastischen Plänen wegen Wiederherstellung des jüdischen Reiches. Er wollte anfangs in Liberia's und dann auf Cypern einen jüdischen Staat gründen, welcher den Kern zu einer weiteren Entwicklung bilden sollte. Allein es ist bei Projekten und Anläufen geblieben. Auch in seinem insularen Herzogthum scheint Rassi nichts Hervorstechendes für seine Glaubensgenossen gethan zu haben; und die Strenggläubigen unter den letzteren tadeln ihn

wegen seines weltlichen Sinnes, indem sie behaupten, er habe auch dazu beigetragen, eine religiöse Versumpfung, eine Art Rückfall in das Heidenthum zu befördern und den türkischen Sephardim den Glanz zu rauben, vermöge dessen ihnen die Führerschaft zugefallen und die Türkei für eine Zeit der Mittelpunkt des gesammten Judenthums geworden war. Ueber diese religiöse Frage steht mir kein Urtheil zu. Gewiß aber ist, daß vom 17. Jahrhundert ab, wie wir schon oben aus Hadjschi Chalfa's Topographie ersahen, in politischer und wirthschaftlicher Beziehung schlechtere Zeiten für die Juden im Orient folgten. Sie hatten keinen Vertreter mehr beim Padischah. Das Reich und die Dynastie geriethen in Verfall. An dem goldenen Horn scheint keine Staatsgewalt auf die Dauer gesund bleiben zu können. Die Ueppigkeit und die Intrigue sind dort endemisch. Die Paschas, Sipasis und Janitscharen führten in den Provinzen ein Regiment der Gewalt und der Erpressung, und die Erpressung richtete sich, wegen präsumtiver Solvenz, vorzugsweise gegen die Juden.

Die Loblieder auf die Türkei und die Türken, welche im 15. und 16. Jahrhundert so schwungvoll zu erschallen pflegten, begannen im 17. und 18. nach und nach zu verstummen; aber die spanischen Juden im Orient bewahren auch heute noch den Wohlthaten, welche ihren Vorfahren vor Jahrhunderten durch die Türken erwiesen wurden, ein dankbares Andenken. Sie wollen von einem Verfall und einer Theilung der Türkei nichts wissen. Sie blieben am liebsten türkisch. Geht das aber nun einmal nicht mehr, dann würden sie lieber österreichisch, als russisch. Lieber aber würden sie Alles Mögliche, — auch russisch —, als serbisch, griechisch oder gar rumänisch. Von allen Rumäniern behaupten sie, dieselben seien schlimmer als Torquemada.

Eine ähnliche Rolle wie der Herzog von Naxos unter den Männern spielte eine Jüdin, welche Kiera (auch Ghiera, Ghierara, Ghirazza und Chiarazza u. s. w.) genannt wird, unter den Frauen. Wie Jener an Joseph, so erinnert Diese an Esther. Wie Jener Günstling des Sultans, so war Diese Favoritin des Harems. Ausführliche Nachrichten über sie findet man bei Herrn v. Hammer (Geschichte der Osmanen) und bei Herrn Dr. Grätz (Geschichte der Juden, Bd. IX. S. LXIX., Note 7) nach den Quellen dargestellt. Es war zu Ende des 16. Jahrhunderts unter den Sultanen Murad III. und Muhamed III. Zu dieser Zeit lag schon der Schwerpunkt der Regierung mehr in dem Harem, als in dem Divan oder dem Staatsrath. Die Kiera war die Günstlingin der Sultanin Bassa, einer geborenen Venezianerin, welche unter ihrem Gemahl Murad III. als Schaffaki, d. i. Sultanin Gemahlin, und unter Muhamed III. als Walideh, d. i. Sultanin-Mutter, einen großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte hatte. Die Stellung der „Chirazza ebraea“ war eine gleichsam officielle. Sie spielt in den Staatsgeschäften eine große Rolle, namentlich in denen der Venezianer, welche sie begünstigte. Der venezianische Gesandte schickt der Sultanin Sammt und die Sultanin quittirt, sie habe das Geschenk erhalten „per la Chiera nostra schiava,“ durch die Ghiera unsere Sklavin. Die Ghiera war verheirathet, jedoch seit 1566 schon Wittwe. Die jüdischen Autoren jener Zeit rühmen sie wegen ihres Reichthums, ihrer Wohlthätigkeit und ihrer macedonischen Pflege der hebräischen Wissenschaft. Ihr Leben und ihr Regiment endeten am 30. März 1600. Die Sipahis machten ihretwegen eine jener in der späteren türkischen Geschichte immer häufiger werdenden Prätorianer-Emeuten und ermordeten sie und ihre Söhne. Ihr Vermögen wurde confiscirt. Es betrug 5 Millionen Aspern oder 100,000 Ducaten. —

Auffallend war es mir, daß unter den spanischen Juden in Saloniki das Gedächtniß an ihre Vergangenheit, die ich in Obigem zu schildern versuchte, beinahe vollständig erloschen zu sein scheint. So viel wissen sie, daß sie aus Spanien hierher gekommen. Das „Wann“ und „Wie“ aber ist ihnen unbekannt. Nur ein sehr alter Herr von den Sephardim, dem sein langer weißer Bart und seine ehrwürdige Haltung das Ansehen eines Patriarchen verliehen, — er sprach italienisch, was unsere Unterhaltung sehr erleichterte, denn das Sephardim-Spanisch ist sehr schwer zu verstehen — erzählte mir eine lange Geschichte über die Schicksale seiner Vorfahren. Man habe denselben vor tausend Jahren, so sagte er, im Lande Sephârd (Spanien) die Wahl gelassen, ob sie ihren Glauben wechseln, oder den Wogen des Meeres preisgegeben werden wollen.

— „Voll Abscheu gegen den angebotenen Glaubenswechsel,“ fuhr er fort, „und im Vertrauen auf den Beistand unseres Gottes entschieden sich unsere Väter für die Wogen des Meeres. Und ihre grausamen Feinde trieben sie allesammt auf ein altes Wrack ohne Masten und Spriet, ohne Segel und Ruder; und sie gaben sie preis dem Spiele der Winde und der Wellen. Als aber die Nacht herunterstieg, da schickte der Herr seine Engel; und sie nahmen das alte baufällige Schiff, und zogen es in einer Nacht durch alle Meere und an allen Ländern vorüber. Sie zogen es, wie ein Stier zieht den Wagen; und siehe, als es Tag ward, da lag es hier vor Saloniki auf dem Strande. Und unsere Väter und Mütter schlugen hier ihre Hütten auf; und sie waren fruchtbar und mehrten sich, und der Herr gab ihnen tausendfachen Segen. Und er wirkte ihnen Propheten und Gelehrte, und er nannte sie Sephardim, weil sie kamen aus Sephârd dem Lande im Westen.“

So ward die Geschichte zum Mythos.

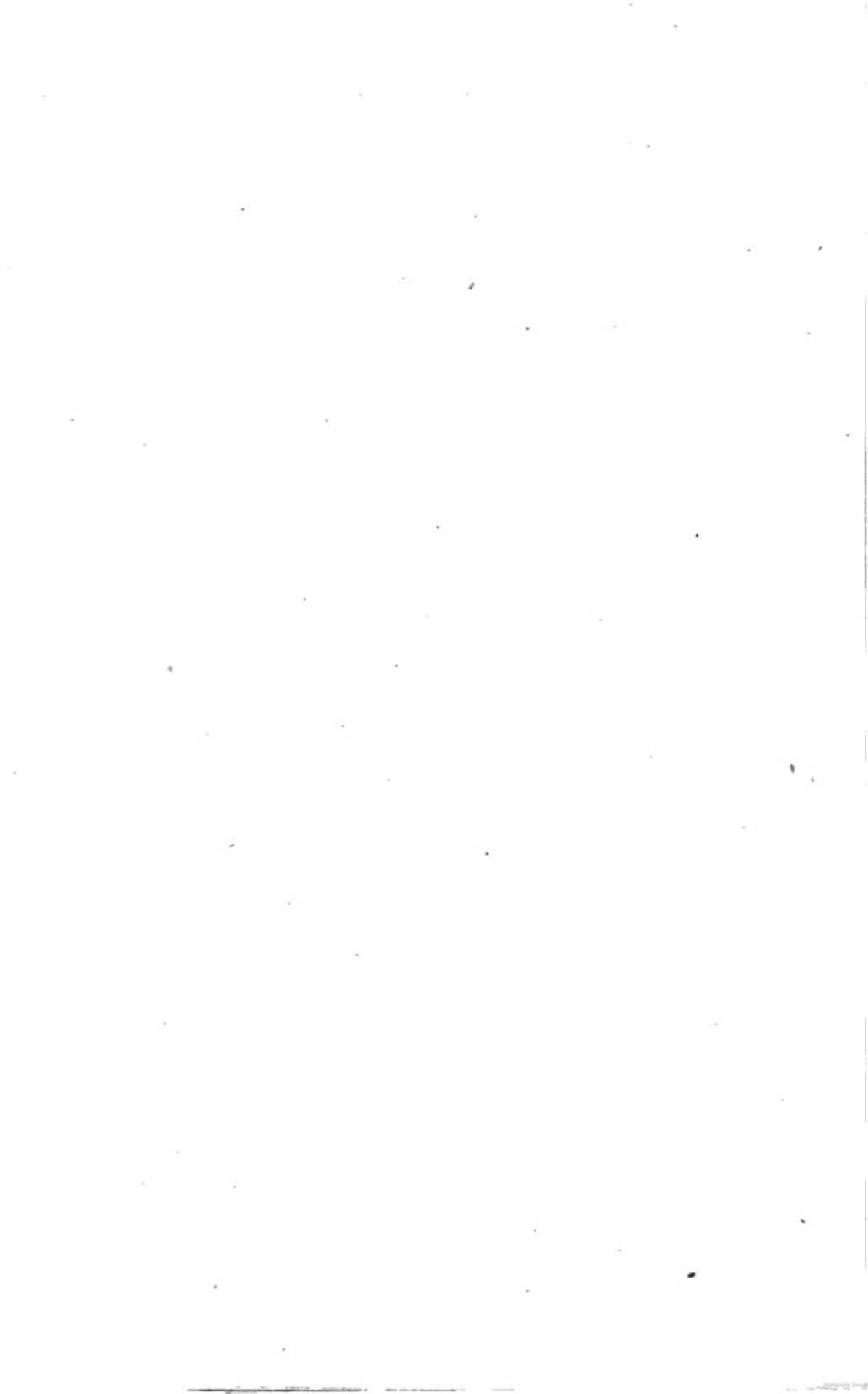
Ich glaube auf die Rücksicht des geneigten Lesers zählen zu dürfen, wenn ich mit möglichster Vollständigkeit Alles, was ich über die Sephardim in Erfahrung bringen konnte, gesammelt und wiedergegeben habe. Da ich in den anderen Werken über die Türkei, namentlich auch in den französischen, italienischen und englischen, nichts der Art gefunden habe, so glaube ich für meine Mittheilungen einen relativen Vorzug der Neuheit in Anspruch nehmen zu können. Offenbar ist der Stoff auch von besonderem kulturhistorischem Interesse; und endlich ist er politisch sehr lehrreich. Denn er zeigt uns, wie sich Spanien durch Fanatismus geschadet, und wie den Türken die Toleranz von Nutzen gewesen und es noch bis zum heutigen Tag ist. Möchten doch die Söhne Osmans daraus erkennen, daß es nur ein Mittel gibt, ihr Dasein in Europa zu fristen, — das ist Colonisation des Landes durch nicht-slavische Colonisten.

---

# Bei einem zerbrochenen Wagen.



Geschrieben in Berlin im December 1875.



## I.

Die türkische Staatsschuld beschäftigt Europa, namentlich aber diejenigen Länder, in welchen die Gläubiger wohnen; das ist in erster Linie Frankreich, in zweiter England, in dritter Belgien und Italien; in den beiden letztgenannten sind es vorzugsweise die katholischen Körperschaften, welche sich im Besitze türkischer Obligationen befinden.

Ueberall haben sich Syndicate gebildet, um die Wahrung der Interessen der Gläubiger in die Hand zu nehmen. Dagegen ist gewiß nichts zu erinnern. Wohl aber erscheint es sehr bedenklich, wenn die Gläubiger sich an ihre Regierungen wenden, um deren Intervention anzurufen, und wenn einzelne dieser Regierungen Miene machen darauf einzugehen. Namentlich in Frankreich sollte man sich daran erinnern, wie die Intervention in Mexiko entstanden, und wie sie ausgegangen ist. Ein Schweizer Namens Jeker hatte dem General Miramon, welchen die Clericalen zum Präsidenten der Republik Mexiko ernannt hatten, sieben Millionen Francs geborgt, und zwar die Hälfte in Gold, die Hälfte in, vielleicht werthlosen, Werthpapieren; dafür hatte Miramon Namens der Republik Mexiko 75 Mill. Francs verschrieben. Jeker erwarb später das französische Bürgerrecht und setzte den größeren Theil seiner mexikanischen Bous in Frankreich ab. Miramon wurde gestürzt und Suarez trat an seine Stelle. Auf Andringen Jeker's

und der übrigen in Frankreich wohnenden Gläubiger, unter welchen man namentlich Morny, den Halbbruder Napoleons, nannte, entschloß sich der Kaiser zu interveniren. Juárez bot, was Jeder wirklich gezahlt habe. Die Gläubiger pochten auf ihren Schein, auf die 75 Millionen, welche statt der 7 verschrieben worden waren. Napoleon griff zu den Waffen. Anfangs in Gemeinschaft mit England und Spanien, welche wegen anderer Dinge Beschwerden gegen Mexiko hatten. Aber schon im Januar 1862 erklärten die Bevollmächtigten dieser beiden Allirten, sie könnten die Forderungen nicht unterstützen, „weil dieselben theils excessiv seien, theils der erforderlichen Belege entbehrten.“ Kurz darauf traten England und Spanien von der Gemeinschaft ganz zurück. Napoleon ging nun allein, und er ging immer weiter. Er octroyirte Mexiko einen Kaiser. Allein der Erzherzog Max war nicht solventer, als der Indianer Juárez. Man kann überhaupt einen Staat nicht zahlungsfähiger machen dadurch, daß man ihn mit Krieg überzieht. Und was war das Ende? Die Franzosen mußten den amerikanischen Drohungen weichen. Im März 1867 schifften sich ihre letzten Truppen in Veracruz nach Frankreich ein. Im Juni wurde Kaiser Max standrechtlich erschossen; und ganz Mexiko unterwarf sich dem Präsidenten Juárez. Bezahlt hat es auch nicht einen Pfennig, und es blieb Frankreich nichts übrig, als selbst die fictiven 75 Millionen an die Inhaber der Obligationen zu zahlen. Außerdem hatte es seine Armee ruiniert und viele hundert Millionen an Geld verloren.

Der Ausgang dieser Intervention dürfte schwerlich zur Nachahmung reizen. Der Erfolg ist entscheidend für die Politik, aber nicht für das Recht.

Man muß daher die Fragen trennen: Läßt es sich rechtfertigen, daß eine europäische Regierung gegenüber der Türkei intervenirt, um für ihre Unterthanen, welche im Be-

sige türkischer Obligationen sind, volle Baarzahlung der Zinsen zu verlangen? Verspricht ein solcher Schritt Erfolg?

Und damit man über den Begriff der „Intervention“ keinen Zweifel hat, wollen wir an einen Hergang zu Beginn des ersten deutschen Reichstags, 1871, erinnern. Die Clericalen wünschten damals, daß der deutsche Kaiser bei dem König von Italien zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Gewalt des Papstes intervenire. Sie gaben zu verstehen, eine Intervention mit bloßen Worten werde schon hinreichen, um den Erfolg zu erzielen, man brauche ja nur zu drohen. Darauf wurde ihnen entgegnet, es sei Deutschlands nicht würdig, leere Drohungen auszustößen, und wenn man von vorn herein entschlossen sei, den Worten keine Thaten folgen zu lassen, so thue man besser, lieber auch nicht einmal mit den Worten zu beginnen, sondern von jeder Intervention abzusehen. Wir setzen, in Uebereinstimmung mit dieser Auffassung, voraus, daß man unter „Intervention“ ein ernsthaftes Dazwischentreten verstehe, und nicht ein solches, welches sich auf einen bloßen Schriftenwechsel beschränke. Denn das letztere würde auf die Türken, welche so klug sind wie andere Menschen auch, nicht den geringsten Eindruck machen. Wohl aber werden dieselben wohlmeinendem und vernünftigem Rathe zugänglich sein, der ihren Credit wiederherstellt.

Dies vorausgeschickt, recapituliren wir die Thatfachen:

Bis zum Krim-Kriege hatte die Türkei keine Staatsschuld; und dies war für sie der naturgemäße Zustand. Denn dieser unter der Gewalt des Padiſchah stehende Ländercomplex in Europa und Asien, welchen man die Türkei nennt, ist Alles in der Welt eher als ein solventer moderner europäischer Staat mit einer regelmäßig arbeitenden Verwaltungsmaschinerie und mit geordneten und controlirten Finanzen. Vor Allem hat er kein eigentliches Staatsbudget, welches die Einnahmen und Ausgaben regelt und beide im

Gleichgewicht zu halten bestrebt ist. Die Ausgaben steigen je nach den Liebhabereien und Launen des Serrail und außerdem nach Maßgabe der Ansprüche, welche die Türkei hinsichtlich ihrer Stellung unter den europäischen Mächten macht. Aber die Einnahmen steigen keineswegs in dem nämlichen Maße. Denn man verwendet nur wenig für wirtschaftliche Meliorationen und sonstige productive Zwecke, und selbst das Wenige ist weggeworfen, weil es an dem Rechtsschutz fehlt, welcher nöthig ist, um Kapital und Menschen anzulocken und um der vorhandenen Bevölkerung Lust und Liebe zur Arbeit einzulößen, dadurch daß man ihr den ruhigen und friedlichen Genuß der Früchte ihrer Thätigkeit sichert. Allerdings hat die Türkei die größten Anstrengungen gemacht, ihre Einnahmen zu vermehren. Sie hat vielfach den verderblichen Rathschlägen vazirender europäischer Finanz-Genies Gehör geschenkt und sich einer raffinierten Plusmacherei ergeben, wie solche nur in den schlechtesten Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts in einigen verkommenen deutschen Kleinstaaten Sitte war, und wie sie mit den im Uebrigen theils primitiven und theils feudalen Zuständen der Türkei in dem schneidendsten Contrast steht. Die türkische Regierung würde hierin noch viel weiter gegangen sein, wären ihr nicht Schranken gezogen durch die Kapitulationen mit den sogenannten „befreundeten Mächten,“ laut deren sie die Unterthanen der letzteren zu eigentlichen Personalsteuern nicht heranziehen darf. Dies ist einer der vielen Gründe, warum das türkische Steuersystem trotz aller Raffinements außerordentlich mangelhaft ist, und auch mangelhaft wirkt. Der Hauptgrund seiner mangelhaften Wirksamkeit und der verhältnißmäßigen Unergiebigkeit der Steuern und sonstigen Staatseinnahmequellen ist aber in der Beschaffenheit der Staatsverwaltung zu suchen, namentlich darin, daß die Türkei keine Beamten im europäischen Sinn hat. Dies bedarf einer genaueren Darlegung.

Wir klagen, namentlich in Deutschland, über unsere Bureaufkratie; und es ist wahr, daß dieselbe durch Bietregiererei und übermäßige Bevormundung viel gefündigt, viel entwicklungsfähige Keime unterdrückt oder wenigstens zurückgehalten, Vieles in falsche Bahnen gelenkt und namentlich in einzelnen deutschen Kleinstaaten sich unzuverlässig und unfähig erwiesen hat. Allein auf der andern Seite hat das deutsche Beamtenthum doch Großes geleistet. Es ist z. B. die preußische Bureaufkratie, welcher wir den wirthschaftlichen Fortschritt, den Zollverein und die geregelten Finanzen des Staates verdanken. Diese Beamten haben ihre pragmatischen Rechte, sie sind, so lange sie ihre Schuldigkeit thun, gesichert gegen Schädigung ihres Einkommens und ihrer Stellung, sie sind unabhängig von den Launen der Großen, ihr Einkommen ist zwar nicht groß, aber vollkommen gesichert, vor Allem aber genießen und verdienen sie die von dem Publikum respektirten Ehren ihres Amtes; und grade das Ehrgefühl ist es, welches sie jeden rechtswidrigen Gewinn verschmähen läßt, namentlich aber jeden Mißbrauch ihres Amtes und jede Bereicherung zum Nachtheil des Staates. Endlich haben sie die allgemeine wissenschaftliche Bildung genossen und ihre Fachwissenschaft gründlich studirt.

So hat denn der Staat überall zuverlässige Organe, von welchen eines das andere controlirt und welche alle befehlet sind von dem gemeinsamen Gefühl, mit einander zu cooperiren zum Vortheil des Staates, welcher sie anstellt und besoldet. Diese Organisation kommt natürlich vor Allem den Finanzen des Staates zugut. Da wird keine Einnahmequelle vernachlässigt, keine Ausgabe ohne Noth überschritten; das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben wird aufrecht erhalten; und der ganzen Finanzverwaltung ist ein die Ordnung derselben verbürgender Charakter der Oeffentlichkeit und der Durchsichtigkeit gegeben. Doch dies System der europäischen Kulturstaaten

ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, dasselbe weiter zu schildern.

Wir haben diesen kurzen Versuch einer Charakteristik auch nur gegeben, um daran die Behauptung zu reihen, daß von Alledem das direkte Gegenteil in der Türkei der Fall, und daß grade darin eine Ursache der finanziellen und politischen Verkommenheit zu suchen ist, welche nicht etwa von Gestern datirt, sondern eigentlich immer vorhanden war, und zwar weit früher schon als die Staatsschulden.

Die Türkei kennt keinen regelmäßigen Staatsdienst, namentlich fehlen hier diejenigen Organe vollständig, welche erforderlich sind, um die Ausgaben des Staats zu kontrolliren und dafür zu sorgen, daß die Einnahmen, welche in Aussicht genommen sind, auch wirklich ganz in die Staatskasse fließen.

In Ungarn hat man z. B. auch neuerdings die Steuern vermehrt, jedoch ohne damit die gewünschten Erfolge ganz zu erzielen. Denn freiwillig zahlten die Steuerpflichtigen nicht, und es fehlte an den Vorrichtungen, sie dazu zu zwingen. In Italien tragen ebenfalls die Steuern nicht so viel ein, als sie sollen. Da ringt der Scharfsinn der Steuerpflichtigen mit dem der Steuerbeamten, und sehr oft scheint der erstere zu siegen. Das Alles ist zwar auch nicht gut für die Finanzen, aber es sind Kleinigkeiten im Verhältniß zu den Mißständen in der Türkei.

Hier besteht keinerlei Vorbedingung für den Antritt eines öffentlichen Amtes. Man fordert keinerlei Garantie für Befähigung oder Verlässlichkeit. Die Kaiserin Katharina machte einen Kammerdiener zum Minister, — aus besonderen Beweggründen. Hier in der Türkei bedarf es gar nicht solch spezieller Motive, um aus einem Thürsteher einen Großvezir, aus einem Büchsenspanner einen Muschir und aus einem Kaitdschi (Kahnführer) einen Minister zu machen. Mehmet-

Ali, der nachmals Vicekönig von Aegypten wurde, war ursprünglich der Tufendschi, d. h. der Büchsenspanner des Chosref Pascha; und dieser, der sich durch seine Schlaueit fünfunddreißig Jahre lang in den höchsten Aemtern zu erhalten wußte, hatte selbst auch keine glänzendere Vergangenheit aufzuweisen. (Moltke, Bericht über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, S. 28 u. ff.) Aehnlich war es in dem alten Byzanz, wo mancher des Lesens und Schreibens unkundige Schafdieb oder Landsknecht aus Thesalien oder Bosnien, der nach der Hauptstadt ging, um seine Körperkraft zu verwerthen, schließlich gar den Thron der oströmischen Cäsaren bestieg. Nun soll zwar nicht geleugnet werden, daß sich vielleicht auch einmal unter den Schafhirten und Landsknechten, unter den Büchsenspannern, den Thürrütern und Kahnführern ein staatsmännisches Genie findet. Aber die Regel pflegt doch zu sein, daß diese Emporkömmlinge, deren ganze Existenz auf einer Laune des Augenblicks ruht, gewöhnlich die niederen Leidenschaften und Anschauungen in ihre höhere Stellung mitnehmen und sie da zu befriedigen trachten.

Schlimmer aber als dieser Mangel an jeder Voraussetzung zur Uebernahme eines öffentlichen Amtes und der eigentliche Kern der Mißstände ist der Begriff, welchen sich der Türke von solch' einem Amte macht. Es ist nicht eine im Interesse des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft an den Befähigtesten und Würdigsten verliehene öffentliche Funktion, sondern eine Gnade des Sultans, kraft deren, wie sich mein Kawasß ausdrückte, „Einer an die Krippe gebunden wird, damit er ordentlich fresse“ und für die Seinigen sorge. Hier sagt der Beamte: der edle Mensch denkt an sich selbst zuerst. Wer behaupten wollte, der Beamte habe in erster Linie nicht sein eigenes Interesse und das seiner Nepoten, sondern das des Staats im Auge zu behalten, der würde hier als ein sonderbarer Schwärmer be-

trachtet werden; und bezeichnend für die herrschende Auffassung der Dinge ist, daß mir in einer großen türkischen Provinzialstadt von dem Bali, d. h. dem Oberpräsidenten der Provinz, von allen Seiten, von Türken und Rajah, von Muhamedanern, Juden und Christen, auf das Nachdrücklichste und Feierlichste versichert wurde, dies sei der einzige Pascha in allen rumilischen und anatolischen Landen des türkischen Reiches, welcher kein „Badschisch“ nehme. Der Beamte also, der keine Trinkgelder nimmt (dieser Ausdruck in des Wortes vertwegenster Bedeutung verstanden), wird als ein wahres Wunderwerk betrachtet und gleichsam wie ein weißer Rabe dem Fremdling gezeigt. Von ihm gilt, was der lateinische Dichter sagt: Er erfreut sich des Vorzugs „monstrari digito et dicier: Hic est.“

Als ich mich darüber wunderte, sagte man mir:

„Ja, was wollen Sie? Glauben Sie denn, daß die Leute ihr Amt umsonst erhielten? Es kostet sie ein schweres Geld. Sie wissen gar nicht, wie viele Räder zu diesem Zwecke geschmiert werden müssen. Ehe ein Mann ein hohes Amt erhält, muß er zu diesem Ende so viel Geld aufwenden, daß er nachher auf Mittel und Wege zu sinnen genöthigt ist, wie er dies Kapital, das er in der Regel auch noch zu Wucherzinsen bei einem Armenier oder Griechen borgt, verzinse und amortisire. Dazu kommt dann, daß er nicht weiß, wie lange er im Besitze dieser Stellung bleibt. Der Padischah, welcher ihn heute aus seinem Dunkel hervorholt, um ihn an einen erhabenen Posten zu stellen, kann ihn morgen wieder in dieses Dunkel zurückstoßen; und es ist daher rathsam, daß er seine Gönner miteffen läßt, d. h. daß er Denjenigen, von welchen die Dauer seines Amtes direkt oder indirekt abhängt, gestattet, an seinen legitimen und an seinen illegitimen Einnahmen — und die letzteren bilden den größeren Bestandtheil — zu participiren. Uebrigens (sagte mir mein Gewährsmann, der eine gewisse Vor-

liebe für die Türken, im Gegensatz zu der „Kajah,“ nicht unterdrücken konnte,) ist das ja bekanntlich in der Türkei nicht allein so. Ist es etwa in Rußland besser? Man sagt, dies sei der Fluch des Absolutismus. Aber ich glaube das nicht. Denn erstens ist der Sultan gar nicht so allmächtig, wie man glaubt. Außerdem aber findet sich das selbe Uebel auch in constitutionellen Monarchieen und sogar in Republiken. Ist es in Amerika besser, wo das ganze Volk der Souverän ist? Wer dort, wo fast alle öffentlichen Aemter durch Volkswahlen besetzt werden, gewählt sein will, muß vielleicht eben so viel Geld aufwenden, wie der, welcher hier vom Großvezier oder vom Padischah ernannt werden will; und auch diese Summe wird er nicht verloren geben wollen. Hat nicht der Gemeinderath von New-York, welcher von dem süßen Mob gewählt war, seine Amtsführung so einrichten müssen, daß der biedere Irländer auf Kosten der Stadt lebte, weil eine Ehre die andere werth ist? Und denken Sie etwa, daß es in Serbien, Rumänien und Griechenland besser ist, als bei den Türken? Im Gegentheil, es ist noch viel schlechter; und daran sind die constitutionellen Verfassungen schuld, welche für diese Völker nicht passen. Dort wechseln die Minister noch schneller, als hier in der Türkei die Beziere, Muschirs, Balis und Paschas; und mit den Ministern wechseln alle Beamten. Das constitutionelle System ist da kein Krieg um die Gewalt, sondern ein Krieg um das Geld; ein Krieg um die Besoldungen und um die Stellen. Die Beamten wechseln und die Corruption bleibt. Ja der parlamentarische Repotismus, welcher sich bis in das siebente Glied der Verwandtschaft erstreckt, ist dort das einzig Bleibende im Wechsel.

— Ich will Ihnen nur ein ganz unschuldiges Beispiel von unserer administrativen Eigenthümllichkeit erzählen:

„Die türkische Regierung hat sich verpflichtet, zu allen Bahnhöfen gute Zugänge herzustellen, — Straßen und

Brücken, welche zu den Bahnhöfen führen, um von da aus das Innere des Landes aufzuschließen, damit der Bahn Güter zufließen und sie Einnahmen bekommt. Die Regierung ist bestrebt, diese der Eisenbahn gegenüber eingegangene Verpflichtung zu erfüllen. Natürlich hat sie aber für dergleichen kein Geld. Sie greift daher zum Robot oder zu Frohnden. Die Rajah muß Hand- und Spanndienste verrichten. Es wird bestimmt: Die Straße von Da bis Da soll gebaut werden und auf vier Meilen Entfernung muß jeder Einwohner frohnden. Schlimm ist es nun, wenn die betreffenden Dörfer wohlhabend sind. Sie stellen dann vor, sie lägen zu entfernt, um wirksam und ohne Zeitverlust arbeiten zu können; sie verlore zu viel Zeit mit dem Hin- und dem Herweg, auch fehle es ihnen an Schaufeln und Karren und was sonst zu Erdarbeiten nöthig, sie wollten daher lieber die Naturaldienste durch Geld ablösen und böten dazu so und so viel. Nun geht das Handeln los. Aus Bieten und Fordern kommt man schließlich zur Vereinbarung einer Summe. Diese wird bezahlt; und — der Weg bleibt ungebaut. Nach einigen Jahren wiederholt sich das nämliche Schauspiel. Die Gemeinden sollen wieder Frohndienste auf derselben noch nicht gebauten Strecke leisten. Sie zahlen wieder Reluitions gelder, und es geht Alles gut bis auf den Weg, welcher abermals ungebaut bleibt. Der Grund, warum wir hier keine Wege besitzen, ist einzig und allein darin zu suchen, daß hier einige Gemeinden Geld haben.“

Diese Aeußerungen eines Deutschen, welcher schon sehr lange in einer türkischen Provinzialstadt wohnt und wie gesagt den Türken weit mehr zuneigt als der slavischen „Rajah,“ mögen einen Fingerzeig geben für Beurtheilung des türkischen Beamtenthums und Staatshaushalts.

Was die Staatsschulden anlangt, so datiren dieselben aus den Zeiten des Krimkrieges.

## II.

Werfen wir also, um ein Verständniß der türkischen Schuld zu bekommen, einen Blick auf den Krieg, welcher sie in den Stand gesetzt hat, Schulden zu machen.

Viele Westeuropäer haben immer noch keinen Begriff von dem Krim-Krieg, von diesem für den Orient so wichtigen Hergang. Weil die Krisis ihren Ausgang nahm von den „heiligen Stätten“ in Jerusalem, Bethlehern und dem übrigen Palästina, so hielt man das Ganze lange für ein bloßes „Pfaffengezänke.“ Später glaubte man an eine „Wiedergeburt der Türkei.“ Beides ist irrig.

Es ist ja wahr, der Ausgangspunkt des Krieges waren nur ein silberner Stern und ein eiserner Schlüssel, — ein Stern, der nicht leuchtet, und ein Schlüssel, der nicht schließt, denn die Andern hatten ja auch Schlüssel zu der nämlichen Pforte.

Es war im Jahre 1847, als in der Kirche zu Bethlehern ein silberner Stern mit einer lateinischen Inschrift verschwand. Darüber geriethen die katholischen (lateinischen) Mönche, welche glaubten, die lateinische Inschrift des Sterns, (wahrscheinlich waren sie zu unwissend, um sie entziffern zu können), beweise etwas zu ihren Gunsten, in Streit mit den griechisch-orientalischen. Die Franziskaner behaupteten, die „Kaluger“ \*) hätten den Stern gestohlen. Die Kaluger behaupteten, die Franziskaner hätten selber den Stern wegescamotirt, um die Kaluger anschwärzen zu können. Frankreich nahm sich der Franziskaner, Rußland der Kaluger an.

Dazu kam im Jahre 1852 ein neuer Streitfall. Ein alter eiserner Schlüssel zum westlichen Eingang der Basilica in Bethlehern war abhanden gekommen. Die Franziskaner

\*) Name der griechischen Mönche, von *καλὸς γέρον*, d. i. schöner edler oder guter Alter.

reclamirten denselben. Die hohe Pforte gab ihnen Recht. Die Sache war an sich gleichgültig. Denn die Andern hatten auch den Schlüssel zu der nämlichen Thüre, und außerdem waren noch so und so viele andere Eingangsthüren da; und die Kirche war, darüber herrschte gar kein Streit, den Confessionen gemeinsam. Trotzdem entstand über diesen Schlüssel wieder ein furchtbares Pfaffengezänke zwischen den lateinischen Franziskanern und den griechischen Kalugern. Der französische Gesandte stand wieder auf der Ersteren, und der russische auf der Letzteren Seite. Aus dieser Intervention der Gesandten, aus dem Streit über den silbernen Stern und den eisernen Schlüssel entstand der Krim-Krieg, und aus dem letzteren sind die türkischen Staatsschulden und der türkische Partialbankerott von 1875 entstanden.

Fürst Bismarck soll einmal gesagt haben, „in Constantinopel würden alle Gesandten verrückt.“ Dieses offenbar scherzando gesprochene Wort hat, cum grano salis verstanden, seine ernsthafte Wahrheit. In Constantinopel wird die geringfügige Kleinigkeit, sobald sie nur in den Bereich der diplomatischen Beziehungen geräth, in hoch diplomatischen Formen und mit der größten Wichtigkeit behandelt. Als ich den Schatz des Mahmud in Constantinopel sehen wollte, mußte ich mich deshalb an den deutschen Botschafter wenden; dieser hatte die Gewogenheit, deshalb an den türkischen Reichskanzler, den Großvezir, zu schreiben, und letzterer ließ mir darauf einen in den feinsten türkischen Schriftzügen geschriebenen „Teskere“ (Eintritts-Karte) zugehen. *Quel bruit pour une omelette!*

Daß aber auch Kleinigkeiten, wenn sie diplomatisch geworden, mit großer Wichtigthuerei behandelt werden, hat hier, in Constantinopel, seine ganz vernünftigen Gründe; denn das Wirkliche ist ja, wie Hegel sagt, immer vernünftig. Bei diesem Durcheinander von Kasten und von Religionen, bei der Schwäche der türkischen Regierung, bei der Stärke

und dem Einfluß der sogenannten „befreundeten“ Regierungen, bei dem Antagonismus, der Eifersucht und der Ambition, welche unter den letzteren herrschen, kann sich aus jeder Kleinigkeit über Nacht eine welterschütternde Frage entwickeln und deshalb muß man Alles mit Vorsicht und Delikatesse behandeln, — Alles ohne Ausnahme. Kleinigkeiten gibt es hier überhaupt nicht. Oder vielmehr diese Dinge, wie z. B. der Stern oder der Schlüssel, bedeuten zwar an und für sich gar nichts, aber sind sie die Symbole des Einflusses und der Machtstellung der betreffenden europäischen Länder. Als Frankreich für die Franziskaner einen Schlüssel begehrte, waren ihm ohne Zweifel die Mönche und der Schlüssel an sich höchst gleichgültig; aber Napoleon III., damals auf seinem wiederhergestellten Kaiserthron noch nicht genügend befestigt, wollte wohl seinen Franzosen ein Beispiel vorführen, was er im Auslande vermöge; er wollte dem katholischen Clerus, dessen er für die Wahlen nach allgemeinem Stimmrecht bedurfte, seinen guten Willen zeigen; vielleicht dachte er auch daran, daß Kaiser Nicolaus ihn nicht als „Frère“ gelten lassen wollte. Alles das versteckte sich hinter dem Schlüssel.

Kaiser Nicolaus dagegen glaubte sich so sicher als präsumtiver Erbe des kranken Mannes, daß er jede Verfügung des letzteren über Regierungsrechte oder Vermögensobjekte als eine Schmälerung des Nachlasses und als eine Beeinträchtigung seiner Ansprüche ansah. Nicht einmal einen Schlüssel wollte er missen. Dann aber knüpfte er an die winzige Frage des Schlüssels mit ächt russischer Schlaubeit die kolossale Forderung einer Mitregentschaft über 6 Millionen „Rajah,“ d. h. über die Mehrzahl der europäischen Unterthanen des Sultans. Gleich den übrigen „befreundeten“ Mächten hatte Rußland die Jurisdiction über die auf türkischem Boden lebenden wirklichen Russen; und wie Frankreich für die lateinische Confession, so hatte Rußland für

die griechisch-orientalische gewisse Schutzrechte an den sogenannten „heiligen Stätten.“ Das war Alles.

Im Uebrigen lebte die „Rajah,“ d. h. die Masse der nicht-muhamedanischen Unterthanen des Sultans, unter ihren einheimischen kirchlichen oder religiösen Oberhäuptern, also die Lateiner unter den Bischöfen, die Griechen unter den Patriarchen, die Juden unter dem Synhedrium und den Oerrabbinern. Dasselbe galt von den Armeniern und den sogenannten Juden-Christen oder jakobitischen Sekten, den Syriern, Abyssiniern und Kopten. Jeder konnte, vorausgesetzt, daß er im Uebrigen sich beugte, frohndete, zahlte und sich mißhandeln ließ, ganz nach seiner Façon selig werden. Die geistlichen Oberhäupter waren zugleich auch die weltliche Regierung der betreffenden Confessionen und Sekten. In dieser Eigenschaft standen sie unter der Regierung des Sultans; und soweit letztere die hierarchischen Interessen respektirte, vertrugen sie sich ganz gut mit derselben. Auf der Basis dieser Reciprocität ruhte auch hier das Bündniß zwischen Thron und Altar, zwischen Kreuz und Halbmond. Es war ein Mischmasch von Selbstverwaltung und geistlicher Interessen-Vertretung. Das türkische Reich war und ist ein loses Conglomerat von Rassen und Religionen. Die Osmanlis besorgten das Regieren und den Kriegsdienst, und die „Rajah“ mußte bezahlen. So war der Zustand bis zum Krim-Krieg.

Aus Anlaß des Schlüsselkonfliktes aber forderte der Czar Nicolaus plötzlich das Protectorat nicht bloß über die sich vorübergehend in der Türkei aufhaltenden Russen, sondern über sämtliche griechisch-orientalische Unterthanen des Sultans, indem er behauptete, dieselben seien „russischen“ Glaubens. Er muthete dem Sultan zu, bezüglich der Mehrzahl seiner Unterthanen, ohne daß diese es verlangten, einen auswärtigen Souverain als Mitregenten anzuerkennen, oder in dem russischen Kaiser den Papst der

„Kajah“ zu erblicken, und zwar einen Papst, der nicht bloß segnet oder flucht, sondern auch haut und sticht, schießt und bombardirt, und der gar kein Hehl daraus macht, daß er den kranken Mann auch in der weltlichen Territorialgewalt succediren will, ohne durch Gesetz, Vertrag oder Testament dazu berufen zu sein.

So war also die Frage des Schlüssels zur westlichen Thüre aus einer bethlehemitischen zu einer türkischen, aus einer türkischen zu einer europäischen, aus einer europäischen zu einer Weltfrage geworden. Die Westmächte traten für den Sultan ein gegen den Kaiser von Rußland; und so verhaßt das türkische Regiment auch zur Zeit des griechischen Aufstandes war, und so verhaßt wie es jetzt ist, aus Anlaß der partiellen und temporären Einstellung der Baarzahlung der Zinsen der Staatsschuld, ebenso populär war es von 1850 bis 1860. Weil der Czar während der letzten drei Lustra ganz Europa vor den Kopf gestoßen, weil er die Türkei mißhandelt, England und Frankreich brüskirt, Deutschland in seinen nationalen Zielen gestört, Oesterreich in Form einer Hilfeleistung gedemüthigt, weil er sich unterfangen hatte, dem Fortschritt von Europa unter Drohungen Stillstand zu gebieten, deßhalb wurde plötzlich der Türke ohne eigenes Zutun und geradezu zu seiner eigenen höchsten Ueberraschung, das verhätschelte Schöpfkind von Europa. Er theilt dies Schicksal mit Griechenland, das, vor fünfzig Jahren angeschwärmt und bewundert, heute der Gegenstand billiger Sarkasmen aller Touristen geworden ist.

Das russische Manifest vom 1. November 1853 rief die griechisch-orientalischen (oder wie man damals mit geflüchtigter Verwechslung sagte die griechisch-„russischen“) Unterthanen des Sultans, d. i. die größte Rajah-Gemeinschaft in der Türkei, auf, den Czaren in seinen Bemühungen zur „Sicherstellung der geheiligten Rechte der orthodoxen Kirche“ zu unterstützen. Allein diese Provocation zum Reli-

gionskrieg des Kreuzes wider den Halbmond hatte, abgesehen von einem kleinen District an den griechischen Grenzen, keinen Erfolg. Die Rajah trug kein Verlangen, zwei Herren zu bekommen. Sie hatte schon an einem mehr als genug. Die Russen hatten mit ihrem Angriff keinen Erfolg; aber der Krieg forderte von der Türkei große Opfer; die Finanzlage wurde immer schwieriger; die Einnahmen reichten schon im Frieden nicht, viel weniger in dem Kriege; die Flotte ging verloren und die muhamedanische Mannschaft wurde decimirt. Gleichwohl war der Krieg bei den Osmanli außerordentlich populär, aber nur bis zu dem Augenblick, wo Rußland gezwungen wurde, von seinen Präntensionen faktisch zurückzutreten und die von ihm besetzten Donaufürstenthümer wieder zu räumen (Ende August 1854). Der Rest des Krimkrieges betraf nur noch eine Machtfrage zwischen den Westmächten auf der einen, und Rußland auf der andern Seite. Die Türkei ging er gar nichts mehr an; und der wahre Türke sah es mit Unmuth, daß seine westeuropäischen Freunde von Gallipoli nach Constantinopel, von da nach Varna, und endlich auch nach der Krim vorrückten und die im Grunde des Herzens der Fortsetzung des Krieges widerstrebende türkische Regierung mit sich fortzuschleppten. Auch hatte die türkische Armee von da an kein Glück mehr und ihre anfänglichen Erfolge in Asien verwandelten sich in Niederlagen.

Beim Abschluß des Friedens kamen die Westmächte in einen eigenthümlichen Konflikt. Sie glaubten, wie mir scheint, mit Unrecht, Rußland erfreue sich der größten Sympathie der gedrückten Rajahnationen, weil es deren Glauben vertheidige. Daraus schlossen sie, sie müßten etwas ganz Erkleckliches thun zu Gunsten dieser großen Rajah-Gemeinschaft. Aber ließ sich Etwas thun zu Gunsten der Rajah, was nicht zu Schaden der Osmanli und des türkischen Reichs ausschlug? Mußte man nicht, was man der ersteren geben

wollte, den letzteren nehmen? Und waren die Türken nicht die treuen Verbündeten und die damals populärste Nation in Europa, für deren „Freiheit“ die westeuropäischen Kultur-Völker eingetreten waren gegen den „völkermordenden russischen Absolutismus?“

Die Beschränkungen, welche der Pariser Friede den Russen auferlegte, sind größtentheils wieder rückgängig geworden und interessiren uns hier überhaupt nicht. Hier fragen wir nur: Wie zogen sich die Westmächte aus jenem Konflikt zwischen der Türkei und der türkischen „Kajah?“ Sie dictirten zunächst dem Sultan den bekannten Hattihumajum, welcher am 18. Februar 1856 (auf Türkisch: 11. Dschemazin-ul-ajir) in feierlicher Sitzung auf der „hohen Pforte“ (Reichskanzler-Amt) publicirt wurde und anfängt mit den viel verheißenden Worten, die beinahe an den römischen stylus curiae erinnern:

— „Es soll gehalten werden, wie hier gesagt ist!“ —

— „An Dich, Meinen Groß-Bezier Mehemed Emir Ali Pascha, der Du geziert bist mit Meinem Kaiserlichen Medschidschi-Orden erster Klasse und mit dem persönlichen Verdienst-Orden!

„Gott verleihe Dir Größe und verdoppele Dein Ansehen!

„Mein aufrichtigster Wunsch ist von jeher gewesen, das Glück aller der verschiedenen Klassen von Untertanen zu begründen, welche die göttliche Vorsehung Meinem Scepter unterworfen hat, und seitdem Ich den Thron bestiegen, habe Ich nicht aufgehört, alle Anstrengungen zu diesem Zwecke zu machen.

„Ich danke dem Allmächtigen, daß er diese ununterbrochene Mühewaltung bereits zahlreiche und nützliche Früchte hat tragen lassen. Von Tag zu Tag sind die Wohlfahrt Meiner Völker und der Reichthum Meiner Staaten in Zunahme begriffen. Ausgehend von dem Wunsche, heute die

neuen Institutionen, welche begründet worden sind, um die Würde Meines Reiches und seine Stellung unter den Kulturstaaten zu fördern, wiederholt zu bestätigen und zugleich zu erweitern, und in Erwägung, daß durch die Treue und die löblichen Anstrengungen aller Meiner Unterthanen, sowie durch den wohlmeinenden und freundschaftlichen Beistand Meiner edlen Bundesgenossen, der Großmächte, die Verfassung und die Rechte Meines Reiches auch von Außen her eine Weihe erhalten haben, welche den Anfang eines neuen Zeitalters bezeichnet: will Ich hierdurch die Wohlfahrt und das Gedeihen im Innern vermehren und das Glück aller Meiner Unterthanen sicher stellen, welche in Meinen Augen alle gleich sind und von welchen Mir Einer so theuer ist, wie der Andere, die auch außerdem unter einander verbunden sind durch das sympathische Band des Patriotismus, und geleitet von der Absicht, die Mittel sicher zu stellen, daß Mein Reich von Tag zu Tag mehr blühe und gedeihe, habe Ich beschlossen, und verordne wie folgt 2c.“

Man muß zunächst immer im Auge behalten, daß dieser Hatti-Humajum nicht aus der eigenen Entschliebung der türkischen Regierung hervorgegangen, sondern ihr durch die Westmächte octroyirt ist. Was seinen Inhalt anlangt, so enthält er im Wesentlichen das, was wir in Deutschland mit dem Wort „Grundrechte“ bezeichnen. Wir verstehen darunter bekanntlich grundsätzliche Maximen in der Verfassung, welche jedoch keineswegs gleichzeitig mit dieser in rechtliche Gültigkeit und praktische Wirksamkeit treten, sondern später zu gelegener Stunde und am gelegenen Orte durch Spezialgesetze, welche erst noch unter den betreffenden Factoren zu vereinbaren sind, eingeführt oder vielmehr ausgeführt werden sollen. Der Name „Grundrechte“ datirt in Deutschland vom Jahre Achtundvierzig und von der Frankfurter Nationalversammlung, welche über der Berathung solcher theoretischen Principien die Zeit zum praktischen Handeln

versäumte. Aber nur der Name ist neu bei uns. Die Sache ist alt. Denn die deutsche Bundesverfassung von 1815 strotzt von solchen Grundrechten; aber der Frankfurter Bundestag, welcher sich der in jener Verfassung garantirten gemeinschädlichen Privilegien, wie z. B. des Post-Monopols des Fürsten von Thurn und Taxis mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt annahm, hat während des halben Jahrhunderts seines Bestehens für deren Realisirung nicht das Geringste gethan.

Daß die türkische Regierung seit 1856 die ihr von Dritten in den Mund gelegten Versprechungen des Hattumajum noch nicht erfüllt hat, ist unter diesen Umständen ziemlich begreiflich. Unter diesen Versprechungen steht an der Spitze die Gleichstellung aller Religionsgesellschaften und die Unabhängigkeit der bürgerlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Rechte von dem religiösen Bekenntniß, die Reform der Rechtsprechung, Sicherstellung von Person, Eigenthum und Ehre, allgemeine Theilnahme am Kriegsdienst, Gestattung des Erwerbs von Grundeigenthum durch Fremde, d. h. durch Nichtunterthanen des Sultan\*).

Außerdem wird Abstellung der Unordnung im Münzwesen, Beseitigung der Valutastörung, Bau von Landstraßen, Canälen und Eisenbahnen u. s. w. versprochen.

Was die türkische Bevölkerung anlangt, so verhielt sie sich indifferent gegenüber den soeben genannten Meliorationen, dagegen feindselig wider die erstgenannten Reformen zu Gunsten der fremden Ungläubigen und der einheimischen „Kajah.“

„Schlimmer wären wir auch mit den Russen nicht gefahren,“ hieß es, „dazu hätten wir nicht nöthig gehabt, einen Krieg zu führen, der die Mittel unseres Landes er-

\*) Auch in den christlichen Staaten Serbien und Rumänien ist der Erwerb von Grundeigenthum den Fremden, den Juden und den Muhamedanern verboten.

schöpft hat.“ Man vergaß die Verdienste, welche sich England und Frankreich um die Erhaltung der Türkei erworben, und erinnerte an eine in der Türkei landläufige Redensart: „Das ganze Heidenthum bildet nur eine Nation,“ womit man sagen wollte, die Franzosen und Engländer seien gerade so schlecht, wie die Russen, und die Türkei habe sich vor allen Ungläubigen gleichmäßig zu hüten. Im Stillen tröstete man sich mit dem Gedanken, daß es doch nur Versprechungen seien, die der Hattumajum enthalte.

Auf der andern Seite wußte man sich schadlos zu halten. Die versprochene „allgemeine Wehrpflicht“ handhabte man in der Art, daß man alle Rajah-Leute zwang, sich vom Militärdienst loszukaufen; wobei nicht allein die Staatskasse eine schöne Einnahme erzielte, sondern auch noch für „Badschisch“ und Erpressungen daneben ein weiter Spielraum frei blieb. Von Alters her bestand nämlich in der Türkei eine Kopfsteuer für die Rajah-Bevölkerung, genannt Rharadsch, die etwa dem Begriff eines Schutzgeldes entsprach, welches die waffenunfähigen Heloten den Türken zahlten dafür, daß letztere allein den Kriegsdienst versahen. Während des Krieges schon drang der englische Gesandte darauf, daß der Rharadsch abgeschafft und das „allgemeine Waffenrecht“ proclamirt werde. Das Ergebniß seiner Bemühungen war das Gesetz vom 10. Mai 1855, welches die Conscription auch auf die Rajah-Bevölkerung ausdehnte und das Contingent für jede Nation festsetzte, jedoch mit den Maßgaben, daß nur ein kleiner Theil dieses Contingents ausgehoben und von den Uebrigen eine Kriegsteuer bezahlt werden sollte. Da nun aber die türkische Bevölkerung wüthend war über die angekündigte Bewaffnung der Rajah, und da die Rajah-Bevölkerung nichts mehr scheute, als die Conscription und den Kriegsdienst, so begegneten sich beide in dem gemeisamen Wunsche, die Kriegsteuer an die Stelle der Conscription

treten zu lassen; und so blieb denn Alles beim Alten, nur der Name „Aharadsch“ war in Wegfall gekommen; so pflegt man hier die Europäer zu täuschen.

### III.

Was aber nun die durch den Hatti-Humajum versprochenen Meliorationen und sonstige wirtschaftlichen Reformen anlangt, so waren dieselben nicht durchzuführen ohne einen großen Geldaufwand. Der Krieg hatte aber die ohnedies sehr schwachen Finanzkräfte des osmanischen Reiches bis auf das Aeußerste erschöpft; auch die Einzelnen hatten große Opfer gebracht; und zuletzt wußte man sich nur noch zu helfen durch maßlose Ausgabe von Papiergeld mit Zwangscurs und ohne Einlösbarkeit in Metall. Woher sollte man nun aber das zur Durchführung jener Meliorationen erforderliche Geld nehmen? Da half denn der Pariser Vertrag.

Die Türkei hatte sich gefügig erwiesen. Der Sultan hatte durch Erlass des Hatti-Humajum den Westmächten das Parabestück geliefert, das sie nöthig zu haben glaubten. Dafür bestimmte denn der von den Vertretern Frankreichs, Englands, Rußlands, Oesterreichs, Sardinien's, Preußens und der Türkei am 30. März 1856 gezeichnete Pariser Friede in Art. 7:

„Der Kaiser von Oesterreich, der Kaiser der Franzosen, die Königin von Großbritannien, der König von Preußen, der Kaiser aller Rußen, und der König von Sardinien erklären die hohe Pforte der Vortheile des öffentlichen europäischen Rechts und des europäischen Konzertes theilhaftig.“

Damit hatte die Türkei plötzlich im Sprunge erreicht,

was ihre Regierung seit einem halben Jahrhundert vergeblich erstrebte. Schon 1815 auf dem Wiener Kongreß hatte die Türkei eine solche Stellung nachgesucht. Allein der Kongreß lehnte es ab, ihre internationalen Beziehungen zu regeln. Dies geschah damals auf Betreiben Rußlands, welches der Türkei eine Reihe (jetzt in Folge der Ereignisse von 1853—1856 wieder erloschener) Verträge abgenöthigt hatte, wodurch die letztere sich faktisch und rechtlich in einem hohen Grade von Abhängigkeit befand. Dieses einseitige Verhältniß sollte conservirt und jede internationale Berührung zwischen der Türkei und den westeuropäischen Kulturstaaten vermieden werden. So wollte es 1815 Rußland, und damals geschah, was es wollte. Später gelang es, unter Benützung der philhellenischen Bewegung einen wahrhaft mittelalterlichen fanatischen Türkenhaß in Europa heraufzubeschwören, zu hegen und zu pflegen, bis dann derselbe, wie erzählt, seit dem Krim-Kriege in einen ebenso unmotivirten Türkenenthusiasmus umschlug. In Europa nahm man den Hatti-Humajum vom Februar 1856 für baare Münze. Die Türkei zu bereisen war damals nicht Sitte; und wer sie bereiste, der kam nicht weiter, als nach dem Bosphorus und dem goldenen Horn, und höchstens noch ein wenig nach den größeren Handelsplätzen an der europäischen und asiatischen Küste, welche einen levantinisch-europäischen kosmopolitischen Charakter tragen und durch die Lebhaftigkeit ihres Verkehrs imponiren. Lord Byron hatte hinreißende Bilder der orientalischen Leppigkeit geliefert, welche obgleich sie als Dichtungen weit entfernt waren, Ansprüche auf Richtigkeit und Genauigkeit zu machen, doch die Phantasie von Europa beschäftigten und nur zu sehr im Stande waren, die Auffassungen und Vorstellungen irre zu leiten. Man vergaß, neben diese Bilder des Glanzes die Bilder des Elends und der Armuth zu stellen, welchen man auf Schritt und Tritt hier begegnet, und welche so alltäglich sind, daß

sie keinerlei Anstoß erregen. Die Schriftstellernden Touristen und Touristinnen berauschten sich an der Schönheit des goldenen Horn, ohne zu bedenken, daß eine Stunde landeinwärts nur noch Kameels-Disteln gedeihen. Sie schwärmten für die Reize von Constantinopel, welches der Eine mit dem Paradies vergleicht, über welchem der Seraszier-Thurm als Paradiesvogel schwebt (dieses keineswegs sehr geschmackvolle Bild verdanken wir bekanntlich Lord Byron), der Andere (Hakländer) weit richtiger und anschaulicher „mit einer großen Blume, auf drei Seiten von einem rauhen und unscheinbaren Kelchblatt umgeben, mit welchem es an den Felsgestaden Rumeliens hängt, während es der aufgehenden Sonne und den großen glänzenden Spiegeln, die zwei Meere vor ihm ausbreiten, das schöne glühende Antlitz zuwendet.“ Sie dachten dabei nicht, wie viel Schlangen in diesem Paradies, wie viel widerliche Käfer im Innern dieser Blumen hausen, so daß jener englische Sonderling fürwahr nicht ganz Unrecht hatte, welcher Wochen lang zwischen Stambul und Bujuk-Dere den Bosporus auf und ab fuhr und sich der herrlichen Bilder auf der rumelischen und anatolischen Seite erfreute, während er sorgfältig vermied, den Fuß in das Innere der Orte zu setzen, um die empfangenen guten Eindrücke nicht wieder zu zerflören. Sie wußten nicht, daß unmittelbar hinter diesem Paradies auf der langen Strecke zwischen Constantinopel und Adrianopel sich eine Wüste erstreckt, welche weit schlimmer, unkultivirter und ungesunder ist als die „Campagna Romana;“ ohne Ackerbau, ohne Wald, ohne Wiesen; theils das reine Kameelsland mit stacheligen Disteln, theils wegelofer Sumpf mit verirrtten Bächen; hin und wieder eine steile Brücke in Rialto-Form aus den Zeiten der Genueser, aber unbrauchbar geworden dadurch, daß ein Bogen eingestürzt und nicht wieder ergänzt ist; — daß ferner im Innern des Landes auch in solchen Thälern, wo man Feigen und Maulbeeren,

Tabak und Baumwolle, Reis und Mais baut, doch höchstens ein Fünftel des Areal's angebaut, das Uebrige aber theils Weide, theils Sumpf, theils Steingeröll ist; — daß endlich die slavische Bevölkerung, ohne Schutz für Person und Eigenthum, gedrückt durch Auflagen, welche dem Staat kaum ein Drittel von dem zuführen, was der Besteuerte entrichtet, und die den Charakter einer Strafe für die wirthschaftliche Produktion tragen, indem sie die Henne schlachten, welche die Eier legen soll, daß diese Bevölkerung mehr die Anstrengung fürchtet, als den Hunger, lieber darbt, als zu Gunsten der Türken arbeitet, und den geringen Wohlstand, dessen sie sich etwa erfreut, sorgfältig hinter Schmutz und Verwahrlosung versteckt, um nicht die Raubsucht jener fiskalischen Haiische zu reizen, von welchen schon der Sultan Abd-ul-Medschid in dem bekannten Hatti-Scherif von Gülhané (3. November 1839; Jasmund, Altentstücke zur orientalischen Frage, Band II, Nummer 429, Seite 483 u. ff.) schreibt:

„Eine feste Regelung der Staats-Abgaben ist von größter Wichtigkeit; denn die Regierung, welcher die Pflicht der Landesvertheidigung mannigfaltige Ausgaben auferlegt, kann sich das für ihre Heere und den sonstigen Dienst nothwendige Geld nicht anders als durch von den Unterthanen zu erhebende Steuern beschaffen. Wiewohl nun, Gott sei Dank, Unsere Unterthanen seit einiger Zeit von der Plage der Monopole, welche früher fälschlich als eine Quelle der Staatseinnahmen galten, befreit worden sind, so besteht doch noch ein verderblicher, in seinen Folgen unglücklicher Gebrauch, nämlich der Itizam, d. h. die Verpachtung der Steuern an den Meistbietenden. Dies System gibt die Civil- und Finanzadministration der Willkür eines einzigen Menschen, und zwar oft eines von den heftigsten Leidenschaften und Begierden getriebenen, preis. Denn wenn ein solcher Pächter nicht

gut ist, so wird er nichts Anderes als seinen eigenen Vortheil im Auge haben. In Zukunft soll daher jeder Theil des osmanischen Gebiets mit einer bestimmten, nach seinem Vermögen und Kräften berechneten Steuerquote belastet werden, ohne daß ihm darüber hinaus etwas abverlangt werden dürfte. Auch sollen durch besondere Gesetze die Ausgaben für unsere Streitkräfte zu Wasser und zu Land festgestellt werden.“

Dieser nicht von fremden Mächten dictirte, sondern aus des Padischah eigener Entschließung hervorgegangene Hattischerif stand 1856 schon länger als ein Menschenalter auf dem Papier, ohne daß das Geringste von seiner Wirksamkeit zu spüren war. Aus diesem Umstand hätte man wohl schließen können, daß es mit bloßen grundrechtlichen Versprechungen, auch wenn dieselben, wie es 1839 der Fall war, getragen wurden von der redlichsten Absicht, in der Türkei noch viel weniger gethan ist, als an anderen Orten.

Gleichwohl glaubte man dem Hatti-Humajum von 1856. Man glaubt eben das, was man glauben will. Die Türkei wurde förmlich und feierlich in die europäische Völkerfamilie aufgenommen, und es scheint, daß das Contrahiren einer übergroßen Anzahl von Schulden die unvermeidliche Wirkung einer solchen Reception ist. Wenigstens hat das Königreich Ungarn, nachdem es seine staatliche Selbständigkeit wieder gewonnen, dasselbe Beispiel gegeben.

Es lag gewiß den europäischen Mächten ferne, irgend eine Garantie für die Türkei zu übernehmen. Aber gewiß ist, daß erst der Pariser Friede der Türkei denjenigen Credit auf dem europäischen Geldmarkte gewährte, welcher erfordert wird, um Staatsschulden zu machen. Namentlich aber trat diese Wirkung ein bei den Untertanen derjenigen europäischen Staaten, welche an der Seite der Türkei wider die Russen gekämpft hatten; Folge davon ist, daß sich die türkischen Papiere vorzugsweise in englischen, französischen und, wenn-

gleich im minderen Grade auch italienischen Händen befinden; und einzelne russische Blätter scheinen eine Art Schadenfreude über diese Nachwirkung des „glorreichen Krim-Krieges“ nicht unterdrücken zu können.

Zu dieser internationalen und völkerrechtlichen Anerkennung kamen dann noch zwei weitere Umstände, welche das Schuldenmachen beförderten und beschleunigten. Das war erstens der Glaube an die Fruchtbarkeit und die „unerschöpflichen natürlichen Hilfsmittel des Landes.“ Dieser Glaube war allerdings nicht grundlos. Denn das Land ist von Natur außerordentlich fruchtbar, — jedoch nur soweit es nicht die Menschen verwüstet oder vernachlässigt haben. Letzteres aber ist der Fall in einer wahrhaft unerhörten Ausdehnung. Und dazu haben Alle das Ihrige beigetragen, nicht bloß die Türken, sondern auch die Genueser und Venetianer, welche die Bäume für Schiffbauholz fällten und nur die italienischen Colonien in den Hafenplätzen pflanzten, die ganze übrige Bevölkerung mit grausamster Verflissenheit im Zustande des Elendes, der Armuth, der Unwissenheit und der Barbarei niederhielten, und vor Allem die jetzt so sehr bemitleidete türkische „Rajah“ selbst, welche die Wälder niederbrannte, um neue, noch obendrein durch die Asche besonders befruchtete Viehweideplätze zu gewinnen. Die Straßen im Innern des Landes sind kaum fahrbar; die Flüsse nicht schiffbar; entweder stagniren sie, um Sümpfe zu bilden, oder sie vertrocknen im Sommer, um zur Fluthzeit das Land mit Ueberschwemmungen heimzusuchen. Hafenplätze, wie sie die Natur gar nicht schöner schaffen kann, z. B. Saloniki und Volo, sind auf das Aeußerste vernachlässigt, während nicht daran zu zweifeln ist, daß alle natürlichen Voraussetzungen zu ihrer Blüthe vorhanden sind.

Sogenannte „ungehobene“ Schätze sind eben keine. Wenigstens kommen sie nicht für die Gegenwart, sondern höchstens für eine entfernte Zukunft in Betracht. Und das

beste Land ist wenig werth, so lange es nicht mit dem heiligen Krönungsöle menschlicher Arbeit gesalbt und mit der Welt in Verbindung gebracht ist. Beiläufig bemerkt, sollte Jeder, der noch an die Theorie der Bodenrente glaubt, das Innere der Türkei bereisen. Hier kann er sich von deren Unrichtigkeit überzeugen. Hier ist selbst der beste Boden gar nichts werth.

Um Schätze zu heben, bedarf es Menschenkräfte, körperliche und geistige; es bedarf Intelligenz und Kapital. Hätte man die so oft angekündigten Reformen mit Ernst und Energie vollzogen, hätte man die wirthschaftliche Entwicklung durch Rechtsicherheit gefördert, so wäre man jetzt nicht genöthigt, die Zinszahlung zu reduciren. In der Zeit, welche dem Krim-Krieg folgte, glaubte aber Europa noch an türkische Reformen. Es hat sich geirrt.

Am meisten aber reizte der zweite Umstand, nämlich der Gewinn, welchen die Türkei ihren Gläubigern gönnte. Für 40 Baar gab sie 100 in Verschreibung. Das reizte zum Vorgehen. Freilich hätte sich Jeder sagen müssen, daß das nicht lange so fortgeht, und in der That drückte sich auch in dem Cours der Obligationen deutlich die Ueberzeugung aus, daß in einer nicht allzufernen Zukunft die Zahlungen ins Stocken gerathen würden; allein man tröstete sich mit der Höhe der Zinsen.

---

#### IV.

Während man vor fünfzehn Jahren noch fest an die Versprechungen des Hatti-Humajum glaubte, der durch den Pariser Friedensvertrag gleichsam ein integrierender Bestandtheil des internationalen Rechts von Europa geworden, hatte ich im Jahre 1875 Gelegenheit mich davon zu überzeugen,

wie sehr ein solcher Glaube geschwunden. Ich war gerade in Constantinopel, als der Hatti-Humajum vom 3. August 1875 erschien. Derselbe rühmt, wie sehr es gelungen, die militärisch-politische Stellung der Türkei zu befestigen, dagegen räumt er ein, daß man dasselbe in wirthschaftlicher und finanzieller Beziehung nicht sagen könne, und verspricht zum Schluß, es solle von jetzt ab in dieser Hinsicht alles Mögliche geschehen, namentlich solle eine Eisenbahn nach Bagdad gebaut werden, und der Padiſchah wolle aus eigenen Mitteln auf eine Reihe von Jahren eine ansehnliche Summe dazu beisteuern. Natürlich wurde dieser Erlaß in allen Kreisen besprochen. Ich kann aber versichern, daß sich nur wenige Gläubige fanden. „Ob es mit der Wehrkraft so vortrefflich bestellt ist,“ hieß es, „das wird sich jetzt zeigen, wenn unsere Truppen nach der Herzegowina kommen; freilich wird das noch lange dauern; sie müssen erst gesammelt, eingeschifft und um Morea herum an die adriatische Küste gefahren werden; hätte man die rumelischen Bahnen planmäßig ausgebaut, hätte man namentlich das Stück zwischen Bellova und Priſchtina eingefügt, dann könnten wir in wenigen Tagen auf dem Schauplatze des Aufstandes sein; wenn man aber die rumelischen Bahnen halb vollendet ihrem traurigen Schicksal überläßt, wie sollen wir glauben, daß man die anatolischen baut?“ Im Ganzen herrschte die Meinung vor, man wolle die etwas flaue Stimmung, namentlich der türkischen Bevölkerung in Asien, aufbessern, man werde Ingenieure an Ort und Stelle schicken, um die nöthigen Aufnahmen zu machen, und dann das Projekt wieder ruhig einschlämmern lassen. Alles „ut aliquid fecisse videatur!“

Die Stellung, welche die Türkei während des Krimkriegs errang, gab ihr also die bisher nicht vorhandene Möglichkeit, auf dem europäischen Geldmarke wirkliche Staatsschulden zu contrahiren. Schon im Jahre 1854 hatte

sie eine Schuld von drei Millionen Pfund Sterling aufgenommen. Dies war die erste türkische Staatsschuld. Seitdem drängten die Anleihen einander. Zuletzt wurde beinahe jedes Jahr eine gemacht; und im Ganzen sind es deren wenigstens fünfzehn in etwa zwanzig Jahren. Zuletzt machte man neue Anleihen, um die Zinsen der alten zu bezahlen. Farlay berechnet die Gesamt-Staatsschuld der Türkei auf 202,554,420 Pfd. Sterling und constatirt, daß der größere Theil dieser Summe erst seit 1869 geborgt worden ist, also zu einer Zeit, wo jene Hoffnungen auf innere Reformen und wirksame wirtschaftliche Meliorationen schon längst geschwunden und die finanzielle Lage des osmanischen Reichs vollständig bekannt war, so daß man demselben borgte, gelockt durch die abnorme Höhe der Zinsen, und bewußter Maßen ein gewagtes Geschäft einging. Außer jenen stehenden Schulden von mehr als 202 Millionen Pfund hat die Türkei auch noch bedeutende schwebende Schulden, so daß man ihre Passiva auf etwa 5000 Millionen Franken veranschlagt. Jetzt hat sie also die Zinsen auf die Hälfte reducirt, für die andere Hälfte gibt sie verzinsliche Schuldscheine, zahlbar in fünf Jahren. Auch jetzt werden, wie schon so oft während des letzten Menschenalters, die Leute vertröstet auf demnächstige Beschaffung von Zahlungsmitteln „durch die Entwicklung der Hilfsquellen des türkischen Reiches, durch Reformen in der Verwaltung, durch Umänderung gewisser Steuern, durch die stetige Erhöhung der Staatseinkünfte, welche sich durch den zunehmenden Wohlstand der aderbautreibenden Bevölkerung ergeben würde, und ferner durch gewissenhafte Controle der Finanz-Verwaltung.“ Zur Erfüllung dieses Theiles ihres Programms, so heißt es in dem Circular an die türkischen Vertreter im Ausland, verlange die Pforte von ihren Gläubigern, daß sie ihr die Zinscoupons und Amortisirungsbeträge zur Hälfte gegen vortheilhafte Zinsen während fünf Jahren leihen. Die

Pforte ziehe aus dieser in loyaler Absicht getroffenen Maßnahme, welche auch in loyaler Weise durchgeführt werden sollte, Vortheile, um die täglich drohender werdende Gefahr der gänzlichen Zahlungseinstellung zu beschwören und um sich ein Kapital von 35 Millionen Pfd. Sterling zu annehmbaren Bedingungen bezüglich der Zinsen und der Rückzahlung zu verschaffen.

Rechtlich construirt sich sonach das Ganze als ein Zwangsanlehen, welches die türkische Regierung nicht bei ihren Unterthanen, sondern bei ihren Gläubigern (ohne Unterschied, welchem Unterthanenverband sie angehören) macht dadurch, daß sie ihnen einen Theil der fälligen Zinsen vorenthält. Die Zinsenhälfte, welche bezahlt wird, beträgt aber immer noch ihre fünf Procent. Durch diese Maßregel stellt die Türkei ihr Budget in's Gleichgewicht. Sie gewinnt eine Galgenfrist von fünf Jahren, für welche sie das Deficit beseitigt. Es fragt sich nur, wie werden die Dinge stehen nach Ablauf dieser fünf Jahre?

Darüber kann wohl kein Zweifel sein: Es wäre für die Türkei weit besser gewesen, wenn sie niemals in die Möglichkeit gekommen wäre, Staatsschulden zu contrahiren. Für sie waren die Schulden, was für die Rothhäute das „Feuerwasser“ ist; und wer letzteres mit Kenntniß seiner Schädlichkeit dieser Rasse reicht, wird die Verantwortlichkeit für die Folgen nicht ganz von sich abwälzen können.

Die Türkei, obgleich in das „europäische Konzert“ aufgenommen, ist noch lange kein moderner Rechts- und Kulturstaat, sondern ein zusammengesetztes Territorium, auf welchem der Pabischah Namens der bevorzugten Rasse die „Rajah,“ d. h. ein Conglomerat von Volks- und Religionsgemeinschaften, beherrscht, welchem bis jetzt keinerlei politische Rechte zustehen und welches für die Schulden mithaftet, ohne bezüglich der Verwendung der aufgenommenen Gelder irgendwie in Betracht zu kommen.

Man kann sagen: Auch Rußland hat eine absolutistische

Verfassung und genießt doch Staatscredit. Aber der Kaiser von Rußland repräsentirt wirklich sein ganzes Volk, und das Wort des Kaisers fällt hier schwer in die Waage, während der Padischah von Harem, Serai und Mufti mehr abhängt als man glaubt und nur eine kleine Minorität der Einwohnerschaft wirklich repräsentirt.

Bei uns bildet es die Regel, daß, wenn Jemand Geld borgt, er daran denkt, wie er es wieder zahle, und wie er seine Einrichtungen treffe, sei es durch produktive Verwendung oder sonstwie, daß er die Verzinsung und Tilgung verabredeter Maßen leisten könne.

Dieser Gedanke ist der türkischen Regierung niemals auch nur entfernt in den Sinn gekommen, Sie betrachtete „das fremde Erz, das sie zusammengezogen,“ nicht als eine Schuld, sondern wie einen Fund oder ein Geschenk. Und sie hat gewissermaßen ein Recht dazu. Denn solvent im richtigen Sinne des Wortes ist die Türkei niemals gewesen, d. h. ihre Einnahmen waren nie der Art gesichert und ihre Ausgaben nie der Art beschränkt, daß die Festsetzung und Durchführung eines Finanzplans für eine längere Periode möglich gewesen wäre. Sie hat von jeher von der Hand in den Mund gelebt, und so lange sie noch nicht zur westeuropäischen Staatsschuldenmacherei übergegangen war (vor 1854), ging Alles ganz leidlich. Wenn man kein Geld mehr hatte, mußte man im Kleinen borgen, und wenn auch das nicht mehr ging, sich für einige Zeit einschränken. Dieser naive Naturzustand, welcher indeß nicht ausschloß, daß der Sultan persönlich, wenn er in Noth war, bei den Phanarioten in Stambul oder bei den Juden und Armeniern in Pera und Galata zu dreißig Procent borgte, wurde umgestürzt durch die erste Staatsschuld von 1854. Die Zinsen davon mußten unter allen Umständen bezahlt werden; da man aber dafür kein Geld hatte, so mußte man neue Staatsschulden machen, um „das Deficit decken,“ oder,

um es deutscher auszudrücken, um die Zinsen der älteren Anleihen bezahlen zu können, und da endlich freiwillige Gläubiger sich nicht mehr fanden, und man ein Zwangsanlehen in der Türkei nicht machen konnte, weil dort das Geld fehlte oder sich dem Zugriff entzog, so machte man ein Zwangsanlehen bei den europäischen Gläubigern. Es ist in der Entwicklung des Verfalls eine bewundernswürdige Logik und Consequenz, und unwillkürlich erinnert man sich an des Vergilius Ausspruch — den ich überhaupt häufig zu citiren Veranlassung habe — daß das Hinuntersteigen zur Unterwelt leicht sei („facilis descensus Averno“).

Natürlich borgte man immer möglichst viel, und jedenfalls mehr als nöthig war, um die Zinsen zu bezahlen und das Budgetdeficit auszugleichen. Der Ueberschuß wurde allerdings zum Theil für Armee und Marine verwendet. Man hat Panzerschiffe und neue Gewehre angeschafft; letztere sind recht hübsche Hinterlader von mäßiger Schwere, sollen sich aber beim Schnellfeuer rasch verstopfen oder verschleimen; leider aber ist die Kriegsverwaltung so unordentlich, daß die Anschaffungen bald wieder verkommen; trotzdem machen die regulären türkischen Truppen einen guten Eindruck. Das ist aber auch Alles, was sich selbst beim besten Willen Gutes sagen läßt. Im Uebrigen ist das im Ausland geborgte Geld auf eine ziemlich unvernünftige Weise vergeudet worden. Namentlich herrscht eine, bei solchen Verhältnissen wahrhaft unbegreifliche Bauwuth. Wenn man den Bosphorus auf- und abfährt, sieht man Duzende von großen Palästen, Moscheen, Türbes und Kiosken (sprich Köschk), welche alle seit dem Krimkriege aus dem in Europa geborgten Gelde mit einem fabelhaften Luxus gebaut sind, und daneben versichern Sachkundige, daß außer den wirklichen Herstellungskosten noch mindestens das Doppelte nebenher verthan, verbracht und unterschlagen worden ist. Auffallend ist, daß neben dieser krankhaften Neigung, Neues zu bauen,

die äußerste Abneigung herrscht, Alles zu conserviren. Selbst die schönsten Moscheen aus der Blüthezeit der byzantinisch-osmanischen Baukunst befinden sich in äußerst verwahrlostem Zustand. Der Sultan verbraucht jährlich etwa 12 Millionen Thaler für Hofhaltung und Chatouille, will er sich aber mehr von dem Erträgnisse der Darlehen und der Schulden aneignen, so steht dem nichts entgegen; und die zahlreichen Günstlinge, bezugleich die Damen des Harem sind gerade nicht blöde oder bescheiden.

Unter diesen Umständen erscheint es auf den ersten Blick etwas unbegreiflich, wie Europa dem türkischen Staat bis zu 5000 Millionen Franken Credit gewähren konnte. Allein man muß sich an die erste Zeit nach dem Krimkrieg und an die damalige politische Stimmung erinnern. England und Frankreich beherrschten die öffentliche Meinung. In ihrem Interesse lag es, die Türkei als „gerettet,“ als „der Civilisation gewonnen“ darzustellen; und Rußland verhielt sich ruhig dazu; denn es hatte durchaus nichts dagegen einzuwenden, daß die Türkei sich finanziell ruinirte und die Untertanen der Westmächte ihr Geld verloren. Der finanzielle Ruin mußte zu vermehrtem Steuerdruck gegen die slavische „Rajah“ führen und gab Rußland Gelegenheit, sich wieder als Fürsprecher und Retter seiner in der Türkei wohnhaften „griechisch-russischen“ Glaubensgenossen aufzuspielen; und eine Zahlungseinstellung Seitens der türkischen Regierung mußte das osmanische Reich discreditiren und in Europa unpopulär machen.

Schon lange trägt die Fürsorge der Westmächte für Leben und Wohlfahrt der Türken eine eigenthümliche Färbung, die mich immer an einen Vorgang erinnert, welchen ich in einer türkischen Provinzialstadt erlebte: Ein hoher türkischer Beamter galoppirte wie toll eine abschüssige schlechte Straße hinunter, daß man dachte, er werde den Hals dabei brechen. Ein Armenier, welcher dies mit ansah, brach

darüber in laute Wehklagen aus. Man fragte ihn, was ihn das angehe. „Was, mich nichts angehen?“ rief er, „wen soll es denn sonst angehen? Bricht er den Hals, wem bricht er den Hals? Sich? Nein, mir. Denn mir ist er das Geld schuldig; und stirbt er, dann hört das schöne Dienst Einkommen auf, und an eigenem Vermögen hat er ja doch nichts, als bloß seine Schulden.“ Diese zärtliche Sorgfalt des gefährdeten Gläubigers, welcher wünscht, daß der Sünder und Schuldner nicht sterbe und verderbe, sondern Buße thue, bezahle und lange lebe, hat bisher Englands und Frankreichs turcophile Schritte geleitet; und es ist interessant zu beobachten, wie sie jetzt labiren in dem Konflikt zwischen der Türkei als Debitor und ihren eigenen Unterthanen als Creditoren, und wie manchmal sogar die Stimmung zum reinen Pessimismus umschlägt.

Betrachten wir nun die gegenwärtige acute Krankheit und suchen wir nach Mitteln, dieselbe zu heben, oder wenigstens die Schmerzen zu lindern! Unter den Schmerzen verstehe ich nicht nur die der Türkei, sondern auch die ihrer Gläubiger.

---

## V.

Die sogenannte „Orientalische Frage“ ist heutzutage doch nur die türkische, oder die europäisch-türkische Frage, d. h. die Frage der Herrschaft der Türken in demjenigen Theile der Balkan-Halbinsel, welcher gegenwärtig noch unter ihrer unmittelbaren Hoheit steht.

Die Lösung dieser Frage und die Aufrechterhaltung des status quo wird wesentlich erschwert durch die Coincidenz des partiellen (d. h. einstweilen in Rücksicht der Sache auf die Hälfte der Zinsen und in Rücksicht der Zeit auf

fünf Jahre beschränkten) Staatsbankerotts und des Aufstandes in der Herzegowina und einem Theile von Bosnien, welcher Aufstand übrigens längst beendigt wäre, wenn nicht Montenegro, eine natürliche Festung, den Aufständigen als Rückzugslinie und Munitionsdepot diente. Die Finanznoth erschwert die Beendigung des Krieges und der Krieg erschwert die Beendigung der Finanznoth.

Der Krieg hat der Finanznoth, welche aus der Unordnung entstanden und durch die seit 1854 gegebene Möglichkeit, auf dem europäischen Markte Schulden zu contrahiren, ihren Höhepunkt erreicht hat, einen eigenthümlichen Charakter gegeben. Man weiß, wie es in unseren west-europäischen Staaten im Falle eines Krieges in der Geschäftswelt zugeht. Mancher, der auch bei ungestörter Fortdauer des Friedens Schwierigkeiten gehabt haben würde, seinen Verpflichtungen vollständig Genüge zu leisten, beruft sich nun auf den Krieg, um für die Einstellung seiner Zahlungen einen Rechtfertigungsgrund oder auch nur eine sogenannte „gute Ausrede“ zu finden. So habe ich auch in der Türkei, und zwar schon bei Beginn des Krieges die Meinung äußern hören, man müsse die Gelegenheit benutzen, um mit den Staatsschulden „gründlich aufzuräumen,“ denn es gehe jetzt in Einem hin; man erinnerte an einen berühmten Schauspieler in Wien, der aus Anlaß einer Rechnung, die er für Jahre lang unbezahlt gebliebene Speisen und Getränke erhielt, die bisherige Stammkneipe mied, und als der Wirth im Interesse seiner Gäste ihn zum Wiederkommen zu bewegen suchte und ihm die Hälfte seiner großen Schuld nachließ, demselben antwortete: „Gut, Sie streichen die eine Hälfte der Rechnung; und damit Sie sehen, daß auch ich ein anständiger Mann bin, will ich die andere streichen.“ Eigenthümlich ist es, daß gerade die russische Presse den Partialbankerott der Türkei sehr lebhaft vertheidigt oder wenigstens entschuldigt. Ist es Schadenfreude gegenüber den westeuropäischen Gläu-

bigern? Ist es Vergnügen an dem Verfall der Türkei? Ich weiß es nicht. Aber das steht fest, auch unter jenen Gläubigern, deren Herz bisher so zärtlich für die Erhaltung der Türkei schlug, droht der Pessimismus um sich zu greifen. Noch nie hat man z. B. in französischen Blättern so herbe und schonungslose Kritiken der türkischen Zustände gelesen, wie heute. Der „Economiste français“ bringt unter dem Titel: „Lettres de Turquie: l'administration ottomane“ eine Serie von Artikeln, welche oben anfängt, d. h. bei dem Sultan, und denselben als einen verkommenen Idioten schildert und seine Umgebung als eine solche darstellt, daß auch von seinen Nachfolgern nichts zu erwarten wäre. Soll dies die Vorrede zur Empfehlung eines Dynastiewechsels bilden? Soll etwa der Rhedive den Thron des Padischah besteigen? Viele Gläubiger sind so empört und so ungeduldig, daß ihnen auch das nicht genügt. Sie wollen überhaupt die Osmanli stürzen, welchen sie bis noch vor Kurzem so bereitwillig ihren Credit gewährten. „Der Nachfolger im Reich wird vielleicht auch kein ganz guter, aber doch gewiß ein besserer Zahler sein, als die Türken; und wer die Aktiva nimmt, der verschluckt auch die Passiva; wer das Land erhält, der bekommt auch die Schulden.“ Allein ich fürchte, der „animus rem sibi recuperandi“ führt diese Leute doch zu weit. Sie vergessen, daß es sich doch immer nur um das Land diesseits des Bosphorus handelt, und daß auch die enragirtesten Türkenfresser der Meinung sind, das anatolische Reich solle, einstweilen wenigstens noch, den Türken verbleiben. Nun ist es ja richtig, daß, wenn ein ganzes Reich erobert oder eine Dynastie auf dem Wege der debellatio beseitigt wird, die Schuld eo ipso auf den Nachfolger übergeht, der die ganze Erbschaft sine beneficio antritt. Anders ist es mit einer Partialeroberung. Nehmen wir also an, die Söhne Osmans verlören die rumilische und behielten die anatolische Türkei, und die erstere würde zwischen

Rußland und Oesterreich getheilt, was geschieht dann mit den Schulden? Sie müßten zwischen den drei Mächten getheilt werden und ohne starke Reduktion würde das schwerlich abgehen. Die Staatsgläubiger handeln daher unflug, wenn sie auf den sofortigen Untergang der Türkei spekuliren. Aber auch ganz von ihnen abgesehen (denn sie haben kein Recht auf Staatshilfe), stehen die Dinge so, daß in der That noch eine bedeutend größere Portion von „coeur léger“ dazu gehört, als sie Herr Olivier im Juli 1870 aufzuwenden hatte, wenn man sich einfach beschränkt auf die jetzt so oft gehörte Phrase: „Wir müssen unseren christlichen Brüdern zu Hilfe eilen; es ist eine Schande, daß sie unter der Herrschaft der Ungläubigen stehen; jagen wir die Türken aus Europa; das Uebrige wird sich dann finden!“ Die erste Frage ist doch immer: „Wer wird die Türken hinauszjagen?“ Denn von selbst gehen sie schwerlich, vielmehr sprechen einige Gründe für die Annahme, daß sie sich wehren, was sie, man erinnere sich an 1854, auch hinter Wall und Graben gar nicht übel verstehen. Eine einzelne europäische Macht kann es nicht; und wenn sich Mehrere zu einem solchen gemeinsamen Werke vereinigen sollten, dann muß vor der ersten schon die zweite Frage gelöst werden. Das ist die Frage: Was dann? Wer soll Herr im Lande werden, wenn die Türken verjagt sind? „Die Westmächte,“ sagt man uns, „kommen nicht in Betracht; England hat seinen Blick auf den Suezcanal und Aegypten gerichtet, es will nicht; Frankreich kann nicht; Italien hat genug mit sich selber zu schaffen.“ Mag Alles wahr sein, aber diese Situation kann sich jeden Augenblick ändern. Außerdem versichert uns der alte französische Diplomat in dem vor Kurzem bei E. Dentu in Paris erschienenen „Un mot sur la Turquie,“ daß sich jene Länder eines wachsamem Abwartens („expectative vigilante“) befleißigen, und wir haben keinen Grund, daran zu zweifeln. Das Deutsche Reich ver-

schmäht bekanntlich jede Scholle Erde im Osten. Blicke also Oesterreich und Rußland. Für Oesterreich allerdings wäre in territorialer Beziehung die Aussicht auf eine Abrundung seines schmalen Küstenstriches an der Adria durch Annectirung des Hinterlandes außerordentlich verlockend; aber durch einen solchen Zuwachs von Südslaven wird der so mühsam errungene innere Friede der österreichisch-ungarischen Monarchie auf das Schwerste gefährdet, und deshalb will aus politischen Gründen diesen Zuwachs Niemand, dem es mit der Aufrechterhaltung der gegenwärtig in Eis- und Transleithanien zu Recht bestehenden Verfassung ernst ist. Ueber den Versuchen, in Deutschland und Italien eine Fremdherrschaft aufzurichten, hat Oesterreich leider den Zeitpunkt veräußert, wo es noch möglich gewesen wäre, zurückzulenken in die glorreichen Bahnen von „Prinz Eugen dem edeln Ritter.“ Rußland will schwerlich mit Oesterreich theilen; die Nachbarschaft zwischen Beiden würde dadurch eine zu nahe, um eine gute bleiben zu können. Die ganze Türkei, Constantinopel mit inbegriffen, für sich allein zu nehmen, übersteigt aber Rußlands Kräfte; es hat im letzten Menschenalter allein in Asien ein Territorium annectirt, welches an Flächengehalt beinahe ganz Europa aufwiegt; dieser neue Besitz und das Uebergangsstadium im Innern absorbiren so sehr seine Thätigkeit, daß es sich hüten wird, durch Eroberung von 10,000 Quadratmeilen schönsten europäischen Landes alle Mächte gegen sich in die Schranken zu rufen.

Die Idee aber, auf der Balkan-Halbinsel einen südslavischen Föderativstaat, sei es mit republikanischen oder monarchischen Einzelterritorien, zu gründen, ist auf theoretisch-hierarchischem Boden gewachsen (ihr Hauptträger soll der hochwürdigste Bischof von Bosnien und Sirmien Mgr. Strojmayr sein) und wird schwerlich bei der profanen praktischen Politik Anklang finden. Die Rajahbevölkerung in der Türkei besteht keineswegs bloß aus Slaven von einerlei

Sorte. Wir finden in diesem Lande außer den Türken: Serben und Bulgaren (welche letztere zwar die slavische Sprache adoptirt haben, aber tatarischer Abkunft sind und auch ihre eigene „autokephale“ Kirche haben); Griechen und Rumänier; Juden und Christen; Muhamedaner und zahlreiche Sekten; — kurz die bunteste Musterkarte von Völkern und Religionen; und wenn jetzt schon alle die „Basallenstaaten“ und der türkischen Obhut entsprungene Ländchen, wie Montenegro, Serbien, Rumänien, Griechenland, sich auf ein gedeihliches Wachsthum angewiesen glauben und angesichts des vermeintlichen Türkischen Cadavers, um den sie sich gleich einer Schaar kleiner Geier versammeln, einander mit gierigen und neidischen Blicken bewachen, so kann man sich denken, welcher „Krieg Aller gegen Alle“ entstehen würde, wenn man dort an Stelle der Türkei einen Rattenkönig von ein Paar Duzend solcher Fürstenthümer, oder gar Republikken aufrichten wollte, in diesem Lande, das leider schon von jeher von der Natur so freigebig und von den Menschen so schlecht behandelt wurde.

Es bleibt also nichts übrig, als die Türkei in ihrem jetzigen Bestande zu fristen und einen letzten Versuch zu machen, ob die orientalische Frage auch ohne Blut und Eisen zu lösen ist.

Um nun nicht mißverstanden zu werden, muß ich von vornherein erklären, daß ich mir von der „großen türkischen Reform=Trade“ vom 13. Zilcade 1292, oder nach christlich gregorianischer Zeitrechnung vom 12. Dezember 1875 gerade so viel verspreche, wie vom Hatti=Scharif von Gulhane (verliehen im ersten Regierungsjahre des Sultan Abd-ul-Medschid, am 3. November 1839) und vom Hatti-Humajum von 1856. Die Trade geht zwar an Verheißungen noch weit über den Hatti=Scharif und den Hatti-Humajum hinaus. Aber je mehr man verspricht, desto weniger wird man halten. Ich hatte in der Türkei einen rheinischen Reisege-

fährten, welcher, so oft wir einen solchen rosenfarbenen Hatti studirt hatten, mich an jenen Rüdeshheimer Schiffer erinnerte, der, als er und sein Schiff in dem „Binger Loch“ mit Wind und Wellen rangen, dem Sankt Nicolaus, dem Schutzpatron der Schiffer, für den Fall der Rettung „eine Kerze so groß wie ein Mastbaum“ versprach, aber als er das rettende Ufer erreicht hatte, dem Heiligen ein Schnippchen schlug mit den Worten: „Nidelöschen, nicht das kriegst Du!“

Um es kurz zu sagen: Man muß mit dem Anfang anfangen; und was die Türkei noch retten kann, ist: das Grundsteuer-Kataster und die Colonisation unter internationalem Rechtsschutz.

Industrie gibt es in der europäischen Türkei nur wenig; ihre Hauptartikel sind die Teppiche, das feine Balkan-Eisen und das Rosenwasser. Der Handel ist meistens in europäischen Händen und oft in schrecklich unsoliden, was durch die Consular-Jurisdiction (welche nicht international, sondern exclusiv national ist) nicht gebessert wird. Die Quellen des Nationalreichtthums sind Ackerbau und Viehzucht. Ich habe schon erwähnt, was dieser jungfräuliche Boden Alles hervorzubringen im Stande und wie sehr er jetzt und schon lange, schon seit byzantinischen Zeiten, vernachlässigt und mißhandelt ist.

Diese Vernachlässigung hat allerdings zum Theil ihren Grund in der Bedürfnislosigkeit und Unkultur, in der Indolenz, Unwissenheit und Trägheit der „Rajah.“ Aber warum hat die Rajah diese Fehler? Deshalb, weil ein wirklicher Schutz für das Grundeigenthum und die Früchte, welche der menschliche Fleiß dem Boden abringt, nicht existirt. Das Grundeigenthum zerfällt in der Türkei (ich kann hier nur die typischen Grundformen charakterisiren und muß das Detail unterdrücken, weil es an Raum fehlt) in weltliches und geistliches. Das weltliche gehört dem Padiſchah, das geistliche den Dschamis (Moscheen). Einen wirklich

freien, theilbaren, vererblichen, veräußerbaren und geschützten Grundbesitz gibt es, abgesehen von städtischen Grundstücken, gar nicht. Der Sultan ist der oberste Lehns herr; und nur der genießt Schutz für Grund und Boden, der einen Lehnbrief des Padischah für sich oder seinen Vorgänger geltend machen kann. Ob der Besitztitel genügt, darüber entscheidet der Kadi. Der türkische Papst, genannt Scheik-ul-Islam, der oberste Mann des Glaubensgesetzes, wählt aus der Zahl seiner theologischen Juristen oder juristischen Theologen die Kadis- und schickt sie in die Provinzen, wo sie Recht sprechen nach dem Koran, der auf europäische Zustände paßt wie die Faust auf das Auge. Der Kadi ist angestellt auf Zeit und auf Trinkgeld. Er ist in der Regel nur auf fünf Jahre ernannt und steht auf Badschisch und auf Sporteln. Gehalt bekommt er natürlich nicht, vielmehr muß er für das beneficium seines Amtes einen jährlichen Tribut an seinen Vorgesetzten bezahlen, ähnlich wie in einzelnen europäischen Großstädten nicht der Wirth dem Kellner, sondern der Kellner dem Wirth ein Jahresgeld bezahlt, um dann die Kosten seines Kaperbriefs an den Gästen mit Trinkgeldern und Schlimmerem wieder herauszuschinden. Welchen Schutz bei einem solchen Richter die Rajah für ihr Grundeigenthum findet, läßt sich unschwer ermessen, namentlich wenn ihr Gegner der Fiskus, oder der Pascha oder irgend ein vornehmer Türke ist, der sich etwa darauf kapricirt hat, sich gerade in diesem Dorf, in dieser oder jener angenehmen Gegend, aus dem zersplitterten Besitze der „ungläubigen Hunde“ ein Schislik zurechtzuconsolidiren, d. h. eine Art Rittergut, mit prächtvollem Selamluk, noch prächtvollerm Haremlik, Falkenjagd, Wildpark u. s. w.

Den Polizeischutz gewähren nur die Zapptjes, d. i. ein über das ganze Land vertheiltes einheitliches Gensdarmarie-Corps, welches von Constantinopel vergeblich Befehle, und noch weit vergeblicher Löhnung erwartet, und in Ermange-

lung der letzteren, ebenfalls auf Backschisch, zuweilen aber auch auf Erpressung angewiesen ist, jedenfalls aber jedem dient, der es bezahlt.

Das Schlimmste unter den schlimmen Geschöpfen ist aber der „Mülterim“ d. h. der Pächter der Zehnten und Steuern, in Vergleich zu welchem der Generalpächter des ancien régime, wie wir ihn aus der französischen Geschichte des 17. und 18. Jahrhunderts kennen, immer noch ein Gentleman ist. Alles Privatgrundeigenthum ist mit dem Zehnten belastet, welcher die Haupteinnahme-Quelle des Reiches bildet, oder bilden sollte. Zuweilen wird ein Zuschlag dazu decretirt, so daß etwa statt der zehnten Garbe schon die achte oder die siebente genommen werden darf. Jedenfalls aber wird diese Frage im Dunkeln gehalten; und der Zehntpächter, der seiner Seits wieder von dem Pascha geschraubt und ausgebeutet wird, beutet diese Dunkelheit so weit aus, daß er manchmal anstatt der zehnten Garbe schon je die dritte nimmt. Wenn der Grundeigenthümer sich Dem nicht unterwerfen will, so wird er von dem Mülterim bis auf das Blut chicanirt oder gar seines Besizes entsetzt. Je besser die Ernte, je fleißiger der Bauer ist, desto höher steigen die Ansprüche des Mülterim, und je mehr der Mülterim einhebt, desto weniger fließt in die Hauptkasse in Stambul. Schließlich bleibt dem armen bäuerlichen Proletarier kein anderer Ausweg, als seinen Besiz dem Kirchengut, dem Wakuf, zu übertragen. Wenn je irgendwo der Spruch, daß die Kirche eiserne Zähne und einen guten Magen besitzt, sich bewährt hat, so ist es in der europäischen Türkei. Der „Wakuf,“ d. h. der Besiz der todten Hand der muhamedanischen Kirchen und Klöster, wächst mit jedem Jahre, und ein der türkischen Zustände sehr kundiger englischer Staatsmann versicherte mir, derselbe betrage jetzt schon über die Hälfte alles nutzbaren Grundeigenthums. Der Rajah bleibt in der That keine Rettung, als sich aus Furcht vor dem

Mülterim in die Arme des Imam zu werfen. Er schenkt sein Gut der Moschee und erhält dasselbe zehntfrei zurück zu Erb- oder Zeitpacht. Denn der Bakuf ist dem Zehnten nicht unterworfen. Das Pachtgeld aber ist fixirt und bietet also eine sichere Grundlage für den Wirtschaftsplan. So mehrt sich der Bakuf und die Staatseinnahme schwindet, Dank dem Pascha, dem Kadi, dem Mülterim und dem Imam. Ein humoristischer Bosniake, mit dem ich mich unter Vermittelung meines, des Italienischen und Slavischen kundigen Kawaß (so heißt der bis an die Zähne bewaffnete Reisediener) über seine Lage unterhielt, schloß seine Schilderung derselben mit den Worten: Oh, fränkischer Effendi, glaube mir, dieses Land ist schön, und könnte auch schön sein für die Menschen; aber jetzt ist es hier anders; jetzt werden hier nur die Flöhe fett, aber die Hunde, auf welchen sie leben, magern ab und krepiren.“ Ich hoffe, man verzeiht meinem guten Bosniaken sein orientalisches Gleichniß. Er wollte gewiß keinen schlechten Witz machen, sondern schnitt dabei ein Gesicht wie ein Leichenbitter.

---

## VI.

Um das Grundeigenthum zu sichern, um die Möglichkeit der Identificirung des Grundstücks herzustellen, an welcher es gänzlich fehlt, um für Die, welche dasselbe bebauen, Garantien zu geben, daß sie „den Segen, den sie pflanzen, auch genießen,“ um ihnen Liebe zum Land und Liebe zur Arbeit einzufößen, um sie zu höhern Kulturbedürfnissen heranzubilden und ihnen die Mittel zur Befriedigung derselben zu gewähren, gibt es nur ein Mittel; und davon ist leider in allen den schönen Hatti-Scherifs und Humajums und Trades gar keine Rede; und dies eine Mittel ist:

Ab Abschaffung des Zehnten und Einführung des Katasters.

Eine fixirte Grundsteuer werden die Leute gerne bezahlen; die Fruchtbarkeit des Bodens, welche durch Vollenbung der Eisenbahnen ihre Vermittelung mit den Häfen und dem Binnenlande, mit allen europäischen Märkten findet, erlaubt ihnen das reichlich. Sie wollen nur die Blutsauger los sein. Sie wollen nicht für jede wirthschaftliche Anstrengung, für Fleiß und Thätigkeit grausam bestraft sein. Sie wollen wissen, wo das Ende ihrer Pflichten, wo die Grenze ihrer Leiden gesteckt ist.

Allein es ist nicht genug damit, daß das Grundeigenthum durch das Kataster oder das Grundbuch festgestellt und durch Abschaffung des Zehnten entlastet wird. Man muß es auch aus der todten Hand in die lebendige, aus der faulen Hand in die fleißige bringen. Mit andern Worten: Man muß die Wafufs der Kirche und die Latifundien des Staats, d. h. des Padischah, parcelliren und nach und nach veräußern, um Menschen und Kapital anzulocken, und einen freien selbstständigen Bauernstand, der in seinen eigenen Schuhen steht, zu erziehen. Nicht an Christen fehlt es, sondern an Bauern.

Allen diesen Reformen wird jedoch (denn „*vestigia terrent*“) kein Mensch Dauer prophezeien oder auch nur von heute auf morgen Glauben schenken, wenn nicht zur Abschaffung der todten Hand, zur Katastrirung und Parcellirung, ein Drittes hinzukommt. Es ist das eine Arznei, welche zwar dem Sohne Osman's auf das Neueste widerstrebt; aber, wenn es heißt: „Vogel friß oder stirb!“ so wird er sie dennoch verschlucken, um so mehr, als sie mit seiner oberherrlichen Zustimmung der Aethive von Aegypten bereits verschluckt hat und sich dabei doch relativ besser befindet, als sein erhabener Schutzherr am goldenen Horn. Das Rezept lautet:

Internationale Gerichte zum Schutze des Grundeigentums und des Katasters, zum Schutze der Bauern und der Colonisten, zum Schutze der Rajah und der Einwanderer.

Die Türken haben nur noch zu wählen zwischen einer internationalen und einer rein slavischen Institution.

Schon Leopold von Ranke hat in dem Gutachten über die orientalische Frage, welches er 1854 im Auftrag Seiner Majestät König Friedrich Wilhelm's IV. erstattete, energisch gefordert, daß in der Türkei „die Christen durch Männer ihrer eigenen Nation und Religion gerichtet werden.“

„Denn,“ sagt er, „bei dem durch die Religion geheiligten und durch keine Satzungen des Großherrn abzuschaffenden Anspruch der Osmanen auf persönliche Angriffe und Gewaltthätigkeiten, welche sie gleichsam als ihr gutes Recht betrachten, ist an keinen gesetzlichen Zustand zu denken, wenn den Einwohnern nicht Richter und Obrigkeiten aus ihrer eigenen Mitte vorgelegt werden. Man wird fragen, auf welche Weise, wenn ein solches Zugeständniß ins Leben tritt, alsdann die Streithändel, die zwischen Türken und Christen entstehen, zu richterlicher Entscheidung gebracht werden sollen. Es gibt ein Beispiel, nach welchem man sich für diese Fälle richten könnte. In Belgrad hatte man eingeführt, daß das christliche Gericht sich an das türkische wandte, wenn der Angeklagte ein Türke war, das türkische dagegen die Hilfe des Christlichen in Anspruch nahm, wenn ein Christ von den Türken angeklagt wurde, und man hat nie gesehen, daß dies eine Verfassung der Gerechtigkeit zur Folge gehabt hätte, weil die zu erwartende Reciprocität jeden Theil bei der Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, festhielt. Auf diese Weise könnten die Verhältnisse in den großen Städten, wie Sarajewo, Adrianopel, ja vielleicht auch in Constantinopel selbst geordnet werden. Für das platte Land müßte man die Population, so viel irgend möglich ist, von einander absondern, um den

national-religiösen Hader nicht jeden Augenblick wachrufen zu lassen. Als im Jahre 1815 Serbien zuerst beruhigt, noch nicht, wie später, eingerichtet worden war, hat der Pascha Maraschli Ali angeordnet, daß kein Musselim ohne Einwilligung der Knesen sich in die Streitsachen unter den Christen mischen dürfe, nicht einmal dann, wenn Türken dabei betheiligigt waren.“

Soweit Leopold von Ranke; und Heinrich von Sybel, welcher die Ranke'sche Denkschrift 1865 veröffentlichte (Historische Zeitschrift, Band XIII., S. 406 u. ff.) sagt am Schlusse des Vorworts, das er derselben vorausschickt:

„Im Jahre 1854 mochte es noch als zweifelhaft gelten, ob in dem Völkergewirre der Balkan-Halbinsel ein anderer Stamm, als der osmanische, die leitende Stellung haben könne: heute ist es nur noch eine Frage der Zeit, wie viele Jahre noch die Osmanen im Süden des Gebirges die Herrschaft der griechischen, im Norden der slavischen Rasse werden verzögern können.“

Ich weiß, wie mißlich es ist, sich mit zwei Autoritäten ersten Ranges in Widerspruch zu setzen. Allein ich muß der Wahrheit die Ehre geben; ich muß sagen, was ich im Innern der Türkei, (das ich bereist, während die Andern an der Küste verbleiben), gesehen habe.

Meiner Meinung nach gebührt die Herrschaft dem Kulturvolk. Die Kultur ist aber nirgends in der ganzen europäischen Türkei slavisch oder griechisch. Ich sehe dabei ab von der höchst zweifelhaften Frage des „Hellenismus;“ denn meines Erachtens finden wir wirkliche Nachkommen der alten Hellenen nur noch an der Küste und auf den Inseln, die Leute auf dem Festlande des neugebenedenen Königreichs Griechenland dagegen sind mehr Albanesen, Arnauten und alles Mögliche, als Hellenen. Südlich vom Balkan ist die Kultur heute noch italienisch. Nördlich vom Balkan ist sie,

trog all' der großen und wahrhaft unverzeihlichen Unterlassungssünden Oesterreichs, deutsch; und es gehört in der That die Bescheidenheit eines deutschen Gelehrten dazu, dies zu verkennen. In der ganzen Donau-Tiefebene, auf beiden Seiten des Stromes, ist Deutsch und nur Deutsch die internationale Kulturprache. Auf dem Dampfschiff und auf der Eisenbahn, bei der Post und bei dem Telegraphen hörst Du Deutsch. Die Lehrer und die Musiker, die Wirths und die Kellner sind Deutsche; und das Deutsche „Lager“ (Bier) feiert seine Triumphe, wie in Amerika, so auch in der Türkei bis weit nach Kleinasien hinüber. In Belgrad und in Dschurschewo, in Rußischuk und sogar in Bukarest, (obgleich die Rumänen uns Deutsche hassen und die Franzosen vergöttern; warum? wissen sie selbst nicht), findest Du große deutsche Brauereien und deutsche Gesang- und Turnvereine, bei deren prachtvollen Männerquartetten Einem das deutsche Herz aufgeht in der Fremde.

Eine Herrschaft der slavischen Rasse will wirklich hier Niemand, mit Ausnahme der Popen, der russischen Emissäre und der Zukunftspolitiker einer südslavischen föderativen Balkan-Republik. Die Rumänier sowohl als die Griechen dünken sich weit besser, als die Slaven; und jedenfalls taugt die slavische Rajah nicht zum Herrschen, weil sie intolerant bis zum Exceß ist. Nirgends hat der „Ausländer“ weniger Rechte, als in den glorreichen Fürstenthümern Montenegro und Serbien. Die dort wohnhaften Türken hat das „christliche Regiment“ in kürzester Frist vertrieben, so daß nur diejenigen Muhamedaner dort blieben, welche die Kosten der Auswanderung nicht erschwingen konnten. Das Christenthum ist überhaupt im Orient sehr äußerlich und rein ritualistisch. Die „christlichen Brüder“ hassen einander bis auf das Blut. Und warum? Weil der Eine das Kreuz von Rechts nach Links „schlägt,“ und der Andere umgekehrt.

Nehmen wir nur einmal Bosnien und die Herzegowina als Beispiel. Allerdings haben dort die Slaven griechisch-orientalischen Glaubens die Majorität. Allein neben denselben gibt es dort 38,000 Muhamedaner, 200,000 Katholiken, 7000 Juden und zahllose Zigeuner. Dieselben vollständig geographisch auszuscheiden ist nicht möglich. Man müßte sie also unter slavisch-griechische Verwaltungsbeamte und Richter stellen. Dies hieße aber einfach den Spieß umdrehen; während bisher der Muhamedaner den slavisch-griechischen Christen mißhandelte, würde dann in Zukunft der letztere den ersteren mißhandeln. Die Katholiken, die Juden, die Zigeuner u. s. w. ziehen ebenfalls das türkische Regiment vor, weil es, wenigstens in der europäischen Türkei, weniger fanatisch ist.

In der That kann man den Osmanli, welche, wenn auch vielleicht die faulste, denn doch die intelligenteste, anständigste und vornehmste Klasse in der Türkei sind, doch nicht zumuthen, sich unter die Obrigkeit der verachteten Rajah zu stellen. Es wäre dasselbe, wie wenn man in den Südstaaten der amerikanischen Union der weißen Bevölkerung zumuthen wollte, alle Aemter nur an Nigger und Farbige zu übertragen. Das geht nicht, aus ethnologisch-physiologischen Gründen.

Lieber also als Rajah-Gerichte, wird sich der Türke internationale Gerichte gefallen lassen, in welchen auch er selber Sitz und Stimme hat. Eine solche Institution ist ihm nichts Neues. Seine Justizhoheit ist ohnehin schon durch die „Kapitulationen mit den befreundeten Mächten“ durchlöchert. Die Aufnahme in das europäische Konzert, welche der Pariser Friede aussprach, war nichts als ein Wort, und zwar ein sehr verhängnißvolles Wort, denn von ihm kann der Türke sagen: „Ach, dies war die Falle meiner Jugend.“ Die Emanzipation des dritten Standes, die Befreiung der Bauern, die Entlastung und Sicherung des

Grundeigenthums, die Ersetzung des Zehnten durch eine fixirte Grundsteuer, die Erhebung derselben etwa durch die Agenturen der „Banque ottomane,“ die Erlassung eines klaren Gesetzes über Eigenthum und dingliche Rechte, eine Grundbuchordnung nach europäischem Zuschnitt, Veräußerung und Parzellirung der Staats- und Kirchengüter und Schutz Alles dessen durch internationale Gerichte, — das ist die Reform, die wirklich helfen kann. Daneben ist freilich noch mancherlei Krankes im Lande, aber diese krankhaften Stoffe würden durch eine solche gesunde Motion bei Seite geschoben, oder sonstwie unschädlich gemacht. Auch hätten die Türken selbst hierbei direct nicht viel zu thun und zu arbeiten, sondern nur zu dulden, daß ihr Land der Kultur und dem Fortschritt, den Kapital- und Menschenkräften geöffnet werde. Mögen dann die Türken von Osten, die Russen von Norden, die Griechen und Italiener von Süden, die Engländer und Franzosen von Westen, die Deutschen die Donau herunterkommen und unter dem Schutze der Gesetze und der Gerichte ein Land kultiviren, das ihnen tausendfachen Dank dafür abstatten wird. Diese Colonisation durch thatkräftige Männer wird dem Lande eine neue Seele einhauchen. An die Stelle der Wildniß wird der Wohlstand treten, und die Steuern werden die Staatskasse füllen, welche bisher immer leerer wurde trotz der unerhörtesten Erpressungen der Beamten, sowie Steuer- und Zehntpächter. Alle, Gläubige und Ungläubige, Einheimische und Fremde, werden dieselben bürgerlichen, wirtschaftlichen und confessionellen Rechte genießen. Keine Nation wird sich bevorzugt und keine wird sich zurückgesetzt fühlen. Die friedliche Wettbewerbung ist dann für Alle eröffnet, und der Fleißigste und Tüchtigste, der Gemeinnützigste wird siegen. Das ist die Lösung der orientalischen Frage auf friedlichem Wege. Der Ackerbau, die Kultur, die Civilisation werden sich dazwischen schieben, um zu verhüten, daß Asien und Europa, der Orient und der

Occident, Rußland und die Westmächte gewaltsam zusammenstoßen auf diesem schon lange bestrittenen Boden. Die Türkei wird gedeihen.

Und die Türken? Können die Türken unzufrieden sein, wenn die Türkei gedeiht, wenn sie wieder zu Credit kommt und zu Kräften, welche ihr erlauben, ihren Verpflichtungen zu genügen? Im allerschlimmsten Falle ist es wenigstens eine sehr langfristige und nachsichtige Vertagung des Verhängnisses, welches sonst unmittelbar vor der Thür steht; und zum Mindesten wird der Staat in den Stand gesetzt sein, sein Eisenbahnnetz zu vollenden, seine Schulden zu bezahlen und sich der Putzche und Revolten zu wehren. Zeit gewonnen — Alles gewonnen. Im Uebrigen „Insch-Allah,“ d. h. wie Gott will.

Ich weiß, was man sagen wird: Du willst die Türkei den europäischen Squatters öffnen. Sie werden das Land überschwemmen, wie die Amerikaner den fernen Westen, Californien, Texas, Mexico überschwemmen und colonisiren und „amerikanisiren.“ Sie werden kommen, sich ausdehnen und um sich greifen, wie uns dies Charles Sealsfield in seinem Buche „Nathan, der Squatter-Regulator, oder die ersten Amerikaner in Texas“ so anschaulich schildert. Gut! Aber wenn dies in dem Gange der Entwicklung vorgezeichnet ist, wer kann es hindern? Und wäre es denn ein Unglück, wenn sich ein solcher Umschwung auf dem Wege des Friedens und der Freiheit vollzöge, statt unter Thränen und Tümmern, unter Mord und Brand, unter Blut und Leichen?

Ich hoffe Gelegenheit zu finden, diese meine Ansicht, die ich bei Bereisung des Innern des Landes gewonnen, weiter im Einzelnen genauer zu begründen und gegen die Einwendungen, welche sich, das gebe ich zu, im Dienste von Sonderinteressen dagegen erheben lassen, zu vertheidigen. Hier fehlt dazu der Raum. Ich mußte mich also auf bloße

Andeutungen beschränken. Zum Schluß nur noch ein Wort:

Die Türken sind reich an treffenden Sprüchwörtern. Eines derselben lautet: „Bei einem zerbrochenen Wagen stehen viele Wegweiser.“ Das will sagen: Es rathen dann viele, welche schwiegen, als es noch Zeit war zu helfen, d. i. als der Wagen noch ganz war.

Was mich anlangt, so habe ich den Wagen nicht zerbrochen. Ich glaube auch nicht, daß dessen Reparatur unmöglich ist. Statt den Wagen zu zerstückeln und seine einzelnen Bestandtheile an die Umstehenden zu distribuiren, wünschte ich denselben wieder zusammen zu flicken und damit weiter zu fahren. Ich weiß sehr wohl, daß ein solcher Rathschlag von beiden Seiten angefochten wird. Sowohl von denjenigen, welche sagen: „Im Uebrigen stimme ich, daß die Türkei zu zerstören sei,“ als auch von denen, welche sagen: „Die Türkei soll sein, wie sie ist, oder sie soll nicht sein.“ Letzteres bedeutet meiner Meinung gerade so gut den Anfang vom Ende, wie ersteres. Es kann ja sein: das Verhängniß ist unabwendbar. Das wäre dann „*θεοῦ βλα*,“ wie es der fromme Pandektist in l. 25 § 6 Dig., locati conducti, XXI, 2, nennt, und dagegen ist nicht aufzukommen.

In der praktischen Politik aber handelt es sich um die zu ergreifenden Maßregeln, und da wäre denn doch vor Allem Klarheit der Gedanken und Entschiedenheit des Willens zu wünschen. Während der jüngsten Vergangenheit hat man sich aber zu keinem entscheidenden Schritte entschließen können. Sowohl die Großmächte, als auch die öffentliche Meinung scheinen nicht recht zu wissen, was sie wollen. Statt das Feuer zu löschen, das Europa beunruhigt und der Welt das Vertrauen raubt, welches sie so nöthig hat, um die wirthschaftliche Krisis zu überwinden, hat man den Brand mit diplomatischen Zauberformeln be-

schworen, und die Flammen sind indeß immer höher empor-  
gelodert. Der Eine schreit: „England ist die Reaktion und  
Rußland der Fortschritt!“ Der Andere behauptet das  
Gegentheil. Und Keiner versteht und hört mehr den An-  
dern. Rußland ermutigt die Rebellen und wagt doch  
nicht, offen für sie einzutreten. In Oesterreich wollen  
die Centralisten Bosnien annectiren, und die Dualisten weisen  
das „Danaergeschenk“ voll Abscheu zurück. Disraeli  
schneidet zuweilen eine kriegswüthige Frage, soweit dies po-  
pular macht, hat aber auch nicht den Muth, „die orienta-  
lische Frage,“ wer Constantinopel und den Bosporus be-  
kommen soll, zur definitiven Entscheidung zu treiben.

Nun denn, wenn man diese Frage nicht sofort und  
definitiv lösen kann und will, so entschliefte man sich, sie  
wenigstens sofort auf geraume Zeit zu vertagen und Mittel  
zu suchen, welche die Türkei der Kultur zurückergeben und  
Europa den Frieden garantiren.

---

A n h a n g.

---

E i n e b ö h m i s c h e W o c h e.

---

„Und plaudr' ich, wie's grad' kommt von all' den Fagen,  
Die ich geseh'n in diesem Thorenbabel,  
Lauscht mir wohl Der und Jener, — wie der Schnabel  
Mir jußt gewachsen.“

Giuseppe Giusti (Fehse'sche Uebersetzung).



## I.

Prag. Internationale Anekdoten über Südböhmische Völker. Eine Fahrt nach dem Judentruchhof. Deutsche und Tschechen. Deutsche und tschechische Vereine. Deutsches und tschechisches Theater. Prager Musikanten. Föderalismus und Dualismus. Heilige Leiber und silberne Löffel. Der alte Kaiser. Der Baumgarten. Das theresianische Damenstift. Das Belvedere. Widernatürliche Altanen. Adel, Klerus und Volk. Die „Politik.“ Alt- und Jungtschechen.

Prag ist eine Stadt, an der man oft vorbeifährt. Aber es ist unrecht, daß man nicht absteigt und einkehrt. Es ist eine Stadt, die man sich trotz ihrer monumentalen und landschaftlichen Schönheiten zwar schwerlich aus Liebhaberei zum Aufenhalt, d. h. zum bleibenden Aufenthalt aussuchen möchte, vorausgesetzt man ist nicht etwa depossedirter Kurfürst, welche aber verdient, besucht und studirt zu werden, während sie von den deutschen Touristen geradezu unterschätzt wird.

Ich darf dies wohl sagen, denn ich bekenne, daß ich mich früher desselben Fehlers schuldig gemacht habe. Ich kam von Karlsbad zurück in jenem Zustande der Apathie, oder wie Fürst Bismarck einmal in seiner Jugend geschrieben, „in jenem Gefühl der absolutesten Wurstigkeit,“ welches als Beweis dafür gilt, daß die Karlsbader Brunnencur nicht erfolglos gewesen. Ich stieg im „Hofstinež“ (Hotel) zum schwarzen Roß auf dem Graben ab.

Der „Graben“ ist eine breite und schöne Straße zwischen der Altstadt und der Neustadt, welche beide früher durch den Pulverthurm mit einander verbunden und durch den „Graben“ getrennt waren; denn es war wirklich ein Graben mit Wällen auf beiden Seiten. Später wurde der Graben dem Minister Kolowrat zu Ehren „Kolowratstraße“ getauft. Das Volk nahm jedoch von dieser Courtoisie der Behörden nicht die geringste Notiz; und die Behörden kamen den Wünschen des Volks mit Vergnügen und Bereitwilligkeit wieder entgegen und stellten 1869 den Namen „Graben“ officiell wieder her, dieweil der Minister Kolowrat 1860 bereits gestorben war. Als im Jahr 1872 hier eine Reihe neuer Banken entstand, wollte man den Graben die „Bankstraße“ taufen, und als 1874 von diesen nur noch zwei oder drei bei Leben und Gesundheit waren, dachte man sogar an den Namen „Bankerottstraße.“ Allein man ließ es bei dem alten „Graben,“ und das war jedenfalls richtig. Ja, aber was ist überhaupt „richtig?“

Einmal saßen mehrere Offiziere aus der vielsprachigen österreichischen Armee zusammen und stritten sich über die Schönheit ihrer respectiven Muttersprachen. Jeder erklärte die seinige für die schönste. Nur der bescheidene Deutsche schwieg. Als die anderen ausgeredet hatten, meinte er bloß, die deutsche Sprache sei zwar vielleicht nicht die schönste, aber jedenfalls die richtigste. Warum? riefen die Andern. „Nun,“ sagte der Deutsche, „ich denke so: was da auf dem Tisch in der Karaffe steht, das nennen Sie „Woda“ und Sie nennen es „Acqua,“ und Sie nennen es anders, und Sie da drüben nennen es wieder anders. Wir Deutschen aber nennen's a Woass'r, und das ist es aber auch wirklich, und deshalb behaupte ich immer, die deutsche Sprache ist wirklich die richtigste.“

Das erzählte, während wir Morgens in dem Garten-salon des Hofstinez unseren Kaffee nahmen (der in Böhmen

überall eben so gut, wie in dem benachbarten Sachsen, dem Vaterlande des „Blümchekoffi“ (schlecht ist), ein tschechischer Böhme. Wir lachten. Sofort war der Krieg da.

Denn ein deutscher Böhme, der sich, wie mir schien mit Unrecht, über den wirklich recht unschuldigen Kalauer echaufferte, erzählte nun die Geschichte von der ungarischen Tscharda, in welcher sich einst ein Deutscher, ein Magyar, ein Slovake und ein Tscheche trafen. Als sie die Schenke verlassen, entspann sich unter ihnen folgende Unterhaltung.

Der Deutsche: „Hobt's g'schaut, auf dem Tisch drinnen hat a silbern's Kreuzfixrl g'standen?“

Der Magyar: „Hätt' man können mitnehmen.“

Der Slovak: „I hob's schon.“ (Er hatte es eingesteckt.)

Der Tscheche: „Hobt's g'hobt.“ (Der Tscheche hatte es dem Slovaken schon wieder weggestohlen.)

Sofort drohte der Rassenkrieg auszubrechen. Allein, da ich mich bisher neutral verhalten, so gelang es mir demselben vorzubeugen dadurch, daß ich eine harmlose Geschichte erzählte, die ich aufgelesen hatte im Temeschvarer Banate (Militärgrenze), dicht an der rumänischen Grenze, wo Deutsche, Magyaren, Walachen (jezt lieber Rumänen genannt) und Raizen (welche sich jetzt auch lieber Serben nennen lassen) friedlich durch und neben einander wohnen. Da nicht Jedermann nach Temeschvar kommt und sich dort walachische Märchen erzählen läßt, so will ich sie, zu Nutz und Frommen des deutschen Lesers, hierher setzen:

Ein katholischer Deutscher, ein protestantischer Magyar, ein griechischer Walache und ein illyrischer Serbe standen am Fuße des Kreuzes, als Christus seine Seele aushauchte. Sie hätten den Leib des Herrn gern in Ehren begraben, allein die Soldaten des Landpflegers Pontius Pilatus, welche auf der Schädelstätte Wache hielten, wehrten es ihnen. Da hielten die Vier unter einander geheime Berathung.

Der Serbe meinte: „Schießen wir Geld zusammen und bestechen wir den Soldaten, und wenn er nicht will, so wird wohl der Herr Landpfleger selber klingenden Gründen zugänglich sein.“ Der Deutsche sagte: „Wozu bezahlen? Es gibt doch noch Recht in der Welt. Verklagen wir die Kerls in Wien bei dem Kaiser.“ Der Magyar meinte: „Nach Wien ist ein weiter und schwieriger Weg, schlagen wir die Römer todt, das ist wirklich das Einfachste und Kürzeste.“ „Ei was,“ lächelte verschmüht der Walache, „Alles Unsinn, — warten wir bis es dunkel ist, und morgen früh soll Keiner wissen, wohin der Leib des Herrn ist gekommen.“

Der Deutsche empfahl den Weg Rechtens. Der Ungar zog den Weg der Gewalt vor. Der Slave empfahl zu bestechen und der Walache zu stehlen.

Da in der Gesellschaft des Hofstinez sich kein Walache befand, so waren sie Alle höchlichst zufrieden und ich benutzte die Gelegenheit, mich zu empfehlen, bevor der Rassenkrieg wieder ausbrach. Es war noch in der stillen grauen Frühe des Morgens.

Ich bummelte ein wenig in der Stadt herum, als mich, den von Sprudelbädern verweichlichten und verbrühten Karlsbader Gurgast, ein kalter Früh- und Sprühregen überraschte. Da mir nichts Besseres einfiel, nahm ich einen Fiacre. Aber wohin? Ich hatte vom alten Judenkirchhof oft schon gehört. „Nach dem Judenkirchhof!“ rief ich dem Droschkentutscher zu, und so viel ich von seinem, von Haupt- und Barthaaren stark überwucherten Gesicht sehen konnte (es war freilich nicht viel), schien er zustimmend zu lächeln. Ich stieg ein und sang nach dem authentischen Texte des von Mozart hier in Prag componirten „Don Giovanni“ mit Leporello:

„Er nickt mit dem Kopfe,  
Er scheint uns zu verstehen.“

Der Fiacre war schlecht, aber in Anbetracht des Regens, der immer stärker fiel, dachte ich: „Dies elende Fahrzeug könnte mich retten.“ So ging es drauf los. Wir fuhren zuerst gen Westen. Dann bogen wir links, fuhren über einen unendlich langen, verhältnißmäßig schmalen Platz von monotonem Aussehen (es war der Wenzels-Platz) zu Festungsthor, Wall und Brücke hinaus (jetzt wird die militärisch werthlose Festung abgetragen), dann links an Kneipen, Gärten und „Kavearnas,“ d. i. Kaffeehäusern, vorbei, bis die Gegend einen recht ländlichen Charakter angenommen hatte, als wir endlich (es war in der Nähe des Dorfes Wolschan) vor einem großen Thor hielten, worüber ich eine hebräische Inschrift las. Es war der jetzt im Gebrauch befindliche israelitische Begräbnißplatz, auf ansehnlicher Höhe hübsch gelegen, mit sorgfältig gepflegten Gräbern und schönen Gartenanlagen.

Ich machte meinem Kutscher bemerklich, ich habe nicht hierher, sondern nach dem alten Judentirchhof gewollt.

In etwas mangelhaftem Deutsch sagte er mir, entweder habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt, oder er habe mich nicht richtig verstanden; denn ich sei ein Deutscher und er ein Tscheche; er habe auch nicht annehmen können, daß ich nach dem alten Judentirchhof wolle, da dieser mitten in der Stadt liege und nur ein paar hundert Schritte entfernt sei von der Stelle, wo ich eingestiegen; deßhalb habe er mich hierher gefahren.

Er sagte das Alles in etwas rauhem, posterndem Tone, so daß ich gereizt wurde und eben im Begriffe stand, ihm zu bemerken, er habe seine Eigenschaft als Tscheche mißbraucht, um mich mißzuverstehen und mich eine Stunde nutzlos in der Welt herumzufahren und mehr Geld zu verdienen.

Auf einmal fiel mir Vater Palazky ein, der tschechische Häuptling, welcher behauptet, die Deutschen seien ein graufames und großes Räubervolk.

Halt, dachte ich, du wirst dich hüten, dem Wasser auf seine Mühle zu liefern; du wirst dir den Fall noch einmal überlegen; was würdest du sagen, wenn du etwa den Kutscher als Officialanwalt vor Gericht zu vertheidigen hättest? O das ist sehr einfach. Ich würde sagen: Der Ankläger Braun hat Unrecht, und der Kutscher Wenzel hat Recht. Dieser Braun kommt aus seinem Hotel, wo er hören konnte, wo der alte Judentirchhof liegt. Ja, er hat sogar in der Tasche seines Ueberziehers nicht nur die „Geschichte der Stadt Prag“ von dem Professor Wenzel Vladimow Tomek, sondern auch Klutschek's „Führer durch Prag,“ welchem letzteren ein sehr guter Plan beigeheftet ist, aus dem er deutlich ersehen konnte, wo der Judentirchhof liegt, der mittelalterliche intramurane sowohl, als der moderne extramurane. Er wußte, er mußte wissen, daß er diese beiden Bücher bei sich führte; denn es läßt sich, falls er dies leugnen sollte, beweisen, daß ihn der Regen, bevor er sich die Droschke oder den Fiacre nahm, veranlaßte, auf dem Graben in einen Buchladen einzutreten, dort in allen Bohemisch herumzukramen und sich schließlich diese beiden Bücher zu kaufen. Er hatte sonach die Mittel sich zu unterrichten; und wenn er keinen Gebrauch davon machte, so trifft ihn die Schuld; denn mit selbstverschuldeter Unwissenheit kann sich Niemand entschuldigen, am wenigsten ein Jurist, welcher den Satz kennen muß: „Jura vigilantibus scripta,“ was so viel heißt wie: „Oeffne die Ohren oder den Beutel.“ Und dann, wie nachlässig drückt sich dieser Mensch aus? „Nach dem Judentirchhof,“ schreit er einem anderen Menschen zu, von dem er nicht einmal wissen konnte, ob er Deutsch versteht; und damit springt er in den Wagen — vorausgesetzt, daß man die, dem Fallen ähnliche Bewegung eines mehr als zwei und ein viertel Centner wiegenden Körpers überhaupt noch Springen nennen kann. Was soll nun der Angeklagte, der Kutscher Wenzel, der eine voll-

kommen tadellose Vergangenheit hinter sich und eine glorreiche tschechische Zukunft vor sich hat, was soll er thun? Soll er glauben, der Ankläger wollte nach dem alten Judenkirchhofe? Wenn das der Ankläger verlangt, so prätendirt er selber, daß man ihn für einen Narren halte. Denn man nimmt sich nicht einen Fiacre, um drei Schritte weit zu fahren. Der Kutscher mußte also vermuthen, daß der entlegene Ort gemeint war. Außerdem, wenn man von dem Kommandanten spricht, von dem Kommandanten schlechtweg und ohne jede nähere Bezeichnung, so meint man damit den activen Kommandanten und nicht den Kommandanten außer Dienst. Ganz in derselben Weise ist, wenn man vom Judenkirchhofe schlechtweg und ohne jeglichen Zusatz spricht, darunter der active Judenkirchhof, auf welchem man gegenwärtig die Leichen bestattet, zu verstehen, nicht aber derjenige, auf welchem dies vor Jahrhunderten geschehen ist, der Judenkirchhof a. D. — Meine Herren Geschworenen, — oder auch meine Herren Richter — (denn dieser Fall ist so klar, daß das Urtheil der Männer aus dem Volk ganz dasselbe sein wird, wie das der Rechtsgelehrten) — also, meine Herren, vergleichen Sie die Rollen beider Personen. Auf der einen Seite ein Fremdling, der verpflichtet ist, die Sitten und die Ausdrucksweise des Landes, das er bereist, zu studiren, der aber dieser Verpflichtung nicht nachkommt, — ein blafirter Curgast aus Karlsbad, aus einem Bade, welches das Land der Böhmen in seiner uner schöpflichen Güte sogar dem verworfenen, groben und grausamen Räubervolke der Deutschen öffnet, damit sie sich dort ihre Genesung holen von den schrecklichen Folgen von Fraß und Völlerei, welchen bekanntlich diese unverbesserliche Klasse obliegt, damit sie Gelegenheit haben, ihre Sünden und Diätfehler abzubüßen, — ein Curgast, der, wenn er in Folge des Genußes des Sprudels auch etwas an Bergeßlichkeit und Gedankenlosigkeit leidet, doch weit entfernt

dabon sein sollte, diesen selbstverschuldeten defecten Zustand seiner Person dadurch Allen deutlich erkennbar zu machen, daß er eine frivole Anklage erhebt gegen einen biederen Sohn des Vater Tschech, gegen einen Liebling der Königin Libuſcha, gegen einen Mann, für den Huß gebrannt, Tschiſchka geblutet und der heilige Johannes (natürlich nicht „Baptiſta,“ ſondern „Nepomucenus“) geſchwommen hat, und für den heute noch Pan Palazky und Pan Kieger ſchreiben.

Kurz, ich hatte mich, in Erinnerung an meine gloriöſten Zeiten als Defenſor, ſo in den Eifer geredet, daß ich eben im Begriff ſtand, die Freisprechung des Rufscherz Wenzel und die Verurtheilung des Doctor Braun, und zwar wegen falſcher Denunciation, zu beantragen, als ich mich erinnerte, daß der Fiacrekuſcher ohne Zweifel „zwei Gulden Schein“ der ſchönſten Rede vorziehen würde.

Auf dieſer vernünftigen Grundlage eines zeitgemäßen Compromiſſes verſtändigte ich mich mit ihm, um mich nun endlich wirklich nach dem wahren „alten“ Judenkirchhofe fahren zu laſſen, von dem ich Ihnen in einem beſonderen Kapitel zu erzählen mir vorbehalte.

Seitdem bin ich wiederholt in Prag geweſen und habe auch andere kleinere böhmische Städte genauer kennen gelernt. Vielleicht kann ich ſagen: ſtudirt. Der gewöhnliche deutſche Touriſt läßt ſich durch den deutſchen Anſtrich täuſchen, der ihm überall, und namentlich im Gaſthaus, entgegenkommt. Er glaubt „das iſt ja tout comme chez nous,“ und verſucht daher nicht hinter die Couliſſen zu ſchauen. Verſucht habe ich es. Allein es iſt ſchwer, und ich weiß nicht, ob es gelungen.

Nach meiner letzten Brunnencur in Karlsbad (Juni 1875) habe ich eine Woche darauf verwandt, um meine böhmischen Studien cursoriſch zu repetiren, zu revidiren und zu controliren. Ich werde nun verſuchen, unter dem Titel „Eine böhmische Woche“ das Ergebniß dieſer Kultur-

studien zusammenzufassen. Ich habe mir zu diesem Zwecke zwei typische Städte ausgesucht, das vorwiegend tschechische Prag auf der einen, und das ganz deutsch gebliebene Eger auf der anderen Seite. Indem ich die Stadt in der Mitte und die Stadt am äußersten westlichen Zipfel des Landes zu schildern versuche, werde ich natürlich meine Blicke auch über das dazwischen gelegene Land hingleiten lassen. Ich werde Sie unterhalten von Prag und von Eger, von dem Gradschin und der Burg, von dem Belvedere und dem Baumgarten, von den Deutschen und den Tschechen, von den Altschechen und den Jungtschechen, von den Juden und den Christen, von Johannes Huß und Johannes Nepomucenus, von dem Gutenberg der Deutschen und dem Rutenberg der Tschechen, von der Universität und den Jesuiten, von dem Carolinum und dem Clementinum, von dem Adel und den Bürgern, von der Geschichte Prags und der Geschichte Egers, von dem Herzog von Friedland, der in Wirklichkeit Waldstein, und von Charles Sealsfield, der in Wirklichkeit Postl geheißen; — und ich sage Ihnen das Alles im Voraus, um ihren Appetit ein wenig zu reizen, ähnlich wie Proudhon (er hat das seinen Freunden selber gestanden) die Redensart „Eigenthum ist Diebstahl“ (*la propriété c'est le vol*) erfunden und zur Anwendung gebracht hat, nur um das Ohr seiner Leser zu reizen, „seulement pour frapper l'oreille.“

Wir wollen jedoch mit dem Anfange beginnen, also mit Prag, und was Prag anlangt mit den äußeren Umrissen.

Ich muß Ihnen also sagen, daß Prag die drittgrößte Stadt der österreichisch-ungarischen Monarchie ist (nach Wien und Buda-Pest), und daß es etwa 160,000 Seelen zählt; worunter die zehnte jüdischer Confession; daneben gibt es noch etwa 3000 Protestanten und einige wenige orientalische Griechen; die übrigen sind Alle Katholiken. Die Stadt zer-

fällt in „fünf Viertel.“ Von diesen liegen zwei auf dem linken Moldau-Ufer, nämlich der Gradschin auf dem Berg und die Kleinfeste im Thal, — drei auf dem rechten Ufer, die Neustadt und die Altstadt und die Josephstadt. Letztere ist identisch mit dem Judenviertel und steckt in der Neustadt. Dazu kommen dann noch die Vorstädte Wische-Grad (die ehemalige Hochburg der tschechischen Königin Libuscha), Karolinenthal und Schmichow.

Von der Bevölkerung sprechen zwei Zwölftel nur Deutsch, drei Zwölftel nur Tschechisch, die übrigen, also die Mehrzahl, d. i. sieben Zwölftel sind zweisprachig; ein Drittel von diesen spricht lieber Deutsch als Tschechisch, zwei Drittel lieber Tschechisch als Deutsch.

Prag ist also keine rein deutsche und keine rein tschechische Stadt, sondern eine Mischung von Beiden; den Tschechen ist es zu viel deutsch und den Deutschen ist es zu viel tschechisch.

Es hat weder den rührigen, strammen, arbeitsamen und nüchternen Charakter, welcher den norddeutschen, noch den leichtlebig lustigen, welcher den süddeutschen Städten, und auch den österreichischen, eigenthümlich ist. Im Ganzen macht es einen ernsten Eindruck. Und es sind nicht bloß die monumentalen Gebäude, die vielen Paläste, die alten Kirchen und die Unzahl von Thürmen (man nennt Prag die „hundertthürmige Stadt,“ es sind aber der eigentlichen Thürme keine hundert mehr, wenigstens vermochte ich, wiederholter, sorgfältiger Zählung ungeachtet, nicht mehr als einundachtzig „zu Stande zu bringen,“) welche dies machen. Es sind auch die Menschen und ihr Streit unter einander, welcher seit Jahrhunderten dauert und vielleicht in Jahrhunderten noch nicht enden wird, — dieser Streit, in welchem auf beiden Seiten so viel Geist und Kraft verbraucht und durch den doch für die Interessen der Menschheit so wenig geleistet wird. Die Gesellschaft ist hier, wie

Schiller sagt, „von der Mode Schwert getheilt.“ Die Tschech, hie Deutsch! Ueber diesen Graben ist nicht zu springen. Er ist selbst für den rüstigsten gesellschaftlichen Jongleur zu breit. Jede Klasse hat ihre besonderen Vereinigungspunkte; und namentlich die Deutschen zeichnen sich durch eine sehr rege und erfolgreiche Vereinsstättigkeit aus. Der deutsche Verein besitzt ein schönes palastähnliches Gebäude am Graben mit einem prachtvollen parkähnlichen Garten; hier sammelt sich Abends Alles, was Deutsch ist, vom Universitätsprofessor bis zum Handwerker, um bei den Klängen einer trefflichen Musik und dem Saft des Gambrinus, welcher mir in Böhmen besser dünkt als in Deutschland, sich in zwanglosem, geselligem Umgange des Daseins zu freuen. Es gibt ferner einen deutschen Turnverein, welcher über dreihundert active Mitglieder und eine große Anzahl unactiver (aber zahlender) zählt. Vor Allem aber sind die Vereine der deutschen Studenten zu erwähnen, und unter diesen wieder an der Spitze die Lese- und Rede-Halle der deutschen Studenten in Prag. Dieser Verein hat eine vortreffliche Bibliothek, zu welcher beizusteuern sich jeder deutsche Verleger zur Ehre rechnen sollte; er hält alle wissenschaftlichen Zeitschriften aus dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften, der Theologie, der Medicin und Pharmacie, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften, der Naturwissenschaften, der Literatur, Kunst und Musik, der Philologie und des Schulwesens, der Philosophie, der Nationalökonomie, der Landwirthschaft, der Technik, der Industrie und des Handels, der Bibliographie u. s. w.; er hat eine schöne Lesehalle für Zeitungen und Unterhaltungsblätter. Was die Vorträge anlangt, so werden dieselben theils in den allgemeinen Versammlungen gehalten, theils in den verschiedenen Fachsektionen, deren es sechs gibt, 1) für technische Wissenschaften, 2) für classische Philologie, 3) für Literatur und Kunst, 4) für Geschichte des 19. Jahrhunderts, 5) für

moderne Sprachen, 6) für Musikfreunde. Der Verein besteht seit 27 Jahren; er hat, wie in seinem jüngsten Rechenschaftsbericht (für das Vereinsjahr 1874 bis 1875, Prag, Druck der Bohemia, 1875, — man sollte diesen Bericht auf unseren deutschen Universitäten studiren, wir können von unseren Prager Commilitonen was lernen), er hat, ein Werk jugendlicher Begeisterung und deutscher Ausdauer, sich durch die ungünstigen Zeitverhältnisse und die feindseligsten Anfechtungen emporgearbeitet zu einer außerordentlich ehrenvollen und unanfechtbaren Stellung. Eine Anstalt des Vereins ist auch das „Nachweisungs-Institut zur Verwerthung geistiger Arbeit Studirender,“ bei welchem stets zahlreiche Nachfragen nicht allein aus Prag, sondern auch von deutschen Familien auf dem Lande eingehen, und das schon vielen armen Studenten die Möglichkeit geboten, unbehindert von drückenden Nahrungsjorgen ihre geistige Ausbildung zu vollenden. Aus dem Schoße der „Lese- und Rede-Halle“ hervorgegangen ist die „Liedertafel der deutschen Studenten in Prag.“

Außerdem sind noch zu erwähnen der Verein deutscher Naturhistoriker, der deutsche historische Verein, der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler „Concordia,“ der Verein „Lotos,“ der deutsche Männergesangverein, der deutsche polytechnische Verein, der deutsche kaufmännische Verein und der Verein „Eintracht“ im benachbarten Schmichow. Alle diese Vereine stehen mit einander in Verbindung. Hauptquartier und Generalstab aber bildet der deutsche Verein oder das „deutsche Casino“ auf dem Graben, welches auch eine Filiale in Schmichow hat. Hier ist der Centralpunkt für die Freunde und zugleich der Angriffspunkt für die Gegner, namentlich auch zur Zeit der Wahlen und sonstiger politischer Actionen.

Auf der anderen Seite aber gibt es nun wieder einen tschechischen akademischen Lese-Verein, der eben-

falls eine gute Bibliothek hat; ferner zwei politische Clubs, nämlich den „Těšestý-Club“ für die Alttschechen und den „Narodní-Club“ für die Jungtschechen; einen tschechischen Künstler-Verein „Umelecká beseda“ mit drei Sektionen, nämlich für 1) bildende Künste, 2) Musik, 3) Literatur, und den Verein „Blatimil“ für Erhaltung und Wiederherstellung kirchlicher Alterthümer und Kunstdenkmale; die „Typografická beseda,“ ein tschechischer Unterhaltungs- und Unterstützungs-Verein; den tschechischen Turnverein „Sokol“ (Falke), welcher eine große neue Turnhalle besitzt, überall im Lande Filiale hat und seine Mitglieder seltsamer Weise verpflichtet, rothe Hemden à la Garibaldi zu tragen u. s. w.

Dazu kommen dann noch die zahlreichen „katholischen“ Vereine, welche alle mehr auf tschechischer als auf deutscher Seite stehen, als da sind, der „Dombau-Verein,“ der „Katholiken-Verein,“ der „katholische Gesellen-Verein,“ der „katholische Preß-Verein“ u. s. w.

Ich weiß nicht, ob es das Verdienst dieses katholischen Preß-Vereins ist, daß uns die Schauläden der Buchhandlungen vorwiegend tschechischer Tendenz Reminiscenzen an die deutsche Heimath und deren politische Kämpfe vorführen. Man sieht da nämlich nirgends die Photographie österreichischer oder böhmischer Abgeordneten, ja nicht einmal die von Palazky und Rieger, wohl aber die Bildnisse der Herren von Mallindrodt, Windthorst-Meppen, August Reichenperger und Peter Reichenperger. Außerdem fand ich mehrere Pamphlete gegen den Fürsten Bismarck. Ich kaufte mir deren zwei. Sie waren aber von so niedriger Gemeinheit und wahrhaft trostloser langweiliger Albernheit, daß ich es vorzog, sie in einem stillen Winkel meines „Hofstinez“ zurückzulassen.

Da wir nun einmal in Vereinsleben, Politik und Literatur ein wenig hineingerathen, so will ich auch etwas über die Theater sagen. Zunächst gibt es ein deutsches Lan-

destheater. Ein Graf Rostiz hat es um 1780 erbaut. Eigenthümer sind jetzt die böhmischen Stände, es war früher verpachtet, jetzt wird es subventionirt. Es hat zu verschiedenen Zeiten, namentlich im Anfange des 19. Jahrhunderts, unter Liebig eine Rolle in der Geschichte der deutschen Kunst gespielt und ist auch heute noch recht beachtenswerth. Daneben aber gibt es ein böhmisches (d. i. tschechisches) Landestheater, welches noch in etwas provisorischen Umständen lebt, aber ebenfalls von den Ständen stark subventionirt wird. Das alte Lokal war bisher gegenüber der Sophieninsel. Das neue wird ein Prachtbau werden, welcher sich zwischen der Ferdinandsstraße und dem Quai erhebt. Soweit man den Neubau jetzt schon übersehen kann, wird es ein architektonisches Meisterwerk werden. Schwerlich wird es unter einer Million Gulden herzustellen sein. Die Pläne sind von dem Prof. Zitek, einem Baukünstler ersten Ranges.

Die Idee zu diesem „National-Theater“ entstand 1852, jedoch nur, um zunächst wieder einzuschlafen. Ihr Wiedererwachen datirt von 1860. Sie fällt und steigt mit der tschechischen Agitation, und in demselben Maße fließen die Mittel. Am 16. Mai 1868, als gerade der tschechische Föderalismus obenauf war, erfolgte die Grundsteinlegung mit großen Aufzügen, Zünften aus den verschiedenen Städten, mit „Bauern-Bänderien in Nationaltracht“ aus den verschiedenen Gegenden Böhmens, und mit sonstigen Deputationen, deren Mitglieder, wenn das Theater einmal fertig ist, schwerlich hineingehen. So war auch eine „Slovaken-deputation“ dabei, bestehend aus zufällig anwesenden Mausfallenhändlern und Kastelbindern. In dem Grundstein wurden die Steine der sieben durch tschechische Großthaten berühmten böhmischen Berge — Georgsberg, Prachin, Ziska- (sprich: Schischka-) Berg u. s. w. — vereinigt. Der Bau sollte 1872 schon vollendet sein, aber er ist es heute noch

nicht. Inzwischen ist die Ebbe eingetreten. Ueber dem Porticus steht die stolze Inschrift: „Národ sobe,“ welche an das „Italia farà da se“ erinnert. Es heißt nämlich auf deutsch: „Das Volk (natürlich das tschechische Volk) für sich. Indeß für sich allein hat es doch den Bau nicht vollenden können. Es ist innerer Zwist dazwischen getreten und auch „der Finanznoth bleicher Jammer.“ In dem geschäftsführenden Comité entstanden Differenzen zwischen Alttschechen und Jungtschechen, in Folge deren die Ersteren von den Letzteren an, die Lust gesetzt wurden, jedoch in ganz gebildeter Weise und nicht „po starotschesku,“ d. h. nach guter alter böhmischer Sitte, wie dies am 23. Mai 1618 den kaiserlichen Ráthen Slavata und Martiniz geschah, welche auf dem Pradschin von den böhmischen Ständen zum Fenster hinausgeworfen wurden, jedoch ohne Schaden zu nehmen (trotz der 47 Fuß Höhe), weil sie auf einen Düngerhaufen fielen, deren es damals in der guten Stadt Prag sogar noch mehr gab als heute.

Es ist jedoch dem jungtschechischen Comité gelungen, neue Mittel für den Bau des Nationaltheaters flüßig zu machen. Die Sparkasse hat 100,000 Gulden auf Hypothek dargeliehen, und die böhmischen Stände haben 200,000 Gulden vorgeschossen. Natürlich sehen die Stände die Jungtschechen lieber, als die Alttschechen, welche letztere immer noch ihre parlamentarische Arbeitseinstellung mit großer Hartnäckigkeit kultiviren.

Das tschechische „Nationaltheater“ wird also fertig werden. Das steht fest, denn in Folge der erwähnten Credite ist das Baukapital nunmehr gesichert. Ob es aber, wenn es fertig ist, im Stande sein wird, zu existiren, und namentlich seine Schulden zu amortisiren und zu verzinsen, und was geschehen wird, wenn dies nicht der Fall ist — das ist eine andere Frage. Curae posteriores!

Da ich also noch nicht in das Nationaltheater gehen

konnte und doch ein tschechisches Theater sehen wollte, so ging ich in das „Neustädter Theater,“ draußen links vor dem Roßthor gelegen. Man gab da die „Stumme von Portici“ auf tschechisch, was mich um so mehr interessirte, als ich diese Oper schon so ziemlich in allen Sprachen von Europa gehört habe, namentlich auch auf holländisch, wo sie sich: „Het sprakelose meisje van Portici“ betitelt.

Das Theater vor dem Roßthor ist ein recht geschmackvoller hölzerner Rundbau mit Oberlicht. Man spielt darin im Sommer Theater, im Winter Circus, und im Februar Fastnacht. Es ist nichts daran auszufehen, als daß unter dem Dache fromme Schwalben und freche Sperlinge hausen, welche zuweilen in ihren Expektionen keine Rücksicht darauf nehmen, daß sich da unten u. A. auch Menschen befinden; und daß die benachbarte Franz-Joseph-Bahn zuweilen die rührendsten Arien durch schrilles Pfeifen, dumpfes Schnaufen und sonstige unharmonische und unartikulirte Töne unterbricht.

Die Aufführung der „Stummen“ war nach Umständen gut. Ich war erstaunt über die Schönheit und melodische Schmiegsamkeit der tschechischen Sprache. Der Thomas Aniello, welchen wir Deutsche nun einmal Masaniello (wo möglich mit einem doppelten s) zu nennen gewöhnt sind, wurde von einem Müller (d. i. ein Müller von Metier) gegeben, einem Dilettanten, welcher aus Patriotismus für den verhinderten berufsmäßigen Künstler eingesprungen war. Seine Leistung war recht gut. Wenn uns auch die Tschechen nicht ganz sympathisch sind, so sind wir ihnen doch Gerechtigkeit schuldig; und sie sind in der That eine sehr bildungsfähige Klasse, die nur im Laufe der Geschichte mancherlei Unglück gehabt hat.

Um übrigens den Alttschechen kein Unrecht zuzufügen, muß ich noch bemerken, daß, nachdem sie von den Jungtschechen aus dem Nationaltheater-Comité verdrängt sind, sie sich bemühen, ein besonderes „alttschechisches Ratio-

naltheater“ zu Stande zu bringen, wozu sie auch bereits einige Bauunternehmer gewonnen haben, welche bereit sind, nach Kräften Credit zu gewähren.

Obgleich nun die Böhmen, die Deutschen und noch mehr die tschechischen Böhmen sehr musikalisch sind („Das ist nun einmal so der Typhus dieser slavischen Völkerschaften,“ pflegte der Vicebürgermeister von W. zu sagen), obgleich die „Prager Musikanten“ durch ganz Deutschland bekannt und schon in alten deutschen Volksliedern und Sagen gefeiert sind, so ist es doch heute recht still in Prag geworden. Es ist weder laut noch lustig. Das ist merkwürdig. Auch in Italien, wo ehemals überall „Mandolina und Guitarre“ klangen, ist es still geworden; man hört in Venedig seit lange schon die Gondoliere nicht singen. Nur in Deutschland singen die männlichen Leute, welche früher wegen ihrer Maulfaulheit von den slavischen Völkern die „Remez,“ d. i. die Stummen, genannt wurden, desto lauter ihre Liebes- und Wander-, ihre Turner- und Schützen-, ihre Soldaten- und Studenten- und sonstigen Nationallieder.

Woher mag das kommen?

„Doch das würde uns zu weit führen,“ sagte unser Professor Cornelius in Weilburg, wenn wir Gymnasiasten ihm eine Frage vorlegten, welche er nicht beantworten konnte.

Was Prag anlangt, so hat es zu schwer an seinen historischen Erinnerungen zu tragen. Wenn Wien, das entfestigte Wien, mit seinem Ring von florentinischen Palästen, mit seiner Anlehnung an Donau, Alpen und Karpathen, mit seinen allzeit (oder richtiger „allweil“) sibielen Leuten, mit seinen Liebenswürdigkeiten und Schwächen, seinen Tugenden, die zuweilen Fehler, und seinen Fehlern, die zuweilen Tugenden sind, das junge Oesterreich repräsentirt, so repräsentirt Prag noch das alte, das Oesterreich des Kassenkriegs, der Contrerevolution und der Contrereformation, der Latifundien und der bäuerlichen Heloten, der

Priester und des Adels, des Fuß (sprich Schuß) und des Nepomuk, des regierenden Cardinal-Erzbischofs und des nicht mehr regierenden „alten Kaisers.“ Es gibt auch hier in Prag Winkel, wo man glaubt, noch einige giftige Niederschläge des dreißigjährigen Krieges ihre mephitischen Dämpfe auszhauchen zu sehen.

Wenn man von Wien nach Prag kommt, so frapieren die Gegensätze. In Wien Menschen aller Art, die doch eine einheitliche „allweil fidele“ Masse bilden, in Prag überall Spannung und Zwietracht. Wien, ein wenig centralistisch, aber duldsam gegen Alle. Prag, sehr föderalistisch, aber dabei unduldsam bis zum Exceß. Wien liebt den Dualismus nicht über die Maßen, aber hier, in Prag, in der Hauptstadt des Föderalismus ist Alles dualistisch. Deutsch — Tschechisch. Alttschechisch — Jungtschechisch. Nepomuk — Fuß.

Und sogar auf dem Grabschcin Kaiser und Reich.

Der alte Kaiser, Ferdinand der Gütige, für Alle ein Gegenstand der Pietät, ist ein Symbol des Oesterreich von Ehedem. Ein sehr guter Mann, dem die Krone dieses sprachen- und völkerreichen Landes, dieses von dem dunnpfiffigen Metternich so arg mißhandelten Staates, dieser „constitutionellen Türkei,“ wie kürzlich ein Engländer schrieb, diese Krone, die Niemandem leicht wird, in der That viel zu schwer war. Jetzt ist er todt. Damals, als ich das letzte Mal in Prag war, lebte er noch, der gute alte Kaiser, der zwar noch „kaiserliche Majestät“ war, aber nicht mehr „apostolische“ Majestät; denn letzteres ist nur der regierende Kaiser. Nicht aus eigener Initiative, sondern aus der der Erzherzogin Sophie und des Fürsten Windischgrätz, welche den Beruf in sich fühlten, das schwankende Schiff durch die stürmenden Wogen zu steuern, vom Throne gestiegen, wußte er sein Schicksal mit würdiger Resignation zu tragen. Weit würdiger als der (ebenfalls ohne thron-

fähige Nachkommenschaft) depossedirte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, welcher unterhalb des von Ferdinand bewohnten Theiles des Grabchins in jenem gelben Palais an der Ostseite des Berges residirte und von dessen „vie intime“ man sich seltsame Geschichten erzählt.

Nur eine derselben will ich hier reproduciren, weil sie dem Verstorbenen nicht zum Nachtheil gereicht, sondern jene eigenthümliche Klugheit beweist, welche sich überall Bahn brach, wo es das durch Mißgeschick und Leidenschaft verdüsterte Gemüth des unglücklichen Fürsten zuließ. Ein Kasseler Bürger, welcher mit Subvention der Fürstin von Hanau, der Gemahlin des Kurfürsten, ein großes Haus gebaut hatte, erschien eines Tages, 1868, in Prag. Er hatte eine lange Audienz bei dem Kurfürsten, dem er mit beweglichen Worten vorstellte, wie malcontent die biederen und getreuen Kurhessen seien und wie dieselben zu jeglicher Stunde des Tages und der Nacht bereit stünden, ihrem unvergeßlichen angestammten Landesherrn die Pferde auszuspannen, wenn er zurückkehre u. s. w. Der alte kurfürstliche Herr unterbrach ihn plötzlich mit ungnädigem Räuspern; und darauf entspann sich folgendes Zwiegespräch:

Der Kurfürst: „Wahrscheinlich auch zur Fürstin wollen?“

Der Kasseler: „Wenn Königliche Hoheit allergnädigst erlauben, so möchte ich allerdings auch Ihrer Durchlaucht der Fürstin von Hanau meine allerunterthänigste Aufwartung — —“

Der Kurfürst: „Om, Om — schon gut — wahrscheinlich auch sehen wollen, ob Fürstin noch Geld gibt?“

Der Kasseler: „Allerdings, Königliche Hoheit, haben Höchstdero Scharfsinn richtig erkannt, daß in diesen unglückseligen, trost- und nahrunglosen Zeiten meine bescheidenen Mittel sich als unzureichend — —“

Der Kurfürst: „Schon gut, schon gut — also zur

Fürstin gehen, ihr das erzählen von dem Pferdeausspannen u. s. w. — sie glaubt's vielleicht — ich nicht — Adieu.“ (Ende der Audienz, Kaffeler exit.)

Der gute Kaiser Ferdinand liebte die Audienzen nicht. Er entzog sich geflissentlich der etwas zudringlichen Verehrung seitens des in Prag residirenden hohen Adels, welcher ihn vielleicht als Dekoration bei seinen Festivitäten oder als Paradestück bei seinen tschechischen und föderalistischen Demonstrationen ausnützen wollte. Er besuchte die deutsche Oper zuweilen, aber niemals ein tschechisches Theater. Er sprach nur deutsch, obgleich der „letzte gekrönte König von Böhmen.“ Seine tägliche Andacht verrichtete er in der Schloßkapelle, aber niemals besuchte er die stolze Metropolitankirche auf dem Hradšchin, welche, wenn der jetzige Ausbau glücklich ausgeführt ist, mit dem Kölner Dom in vollendeter gothischer Bauart wird wetteifern können, deren Inneres gegenwärtig aber weniger dem heiligen Veit, dem sie geweiht ist, als vielmehr der Verherrlichung des Sieges am weißen Berge und des heiligen Nepomuk gewidmet erscheint. Beiläufig bemerkt, hatte man 1866 den „heiligen Leib Nepomuceni“ vor den Preußen nach Salzburg geflüchtet; in Berlin aber, wo man keine „heiligen Leiber“ zu verwahren hat, sang man im Jahre 1866:

Riefe, thu' die Löffel weg!

Denn morgen kommt der Benedek!

In Wirklichkeit aber wurde damals weder in Prag noch in Berlin was gestohlen. Weder Löffel noch heilige Leiber.

Außer dem kaiserlichen Schlosse finden wir auf dem Hradšchin noch den Palast Lobkowitz, die erzbischöfliche „Residenz,“ und den Palast Schwarzenberg, und am Fuße des Hradšchin den Palast Waldstein, den Palast Tschernin, einen zweiten Palast Lobkowitz, den Palast Fürstenberg, den Palast Kostiz u. s. w.

Aber mit all' diesen vornehmen Nachbarn hatte der

gute „alte Kaiser“ keinen Verkehr, namentlich auch nicht mit dem regierenden Kardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg, dessen Familie in Böhmen allein wenigstens 10 Quadratmeilen Land zu Eigenthum besitzt, d. h. mehr als das Gebiet mancher souveräner Staaten in Deutschland beträgt; denn Neuß jüngere Linie hat  $6\frac{3}{4}$ , Schaumburg-Lippe 8, Lübeck 5, Hamburg  $7\frac{1}{2}$  und Bremen  $4\frac{1}{2}$  Quadratmeilen, Der Erwerber dieser Latifundien, Johann Adolf von Schwarzenberg, schreibt im Jahre 1663 über den Bestand seiner Familie: „In Franken (Deutschland) ist das Stammhaus; die Reichsunmittelbarkeit und der äußere Schein imaginärer Grandezza; in Böhmen ist die Nutzbarkeit (d. i. das Einkommen); in Oesterreich eine mehrere Satisfaktion.“ Diesem Wahrspruch ist die fürstliche Dynastie treu geblieben, nur scheint sie die fränkisch-deutsche Heimath ein wenig vergessen zu haben.

Der „alte Kaiser“ also mied die vornehme Welt und erschien allemal in einfacher bürgerlicher Kleidung, wenn er sich dem Publikum zeigte. Dies geschah regelmäßig des Mittags, wo er von seinem Fenster aus der Militärmusik seinen Beifall spendete, welche bei Ablösung der Schloßwache spielte; und gegen Abend, wo er, gestützt auf den Feldzeugmeister Airolbi, der ebenfalls in Civil ging, in dem „Baumgarten“ promenirte. Dieser Baumgarten ist ein großer, schöner, öffentlicher Park, nördlich vom Gradschin auf einer von der Moldau umflossenen Halbinsel gelegen. Dieser Park und das dazu gehörige gothische SommerSchloß Bubentisch, in welchem der Statthalter von Böhmen zeitweise wohnt, gehören dem Kaiser, werden aber auf Kosten der böhmischen Stände unterhalten. Schade, daß gegenwärtig den „Baumgarten“ ein häßlicher Eisenbahndamm durchschneidet. Dafür muß uns denn der Restaurant entschädigen, bei welchem man trefflich speist, und zwar unter freiem Himmel und unter blühenden Bäumen, wobei man in der That mit Emanuel Geibel singen kann:

„Unter'm Blütendach  
Denkt die Seele nach  
Und wird heiter und gesund dabei.“

Hier sah das Publikum auch den guten „alten Kaiser,“ der stets lebhaft nach allen Seiten hin grüßte. Er schwand immer mehr zusammen, so daß er zulezt (wie man am Rhein sagt, jedoch ohne damit einen respektwidrigen Nebenbegriff zu verbinden) „nur noch aussah wie ein Häuflein Unglück.“ Die Leute erzählen uns mit Rührung von dem schneeweißen Vollbart und den alten kleinen weißen zitternden Händen, die sich vor Kälte in einen großen Muff flüchteten und dann doch noch, wenn auch vergeblich, zu winken und zu grüßen versuchten. Der alte Herr war wirklich sehr beliebt, namentlich in Folge der wahrhaft schrankenlosen Wohlthätigkeit, welche ihm sein gutes Herz gebot und seine kolossalen Mittel erlaubten. Er übte sie ohne Unterschied der Confessionen und Rassen. So war er u. A. auch eifriges und freigebiges Mitglied des „Israelitischen Nächstenlieben-Vereins“ und der „Jüdischen Beerdigungs-Brüderschaft.“

Ich kann den prachtvollen Berg, worauf das kaiserliche Schloß Grabschin steht und wohin uns der Kaiser Ferdinand geführt hat, nicht wieder verlassen, ohne der beiden schönen Ausichts- und Uebersichtspunkte zu gedenken. Der eine ist die Terrasse des theresianischen Damenstifts, von wo man vorzugsweise nach Süden, über die Stadt nach der Hochburg Wische-Grad sieht, und der andere das Belvedere, das uns einen Blick nicht nur über die Stadt, sondern auch über die Umgegend, nach Osten und nach Norden gewährt, — bis nach dem Lustschloß Troja auf dem rechten Moldau-Ufer, das uns einen Wein schenkt, auf welchen das „Timeo Danaos et dona ferentes“ keine Anwendung leidet; denn unter allen böhmischen Weinen, die ich probirte, dünkt er mir der beste. Alle zusammen jedoch

sind weder dem Rheinweine noch dem Ungarweine vergleichbar.

Das theresianische Damenstift ist für die höchste Aristokratie bestimmt. Seine Aebtissin hat das Vorrecht, bei der Krönung der böhmischen Königin derselben die Krone aufsetzen zu dürfen. Die Kapitelsäle verdienen gesehen zu werden. Man findet darin sehr schöne Porträts, namentlich von Erzherzoginnen in dem großen Ornat als Aebtissin, welche Würde sie bekleideten. Auch ein sehr jugendliches Bild der später guillotinierten Erzherzogin Marie Antoinette ist hier. Die feinen Gesichtszüge und die etwas vortretende Nase erinnern an Kaiser Joseph II., die schönen Augen des jungen Mädchens strahlen von Geist, Grazie und Anmuth; und so viel Schönheit mußte untergehen in dem Schmutz und dem Blut der französischen Revolution! Das war die Frucht des unnatürlichen Nebanhebündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, zwischen der großen, stolzen und tugendhaften Kaiserin Maria Theresia und der jämmerlichen Pompadour, ein Bündniß, das in dem Versailleser Vertrag vom 1. Mai 1756 seinen Anfang und in der Ehe der jüngsten Tochter der Kaiserin mit dem indolenten, selbst ihren Reizen gegenüber unempfindlichen Könige Louis XVI. (16. Mai 1770) und auf dem Schaffot (16. October 1793) seinen Abschluß fand.

Das Belvedere liegt in den schönen Chotek'schen Parkanlagen. In den Büchern wird es das „Ferdinandeam“ genannt, bei der Bevölkerung ist jedoch dieser Name nicht üblich. Kaiser Ferdinand I. ließ es um die Mitte des 16. Jahrhunderts von zwei italienischen Architekten erbauen. Es ist eine der feinsten Blüthen des Renaissancestiles, prachtvoll geschwungene Bogen, schöne Reliefs und noch schönere Arabesken treten besonders hervor. Unten von der Terrasse, oben von der Plattform aus hat man die prachtvollste Rund-  
sicht. Den Hauptsaal hat man kürzlich mit Fresken aus der

böhmischen Geschichte bemalt. Die Stoffe sind in klerikal-tschechischem Sinne ausgewählt. Weder die Stoffe noch die etwas prätenziöse Ausführung wollen in diesen Landstüb voll südlich heiterer Gemüthsruhe passen. Auswendig ein Relief „Veda und der Schwan,“ inwendig lauter heilige Märtyrer und Reliquien-Kasten, — wie reimt sich das zusammen? Diese Fresken sollen 50,000 Gulden gekostet haben; man hätte das Geld besser angewandt, wenn man damit dem sonst im Gebäude überall nur zu deutlich zu Tage tretenden Zustande des Verfalls und der Vernachlässigung abgeholfen hätte. Kaiser Rudolf II. hat auch hier gehaust und seiner Astrologie obgelegen, während gegenüber in einem Gebäude, welches jetzt zum Oberstburggrafenamt gehört, seine Alchymisten arbeiteten, die er unter sorgfältigem Verschuß hielt, damit sie ihm weder das Gold, noch die Geheimnisse wegtragen konnten.

Wenn man hier oben auf dem Belvedere steht und offenen Sinnes in die schöne Welt hineinschaut, so findet man es etwas unbegreiflich, daß die Menschen da unten gar nichts Besseres zu thun haben, als fortwährend Krieg zu führen, Deutsche gegen Tschechen — Alttschechen gegen Jungtschechen — Adel und Priester gegen Bürger und Bauer. Und es kamen mir oft jene schönen Worte in den Sinn, welche einer der jungtschechischen Führer, der talentvolle Dr. Gregr, 1874 im böhmischen Landtage gesprochen:

„Wir müssen von beiden Seiten wünschen, daß der unselige Streit einmal beigelegt werde. Es muß ein Ausgleich der Rassen stattfinden und nicht abwechselnd die eine Hammer und die andere Amboß sein. Denn am Ende ist es doch das Volk, das ganze Volk — ohne Unterschied, ob deutsch, ob tschechisch — welches die Schläge empfindet. In Böhmen darf es nur ein politisches Volk mit zwei Sprachen geben, dem die Humanität und der Fortschritt als das einzige Ziel vor Augen schweben.“

Ich fragte einen Deutschen von hervorragender Stellung, ob denn ein Friede auf dieser Basis gar nicht möglich sei. Ich will wörtlich hierher setzen, was er mir antwortete:

„Nein, es geht nicht, und der Adel und die Priesterschaft sind schuld daran. Die verfolgen ganz andere Ziele.

„So oft wir Volk und Adel, insbesondere aber Volk und Geistlichkeit zur Erreichung angeblicher oder vorgeschügter volksthümlischer Zwecke in Verbindung treten sahen, war das Volk fast immer die Kaze, welche die Kastanien aus dem Feuer holte, der vorgeschobene und gehezte Prügelknabe, über dessen von Wunden bedeckten Körper die Streitenden zum Frieden schritten. Daß aber das Sprichwort: „Der Gebrannte fürchtet das Feuer“ nicht immer ein Wahrwort ist, zeigt die Allianz, welche die tschechische Volkspartei in Böhmen mit dem feudalen Adel und der Geistlichkeit eingegangen hat, um selbstische Zwecke leichter erreichen und durchsetzen zu können, — eine Allianz, welche an und für sich wegen der sich kreuzenden Standesinteressen der Parteinossen den Stempel des Widersinns und der Unnatürlichkeit an sich trägt und die größten Inconsequenzen, auf welche wir noch ausführlich zurückkommen, im Gefolge hat.

„In Böhmen finden wir seit dem Wiedereintritt der constitutionellen Aera in Oesterreich, also seit 1859, zwei Lager, die sich ursprünglich nur durch die Verschiedenheit der Parole in politischer Beziehung unterschieden. „Fortschritt“ klang es auf der einen Seite, und diese umfaßte ohne Unterschied der beiden im Lande lebenden Nationalitäten Alles, was, dem Genius der Zeit huldigend, sich nach Licht und Luft sehnte; „Reaction“ grollte es drüben, wo sich die während des Absolutismus der fünfziger und sechziger Jahre verknocherten „historisch-politischen Individualitäten“ zum Schuß ihrer Privilegien und Concordate zusammenfanden.

So z. B. erlag noch zu Anfang des Jahres 1864 bei Verathung des Gemeindegesetzes der vom Grafen Clam-Martiniß und dem Grafen Leo Thun geführte feudale Großgrundbesitz, der um jeden Preis die Trennung und Ausschcheidung des Großgrundbesitzes von der Gemeinde, Sonderstellung und eine Art Patrimonialgerichtsbarkeit anstrebte, der liberalen Liga des böhmischen Landtages, in welcher die Tschechen unter Brauner den Deutschen unter Brinz und Herbst zur Seite standen.

„Bald änderten sich die Verhältnisse. Gewissenlose Leute, die ihren theils maßlosen, theils grundlosen Ehrgeiz nicht befriedigt sahen, fanden in der „Nationalität“ einen bequemen Hebel zur Beherrschung der ungebildeten, leicht zu fanatisirenden Massen. In diese Kategorie gehört der Haufe von Renegaten, der sein redliches Theil zur Schädigung des Landes beigetragen hat. Ihnen gesellten sich jene Verblendeten zu, denen nach dem Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel“ das Phantom einer nationalen Selbständigkeit aus dem Grunde vorgespiegelt wurde, um die im historischen Schutt und unheilvollen vergilbten Pergamenten energisch aufräumende liberale Phalanx zu schwächen. Daß sich die Kategorie auch mit jenen Bildungslosen und Halbgebildeten verstärken mußte, denen die durch das Concordat einen Staat im Staate bildende ecclesia militans das Bild des Antichrist vorhielt, der gekommen sei, die Kirche zu schädigen, versteht sich von selbst. Dazu reihte sich eine Anzahl Engherziger an, die lieber bei einer Kerze sehen als der fremden Fackel gestatten wollten, ihren Gesichtskreis zu erhellen. In der Debatte über das Sprachenzwangs-gesetz zu Ende des Jahres 1864 hören wir den Ruf: „Der Drang der Kultur geht nach Osten und der Schlüssel, der uns den Osten erschließt, ist die böhmische Sprache;“ „die deutsche Sprache ist keine kosmopolitische“ lautet es aus der tschechischen Fraktion, und „die deutsche Literatur ist eine bedeutende, weil

sich in ihr viele gute Uebersetzungen aus fremden Meisterwerken finden," tönt es herüber von den Bänken, in denen die Grafen Thun und die Fürsten von Fürstenberg, deren Wiege in Salzburg und Schwaben gestanden hat, den Reigen führen für die Einführung des Zwanges in Erlernung der als obligat zu bezeichnenden böhmischen Sprache in den Mittelschulen Böhmens, also auch in den rein deutschen Bezirken."

Ich theile diese Auseinandersetzung des deutschen Böhmens zur Charakterisirung dieses Standpunktes mit.

Die Auffassung auf deutscher Seite ist eine ziemlich einheitliche. Sie ruht auf einer gemäigt liberalen Grundlage und auf der Reichs- und der Landesverfassung (Wahlgesetz mit inbegriffen), welche rückhaltlose Anerkennung finden.

Auf der tschechischen Seite treten uns mannigfache Schattirungen entgegen. Die Geistlichkeit ist nicht nur tschechisch, sondern auch sehr römisch und sehr schwarzgelb. Der Landgeistliche aber trägt einen slavischen Schnürröck. In seinem Zimmer hängen Lithographien oder Holzschnitte vom Papst und Erzbischof in großem Format, in etwas kleinerem der Kaiser und „Huß, den die bösen Deutschen verbrannt haben," oder einer der tschechischen Alterthümer oder Parteihäupter. Wie der Priester es fertig bringt, alle diese „verschiedenen Seelen in einer Brust" in Frieden neben einander wohnen zu lassen, ist mir ein Räthsel.

Auch lohnt es wohl der Mühe, darüber nachzudenken, wie es kommt, daß der katholische Priester in Frankreich national-französisch, in Ungarn national-magyarisch, in Böhmen national-tschechisch denkt und empfindet, — und nur in Deutschland ist es ganz anders, während wir doch bisher glaubten, der „deutsche Krieg" habe seit dem Frieden von 1648 sein definitives Ende genommen.

Die hohe Geistlichkeit in Böhmen fällt mehr oder weniger mit dem hohen Adel zusammen; und was den Adel anlangt, so ist es Unrecht zu sagen, derselbe bestche aus Renegaten, welche von Haus aus Deutsche seien und sich nun als Tschechen gerirten. Dieser Adel ist, gelockt durch die reiche Beute, welche die Contrereformation des 17. Jahrhunderts, die Confiscationen u. s. w. versprachen, aus allen Ecken der Windrose hierher gekommen. Allerdings kamen die Schwarzenberg, Dietrichstein, Thun, Dettingen, Fürstenberg u. s. w. aus Deutschland. Dagegen die Rohan, Desfours, Bucquoy und Lamboy aus Frankreich, Taxis aus Spanien, wieder Andere aus Italien, Schottland, Irland u. s. w. Es ist derselbe kosmopolitische Häringsalat, der sich auch in der Wallenstein'schen Armee zeigt. Man kann daher einen streng nationalen Charakter von diesem kosmopolitischen Adel gar nicht verlangen. Er geht mit der Partei, von welcher er sich am meisten für seine Standesinteressen verspricht. Im 18. Jahrhundert war er entschieden für Nepomuk, im 19. Jahrhundert kokettirt er wieder ein wenig mit Jan Huß, Palazky und Kieger, welche beide Letzteren eigentlich zu der Confession der „mährischen Brüder“ gehören. Im 17. Jahrhundert war er habsburgisch-deutsch und centralistisch, im 19. ist er wieder tschechisch und föderalistisch. Kurz Alles nach Zweck und Ersprießlichkeit. Er haust nicht so gern in Wien als in Prag, wo er seine imposanten Paläste hat und eine große und außerordentlich exclusive Rolle spielt — nach dem System Windischgrätz, wonach der Mensch erst beim Baron anfängt. Ein volles Drittel des Flächengehalts des ganzen Königreichs Böhmen gehört diesem Adel. Eine Folge der hieraus sich ergebenden antibäuerlichen Latifundienwirthschaft ist es, daß so viele Böhmen genöthigt sind, „nach auswärts dienen zu gehen.“ Ueberall findet man Böhmen in dienender Stellung, sowohl im Privat- als im Staatsdienst. In dem letz-

teren occupiren sie meistens den Subaltern- und Polizeidienst. In Wien sagte man mir: Die geheime Polizei besorgen in England die Irländer und Schotten, in Frankreich die Elssasser und die Corsen, in Rußland die Polen, und in Oesterreich die Tschechen; der böhmische Dialekt gilt bei uns als die Polizeisprache, wie das Latein als Priestersprache.

Seit einigen Jahren kommt nun noch die Spaltung zwischen Alt- und Jungtschechen hinzu. Die Jungtschechen sind in den böhmischen Landtag eingetreten; die Alttschechen aber predigen und praktiziren vor wie nach vollständige politische Fasten und Abstinenz. Ob sie auf die Dauer klug daran thun? Ich bezweifle es. Wir Liberale in Deutschland haben uns auch eine geraume Zeit der Wahlen und des politischen Lebens enthalten (während der fünfziger Jahre) und sind herzlich schlecht dabei gefahren.

Die deutsche Partei begünstigt die Jungtschechen, an deren Spitze zwei sehr talentvolle Männer stehen, die Herren Stadkowsky und Gregr, vor den Alttschechen, welche von Palazky und Kieger geführt werden. Man darf dabei jedoch nicht vergessen, daß mit dem Eintritt der Jungtschechen in den böhmischen Landtag noch nicht gar viel gethan ist. Denn es handelt sich außerdem um die Bescheidung des Reichsrathes und um Anerkennung der Reichs- und Landesverfassung und Wahlgesetze. Wenn es sich zum Zwecke der Beilegung dieser Differenzen wirklich bloß um eine Revision des böhmischen Wahlgesetzes handelt, so sollte man dies vielleicht einmal versuchen; denn es ist doch ein ungesunder Zustand, wenn eine ganze Nation, freilich zunächst zu ihrem eigenen Schaden, nicht mitthut im gesamtstaatlichen Konzerte der Völker.

Das deutschsprechende Organ der Alttschechen ist die Zeitung „Politik,“ ein großes Blatt, worin man die seltsamsten Dinge in deutscher Sprache über die Deutschen zu lesen

bekommt. Die „Politik“ hat u. A. auch einen Correspondenten in Berlin, und dieser meldete ihr Ende Mai 1875 als neueste Neuigkeit, der deutsche Reichskanzler habe im April Krieg anfangen wollen, sei aber plötzlich wieder davon abgestanden, und zwar bloß deswegen, weil er sich überzeugt habe, es stehe eine Militär-Emeute in der preussischen Armee bevor. Ex ungue leonem! d. h. diese eine Kralle möge genügen, um daraus die Natur des weißen böhmischen Löwen zu erkennen, welches Wappenthier bekanntlich einen doppelten Schweif hat.

---

## II.

Historisch-ethnologische Studien über Germanen, Slaven und Turanier. Slavische Dynastien. Pan Palazky. Die Juden in Böhmen. Zur Geschichte, Charakteristik und Kritik des Sprachentrettes. Die Slavänophilen und ihre Annektirungsgelüste.

Sowohl die russischen Slavänophilen als auch die tschechischen Schriftsteller zeigen ein wahrhaft excentrisch-frankhaftes Bestreben, dem Volke der Slaven ein möglichst hohes Alter und möglichst leuchtende Tugenden beizulegen, während unsere deutschen Schriftsteller das umgekehrte Bestreben zeigen, die Germanen zu einer Zeit, wo sie schon eine große Rolle in der Weltgeschichte spielen, Ackerbauer und Pferdezüchter waren, Leinwand und Pelze trugen, immer noch als Bärenhäuter darzustellen, welche der Eichelmaß obliegen gleich den Schweinen. Selbst unsere verehrlichen Theaterdirektionen führen sie uns noch vor mit einer „Ruhhaut um die schönsten Glieder,“ die so drapirt ist, daß die Hörner und die Ruhohren eine, wie es scheint, erwünschte Zierde des menschlichen

Hauptes bilden. Möge ihnen Gott dieses mit so manchem Anderen verzeihen!

Ein Russe, Namens Bulgarin, gibt die Scythen, welche nach Herodot damals in den waldlosen Steppen des jetzigen Südrußlands hausten, für Slaven aus — ein handgreiflicher Irrthum! Denn die Scythen ebensowohl, wie die Sarmaten und Hunnen sind nicht slavischer, sondern tatarischer Abkunft und gehören zusammen mit den heutigen Finnen, Magyaren und einigen Stämmen im Innern von Asien zu den Turaniern, oder spezieller ausgedrückt, zur altai-ugrischen Rasse. Alles, was uns Herr Bulgarin auf Grund seiner falschen Voraussetzung von der großen Rolle erzählt, welche die Slaven während der Völkerwanderung gespielt haben sollen, von einem slavisch-scythischen und einem slavisch-gothischen Bunde, ja sogar von einer Oberherrschaft der Slaven über die Gothen, ist eitel Phantasterei.

Das Erste, was wir von Slaven hören, steht in der „Germania“ von Tacitus, welche keineswegs, wie früher unsere, der germanischen Dinge außerordentlich unkundigen classischen Philologen behaupteten, bloß ein aus sittlicher Entrüstung hervorgegangenes Phantasiegemälde ist, das der Verfasser seinen entarteten römischen Landsleuten vorzuhalten für gut fand, sondern eine genaue und zuverlässige Schilderung von Land und Leuten, wie sie Tacitus bei einem Ausfluge an den deutschen Niederrhein selbst kennen gelernt oder von zuverlässigen Gewährsmännern dort hatte schildern hören.

Von diesen damaligen „Wenden,“ welche Plinius auf das rechte Ufer der Weichsel versetzt, weiß allerdings Tacitus anfangs nicht recht, ob er sie zu den Germanen oder den Sarmaten rechnen soll, er entscheidet sich aber dahin, daß sie auf keinen Fall zu den Sarmaten gehören könnten; denn, sagt er, sie haben Häuser und feste Wohnsitze und erfreuen sich des Gebrauchs und der Gewandtheit des Fußvolks, bei

den Sarmaten aber ist dies ganz anders; denn diese leben ja nur auf dem Wagen und auf ihren Pferden.

Die Kosaken von heute haben diese sarmatisch-mongolischen Lebensgewohnheiten adoptirt. Der Name „Kosak“ ist türkisch-tatarischen Ursprungs und bedeutet einen Räuber, oder auch „leichte Cavallerie.“

Als im Jahre 1813 die ersten Kosaken nach Preußen kamen, schrieb ein preußisches Blatt von ihnen: „Sie reiten auf kleinen, ruppigen Pferden.“ Darüber erschrak der Censor. Aus Furcht vor dem Zorne des hohen Allirten strich er unbarmherzig die beiden Eigenschaftswörter. Die Zeitung brachte demgemäß von den Kosaken nichts als die Nachricht, daß sie — „auf Pferden reiten.“

In der That konnte man von diesem Censor sagen: „Du ahnungsvoller Engel du!“ Er hat den Unterschied markirt zwischen den Sarmaten (Turaniern), welche „auf Pferden reiten,“ und den eigentlichen Russen (Slaven), welche „Fußgänger“ sind, wie uns Tacitus sagt. Außerdem erzählt er uns nur noch, daß allen Stämmen der Wenden der Schmutz gemeinschaftlich sei („sordes omnium.“ Germania, 46).

Es thut mir leid, an dieser Stelle nicht den kulturhistorisch außerordentlich wichtigen und bisher noch nicht genügend beachteten Unterschied zwischen Reitern und Fußgängern beleuchten zu können. Er spielt noch bis zur Gegenwart. Der römische Büffelhirt, hoch zu Roß, seine lange Flinte quer vor sich auf dem Sattel; der ungarische „Tschikofsch“ oder Pferdehirt, welchem zufällig schon bei seiner Geburt ein Fohlen zwischen die Beine gekommen, wie dem Zigeuner bei derselben Gelegenheit eine Fiedel (Violine); — das sind ganz andere Leute als der „göttliche Sauhirt“ des Vaters Homeros und der gemüthliche Ruhhirt der deutschen Gegenwart. Jener junge Sauhirt, welchen man fragte: „Was würdest du thun, wenn du König würdest?“ und der darauf antwortete: „Ich würde die Schweine zu Pferde

hüten," hatte das richtige aristokratische Gefühl. Umgekehrt hatte Morstadt in Heidelberg das demokratische. Dieser etwas cynische, aber witzige Professor lebte mit allen seinen, zum Theil ein wenig an zünftiger Eitelkeit leidenden akademischen Collegen auf dem Kriegsfuß. Einst circularte ein Subscriptionsbogen unter diesen Gelehrten. Als er an Morstadt kam, hieß der letzte Eintrag: „Prof. v. Leonhard, Ritter.“ Morstadt besann sich keinen Augenblick; er schrieb darunter: „Dr. Morstadt, Fußgänger.“

Jedenfalls muß man diese Unterscheidung festhalten für die Art, wie sich die beiden Rassen in der Weltgeschichte einführen. Die Turanier (Ungarn, Hunnen u. s. w.) kommen zu Pferd, die Slaven (oder wie sie Tacitus und mit ihm bis zum heutigen Tage die Mehrzahl der Deutschen im Osten nennt, die „Wenden“) kommen zu Fuße gezogen.

Nach Tacitus folgt in der Geschichte der Slaven, wenn man nicht Bulgarin'schen Phantastereien, sondern den historischen Quellen folgt, eine Jahrhunderte lange Pause. Prokop, der Geschichtschreiber des byzantinischen Kaisers Justinianus (im 6. Jahrhundert nach Christus), erwähnt sie wieder. Die Hunnen hatten das Gebiet zwischen dem Dniestr und der Wolga durchstreift und die Gothen vom Don und der Donau vertrieben. In dieses leere Gebiet waren später die Slaven eingerückt. Sie kamen von Osten. Sie waren das supplementäre Volk, das die Strecken ohne Schwertstreich occupirte, welche die anderen westwärts ziehenden Völker geräumt hatten. Prokop schildert sie als uncultivirt, genügsam und schmutzig. Auch er hebt hervor, daß sie, verschieden von den scythischen Völkerschaaren, zu Fuße in den Krieg ziehen, ohne Panzer, nur nothdürftig bekleidet, mit nichts bewaffnet als mit Wurffpießen, weßhalb sie auch am liebsten in Bersteden, Hinterhalten und Wäldern fechten. Ganz ähnlich schildern sie die „Stratagemata," welche man dem Kaiser Mauritius zuschreibt und die ebenfalls aus dem 6. Jahr-

hundert datiren. Sehr kriegerisch waren sie auch damals noch nicht, nur in schlecht vertheidigte Orte wagten sie Ueberfälle, wobei sie die Wehrlosen ermordeten und den Raub fortschleppten.

Sie rückten immer weiter nach Westen vor, je mehr die Germanen von dort fortzogen. So schob sich zwischen den Finnen und Letten (die letzteren sind keineswegs Slaven, sondern ein selbständiger uralter Volksstamm) im Norden, und den Byzantinern und Romanen im Süden ein slavischer Keil in Mitteleuropa vor; er überschritt die Weichsel, an welcher er zu Plinius' Zeiten Halt gemacht hatte; er überschritt die Oder, ja zuletzt auch die Elbe. (Noch heute finden wir auf dem linken Ufer der Elbe, in der preußischen Altmark und der angrenzenden Provinz Hannover, vollkommen wendische Dörfer — slavisch nach Bauart der Häuser, Figur des Dorfes, Eintheilung und Configuration der Gemarkung, Sitten und Gebräuchen u. s. w.; nur die Sprache ist deutsch, jedoch mit übriggebliebenen slavischen Worten und Wendungen, und auch das erst seit ein paar Generationen.) Diese Slaven bildeten jedoch damals keinen Staat, keinen Stamm, überhaupt kaum eine fest organisirte Gesellschaft; ihre locker gefügten lokalen Verbände sind im ewigen Entstehen, Vergehen, Wechsel, Wandel und Wandern begriffen.

Unter Karl dem Großen constatirt noch Eginhard, daß die Saale die Grenze zwischen Deutschen und Slaven bildet (dividit inter Germanos et Sorbos). Von da tritt der Wendepunkt ein. Wie bis dahin die europäische Bevölkerung von Osten nach Westen gefluthet, so entwickelt sich jetzt immer mehr eine Rückfluthung nach Osten; und erst während der hierdurch hervorgerufenen Kämpfe mit dem Westen, mit den Germanen, mit den Christen, finden wir bei den Slaven politische Verbände, welche jedoch außer Stande waren, sich zu einem Gesamtverbande zusammen zu ballen. Die Slaven zwischen Elbe und Oder wurden theils ausgerottet, theils

germanischer Oberhoheit und christlicher Cultur unterworfen. Von den wendischen Dynasten verschwand Einer nach dem Andern. Die Dynastie der slavischen Pommernherzöge starb im 17. Jahrhundert aus. Heute regiert in Deutschland nur noch eine slavische Familie. Es sind die Obotriten in Mecklenburg. Aber auch in slavischen Ländern ist die slavische Dynastie eine seltene Ausnahme, welche meines Wissens nur in Serbien und in Montenegro vorkommt, wenn und soweit dort von einer Dynastie die Rede sein kann.

In der Bevölkerung und in der Flurverfassung Ostdeutschlands tritt heute das slavische Element kaum mehr hervor, als das keltische in Südwestdeutschland. Es ist wahrhaft komisch, wenn ein vermeintlicher „Vollblutdeutscher“ aus Schwaben, und wenn auf Grund seiner Autorität einige Franzosen, welche nicht besser unterrichtet sind als er, behaupten, die Preußen seien Slaven, und sich dafür unter Anderem auch auf den Gleichklang des Namens von Preußen, Neußen und Russen berufen.

In der That ist „Russe“ nicht der Name der slavischen Bevölkerung dieses Landes, sondern der Normänner, welche wahrscheinlich aus Schweden gekommen sind, um dies Land zu erobern, wie dies Herr Runk in seinem Buche „Die Berufung der schwedischen Robben durch die Finnen und Slaven“ nachweist. Wir haben dafür sehr alte und glaubwürdige Zeugen, nämlich erstens die Finnen, welche heute noch Rußland das „Wendenland“ (wenne-moa), dagegen Schweden das Ruffenland (ruotse-moa) nennen, und die Byzantiner, nach welchen die Normannen, die nach Constantinopel kamen und 839 eine griechische Gesandtschaft zu dem Hofe Ludwig's des Frommen escortirten, sich ebenfalls „Ruffen“ nannten. Ja nach den im Heroldsamte in St. Petersburg aufbewahrten Familiengeschichten (v. Bernhardi, Gesch. Rußlands, Bd. I, Abth. 1, S. 444, Beilage IX) sollen die meisten jetzigen russischen Adelsgeschlechter

nicht russischen Ursprungs sein; das eine stammt von einem deutschen Ritter, das andere von einem polnischen „Pan,“ das dritte von einem tatarischen Häuptling.

Mit dem hohen Alter der slavischen Rasse ist es also nichts. Ebenso zweifelhaft ist es mit dem Kapitel ihrer hohen Tugenden, welches in neuerer Zeit Pan Palazky vorzugsweise kultivirt, früher ein verdienstvoller und kenntnißreicher Geschichtschreiber, in neuerer Zeit aber unter dem Einfluß des Parteisanatismus etwas in eine Eßiggährung übergegangen, welche ihre Schärfe bisher vorzugsweise gegen die germanische Rasse richtete. Neuerdings aber auch wider die Magyaren, so daß es scheint, Pan Palazky ist sich des oben erwähnten Gegensatzes zwischen dem ugrisch-altaischen Reiter und dem tschechischen Fußgänger ebenfalls bewußt geworden.

Nach Palazky ist der Slave der friedliche Träger der Kultur, welcher das verelinquirte Land aufsucht, um es wieder urbar zu machen; der Deutsche dagegen ist der erobernde Barbar, welcher mit Feuer und Schwert erscheint, um jenen Kulturmenschen zu depossidiren und zu ermorden.

Daran ist freilich insoweit etwas Wahres, als bei jenem Hin- und Herschütteln von Europa, welches die Völker zuerst gegen Westen und dann wieder gen Osten zurückströmen machte, die Slaven, wie es scheint, ohne Schwertstreich in jener Richtung vorgerückt sind; denn die Germanen gingen ja freiwillig ein Haus weiter nach Westen; und die Geschichte weiß uns nichts von Kämpfen zu melden. Dagegen die Rückströmung nach Osten lief nicht ab ohne heftige Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven. Wären aber die Deutschen nicht mit Gewalt von Westen her zurückgedrängt worden, so hätten sie wohl auch nicht mit Gewalt nach Osten gedrängt; in Alledem spricht sich nicht der Charakter der Nation, sondern die jeweilige Fluctuation aus, welche auf elementaren Gesetzen beruhte. Auch führten die Deut-

schen nicht bloß ein langes Schwert, sondern auch einen scharfen und tiefgreifenden eisernen Pflug, während der schwache hölzerne Pflug der Slaven die Erde nur sehr oberflächlich ritzte. So kam es, daß der eigentlich fruchtbare schwere Boden erst von den Deutschen kultivirt ward, während die Slaven sich nur in leichtem und sandigem Erdreich angebaut hatten. Dies ist namentlich nachweisbar in Schlesien.

Utte wilder Grausamkeit meldet uns übrigens auch schon die ältere slavische Geschichte. Was aber insbesondere die Tschechen anlangt, so hat keines der leider so zahlreichen blutigen Blätter der Geschichte solche Gräucl aufzuweisen, wie die Zeit der Hussitenkriege. Noch heute nennt der fränkische Bauer im westlichen Böhmen (bei Eger, Karlsbad, Elbogen u. s. w.) den Namen „Schijška“ (Biska) nur mit Schrecken und Abscheu.

Der Gegensatz zwischen Deutschen und Slaven, auch in Böhmen, beruht nicht auf der kriegslustigeren Laune der Einen und der Friedensliebe der Anderen. Er beruht vielmehr auf der Verschiedenheit der Organisation der wirtschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft. Der Slave hat an seiner sozialen Leiter nur zwei Sprossen, der Deutsche hat deren drei. Die slavische Bevölkerung besteht nur aus Herren und Knechten; die deutsche aber hat zwischen diese beiden Schichten noch eine dritte dazwischen geschoben; bei ihr steht von Alters her zwischen dem Adel und dem Bauer der Bürger. Damit hängt es denn auch zusammen, daß der Slave durchschnittlich nur Diener ist oder landwirthschaftliche Arbeit betreibt. Handel und Industrie, die Aufgabe der Städte, sind ihm fremd. Da aber in der modernen Gesellschaft eine wirtschaftliche Mittelstelle absolut nicht entbehrt werden kann, so haben in den rein slavischen Gegenden die Juden diese Function übernommen, was ihnen der Tscheche mit einem eben so fanatischen als unverdienten Hassel lohnt. Nur bei den Wahlen flattirt ihnen

die tschechische Partei und nennt sie ihre „lieben mosaischen Brüder.“ Allein es hilft nichts; pas si bête. Die Juden sprechen unter sich immer Deutsch, niemals Tschechisch; und bei den politischen Wahlen stimmen sie mit der deutschen Partei. Die Tschechen haben noch im 19. Jahrhundert förmliche Judenverfolgungen aufgeführt, wie solche Deutschland seit den Zeiten des sinkenden Mittelalters nicht mehr gesehen hat. Die „Judenhagen“ in Prag im Sommer 1848 und die Judenhagen im Lande, namentlich im Prager, Pilsener, Bisherer und Taborer Kreise, im Februar und März 1866, sind noch im frischen Gedächtniß bei Allen. Nicht nur die jüdischen Männer wurden schwer mißhandelt, sondern auch die Frauen und Kinder; ihre Häuser wurden gestürmt, geplündert und zerstört, ihre Tempel geschändet; und erst durch Verkündigung des Belagerungszustandes und Einschreiten des Militärs gelang es, den Gräueln ein Ende zu setzen. Ob dieselben wohl unternommen wurden, um Beweise für die von Herrn Palazky behauptete friedfertige und sanfte Gemüthsart der Tschechen zu liefern?

Selbst die von Tschechen gegründeten Orte haben erst durch die später hinzugewanderten Deutschen einen städtischen Charakter und eine Städteverfassung erhalten, die letztere natürlich immer nach deutschem Vorbilde. Die deutsche Stadt ist die „Burg“ des deutschen Bürgers. Es ist falsch, wenn wir heute schreiben „Bürgermeister.“ Die alte Schreibart ist: „Burgemeister“ und das Volk spricht noch so, im Süden wie im Norden von Deutschland. Das städtische Oberhaupt soll nicht die „Bürger“ meistern, sondern der „Meister“ und Befehlshaber der „Burg“ (arx) sein.

Das Hin- und Herwogen zwischen Tschechisch und Deutsch bildet den Grundzug in der Geschichte vieler böhmischen Städte. Selbst Prag, die Stadt der großen Libuscha, der Tochter Krok's und der Gemahlin Premysl's, ursprünglich aus den zwei Burgen Wischehrad (Hochburg)

und Gradschin (Burg) bestehend\*), zwischen welchen sich die verschiedenen slavischen Ortschaften ansiedelten, um schließlich von Deutschen zu einem städtischen Ganzen vereinigt zu werden, selbst Prag zeigt schon im 11. Jahrhundert eine sehr zahlreiche deutsche Bevölkerung; manche jetzige Parteihäupter der Tschechen führen deutsche Namen, wie z. B. Rieger, und deren Vorfahren sind wohl als deutsche Krieger oder Colonisten in das Land gekommen. Schon im 13. Jahrhundert finden wir erbitterte Rassenkämpfe zwischen den Deutschen und den Tschechen in Prag. Jeder ursprünglich rein politische Gegensatz, wie z. B. der zwischen den Baronen und den Bürgern der Stadt, oder jede religiöse Differenz, wie z. B. zwischen den Römisch-Katholischen und den Hussiten, nimmt sofort auch einen nationalen Charakter, den Charakter eines Kampfes zwischen Deutschen und Slaven an, wodurch sich die Erbitterung wesentlich steigert. Nur in den Zeiten höchster Prosperität, wo alle geistigen und materiellen Interessen gedeihen, und ebenso in tiefster Calamität, wo den Leidenschaften schließlich der Heizstoff ausgeht, pflegen die nationalen Gegensätze in den Hintergrund zu treten. Ersteres war der Fall während der Regierung Karls IV., welcher für Deutschland als Kaiser Manches zu wünschen übrig ließ (seine unglückselige „goldene Bulle“ war der erste Nagel zum Sarge der deutschen Einheit), aber für sein Böhmen ein außerordentlich gütiger und kluger Herr war. Bekanntlich gehörte ihm auch die heutige Provinz Brandenburg, der Kern der Hausmacht des jetzigen deutschen Kaisers. Kaiser Karl IV. hat damals die Mark Brandenburg für einen integrierenden Theil von Böhmen erklärt und sie demselben „auf ewig inkorporiret.“ Was ist „ewig?“ Karl hat (1346 bis 1378) den Gradschin neu aufgebaut und die Metropolitankirche auf demselben gestiftet, die steinerne Brücke

\*) Ueber das Wort „Grad“ siehe Band I. S. 145 u. ff.

über die Moldau errichtet, die Neustadt gegründet, unzählige andere Kirchen und Paläste gebaut und die Universität gestiftet. Zu seiner Zeit verglich man Prag mit Rom und Paris; und obgleich er viele Gelehrte, Künstler und Handwerker aus Westdeutschland nach Prag zog, so herrschte doch während seiner Regierung im Wesentlichen voller internationaler Friede zwischen Deutschen und Tschechen, jedoch nur, um nach seinem Tode den erbittertsten Kämpfen Platz zu machen, welche zunächst durch die confessionellen Bewegungen hervorgerufen wurden.

Bis heute ist dieser traurige Massenkrieg, abgesehen von längeren oder kürzeren Pausen, noch nicht zur Ruhe gekommen, und vielleicht ist derselbe bestimmt, einmal in der politischen Geschichte Oesterreichs und seiner Verfassung eine verhängnisvolle Rolle zu spielen. Schon einige Male gingen die Fäden von Prag aus, an welchen die Geschicke der ganzen polyglotten Monarchie hingen. Um hier von 1618, 1813 und 1848/49 zu schweigen, will ich nur an das Ministerium Belcredi erinnern, welches am 20. September 1865 die Verfassung sistirte, um die tschechischen Bestrebungen zu unterstützen und sich „klar zum Gesichts“ gegen Preußen zu machen, und an das Ministerium Hohenwart-Kabinetinet-Firetschek, in welchem feltamerweise auch ein schwäbischer Professor glänzte. Es ergriff am 6. Februar 1871 das Ruder, um den dualistischen Ausgleich von 1867 zu verdrängen und eine neue Verfassung auf föderalistisch-tschechischer Grundlage aufzubauen.

In welch raschem, für uns Deutsche fast unbegreiflichem Ritzad die Gegenätze durcheinander wirbelten, beweist folgende Zusammenstellung der Thatfachen.

Am 22. August 1868 hatten die 81 tschechischen Landtagsabgeordneten in der bekannten „Declaration,“ welche seitdem die Grundlage der tschechischen Bestrebungen bildet, ihre Rechtsverwahrung gegen die Beschlüsse des österreichischen

Abgeordnetenhauses niedergelegt; dann folgte eine Agitation von solcher Hefigkeit, daß über Prag und Umgebung der Belagerungszustand verhängt werden mußte; und nachdem Potozky's Vermittlungsversuche mißlungen waren, wurde der böhmische Declaranten-Landtag am 29. Juli 1870 in Ungnade aufgelöst.

Ein Jahr danach ging Alles in diametral entgegengesetzter Richtung. Das tschechische Ministerium Hohenwart löste das Wiener Abgeordnetenhaus auf und fraternisirte mit dem böhmischen Landtage der Declaranten; dem letzteren ging am 14. September 1871 ein kaiserlicher Erlaß zu, in welchem die feudal-föderalistische Tschechenpartei schon die vollkommenste Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen erblickte; die letzteren sollten durch den Entwurf der Fundamental-Artikel, welcher mittelst der Adresse vom 10. October 1871 vorgelegt wurde, ihre formelle Beurkundung finden. Hohenwart legte die Genehmigung derselben am 29. October dem Kaiser zur Unterschrift vor, nachdem er dieselbe schon vorher seinen tschechischen Freunden in vollkommen unberechtigter Weise als vollendete Thatsache mitgetheilt hatte.

Da stürzte der ganze tschechische Prachtbau gleich einem Kartenhause zusammen. Der Kaiser weigerte die Unterschrift. Das Ministerium Hohenwart fiel, mit Inbegriff des schwäbischen Professors. Mit ihm fiel der von ihm eingesetzte Statthalter Bohuslav Chotel in Prag; und der böhmische Landtag, an dessen Spitze Hohenwart den Führer der Gegner der österreichischen Verfassung, den Fürsten Georg Lobkowitz, als Oberstlandmarschall gestellt hatte, wurde aufgelöst, um einem neuen Platz zu machen, in welchem die verfassungstreue deutsche Partei die Majorität hat und dessen Oberstlandmarschall der verfassungstreue Fürst Carlos Auersperg ist. Seitdem haben sich die Wogen der tschechischen Bewegung etwas beschwichtigt. Nur in der Communalverwaltung der Stadt regieren die Tschechen; man kann

aber nicht behaupten, daß die Folgen dieser Parteiregierung sich etwa in Abstellung der in der Stadt, deren Straßen z. B. an Reinlichkeit viel zu wünschen übrig lassen, herrschenden Mißstände, oder in Durchführung dringend notwendiger Meliorationen bereits gezeigt hätten.

Ein in Prag geborener und wohnhafter Deutscher sagte mir seufzend: „Wir leben hier, wie in der Verbannung.“ Und er ist ein guter Oesterreicher.

Als freilich im Herbst 1871 das Ministerium Hohenwart in den Zeitungen proclamirte, jetzt solle die „Aera der wahren Oesterreicher“ beginnen, erlaubte sich der geistreiche D. Epizher in einem seiner „Wiener Spaziergänge“ sehr bittere Betrachtungen darüber anzustellen, wie nothwendig es sei, vorher das „wahre“ Oesterreichthum authentisch zu interpretiren.

Ich habe schon erwähnt, daß die „Slavänophilen“ bemüht sind, den Slaven ein fabelhaftes Alter und große Tugenden anzudichten. Noch merkwürdiger aber ist ihr Bestreben, allen hervorragenden Personen und Völkern einen slavischen Ursprung zu verleihen. Wie Alles, was der König Midas anfaßte, Gold ward, so verwandelt sich in ihren Händen Alles in Slaven und Tschechen.

Der Russe Chomäkow, welchen die Slavänophilen, indem sie seinen frühen Tod beklagen, als ein Genie feiern, hat die seltsame Entdeckung gemacht, daß die Angelsachsen slavischer Abkunft sind, und daß diese slavischen Anlagen, insbesondere aber der allen Slaven angeborene Freiheits-sinn, die Grundlage der heutigen englischen Verfassung bilden. Herr v. Bodenstedt hat dieser Abhandlung die Ehre erwiesen, sie in das Deutsche zu übersetzen. Es hat also Jeder von uns Gelegenheit, sich durch deren Lectüre eine heitere Stunde zu bereiten. Namentlich die Etymologie derselben ist bezaubernd.

In Barteniew's „Achtzehntem Jahrhundert“ wird, wie

uns Herr von Bernhardi erzählt, bewiesen, daß die Fürsten von Anhalt-Zerbst, und folglich auch die große Kaiserin Katharina, Slaven waren. Warum? Weil der Name des mitteldeutschen Landstädtchens Zerbst an „Serben“ erinnere. Der geehrte Verfasser weiß also nicht, daß die Askanier, die Anhalter, welche später zufällig auch dies Städtchen erwarben, identisch sind mit den Grafen von Ballenstedt, echt deutschen Herren, welche aus der Bekämpfung der Slaven Jahrhunderte lang den eigentlichen Lebensberuf ihrer Dynastie machten. Ballenstedt aber ist, wie viele alte deutsche Orts- und Geschlechtsnamen, aus einem männlichen Vornamen entstanden. Es ist einfach die Stätte, die Niederlassung des Baldo. Der althochdeutsche Baldo (audax) aber findet sich später in sehr viel einfacheren und zusammengesetzten Formen wieder. Unter den letzteren erwähne ich Arkhibold und Garibold (Garibaldi ist auch vielleicht deutscher Herkunft), und unter den ersteren Balduin, französisch Baudoin und Baudin, in latinisirter Form aber Bodinus, welcher letztere Name berühmt geworden durch seinen gegenwärtigen Träger in Berlin, den vortrefflichen Director des zoologischen Gartens.

So wandern die Namen. Wer sich darüber näher unterrichten will, den verweise ich auf die „Alemannischen Wanderungen“ des leider zu früh verstorbenen Adolf Bacmeister (Stuttgart 1867) und auf die „Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme“ von Professor Wilhelm Arnold (Marburg 1875). Namentlich das letztere Buch leistet wahrhaft Außerordentliches auf einem eng begrenzten Gebiete, nämlich auf dem der hessischen Ortsnamen, so daß man von ihm sagen kann: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Mit größtentheils neuem Material gelangt der gelehrte Verfasser zu ganz neuen und wahrhaft überraschenden Resultaten. Doch das nur beiläufig.

Herr Richard Andree, welcher sich um die Feststellung der Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenzen in Böhmen große Verdienste erworben hat, erzählt uns in seinen „Tschechischen Gängen“ (Vielefeld 1872) eine Reihe sehr interessanter tschechischer Annexionen.

Die Tschechen haben den italienischen Maler Tomaso di Modena zu einem Tschechen gemacht, weil sie Modena identificiren mit einem Dorfe Mutina, welches in dem böhmischen Kreise Mlettau liegt. Dergleichen den großen Musiker Gluck (bekanntlich 1714 in Weidenwang in der Oberpfalz geboren), weil er eine Zeit lang in Prag gelebt hat. Ferner den Componisten Carl Maria von Weber, weil die Melodie des „Jungfernkranz“ im Freischütz an ein tschechisches Nationallied erinnert. Endlich G. E. Lessing aus zwei Gründen, nämlich erstens, weil er in Ramenz geboren ist und daselbst einmal Wenden gehaust haben, und zweitens, weil sein Name ohne allen Zweifel von „Lesny“ (auf Tschechisch: Waldmann oder Förster) abstamme. Wüßten sie, wie sehr unser jetziger berühmter Lessing, der Maler, den Wald und die Jagd liebt, und daß man ihm den Nimrod, den „großen Jäger vor dem Herrn,“ am Gesicht ansieht, so würden sie darin nur noch einen Grund mehr finden, auch ihn für einen Tschechen zu erklären.

Auch Kessel, den Erfinder der Schiffschraube, erklären sie für tschechisch, weil er in Chrudim das Licht der Welt erblickte; seine Eltern sind jedoch Deutsche.

Ferner der Erfinder der Buchdruckerkunst, bekanntlich Gensfleisch zum guten Berg geheßen (letzteres ist der Name des Hauses), welcher in Mainz geboren, unzweifelhaft aber von Mainzer Eltern, also von Deutschen erzeugt ist, soll nach tschechischer Lesart eigentlich Faust heißen und in Kuttenberg in Böhmen zu Hause sein; von da sei er vor den Hussiten nach Straßburg geflohen und habe sich zu Ehren seiner tschechischen Heimath (die ihn von sich gestoßen!)

„Ruttenberger“ genannt, woraus dann später „Gutenberg“ geworden. Leider ist aber doch auch Faust kein tschechischer Name, und außerdem bleibt unaufgeklärt, woher denn die Hauptsache, nämlich der Name „Gensfleisch,“ gekommen.

Wenn sie sich endlich auch den General Belisarius annectiren, indem sie behaupten, sein Name komme von dem slavischen Belišarj, so wollen wir ihnen aus Billigkeitsgründen diese arme Seele abtreten. Denn vielleicht war der Kaiser Justinianus selber ein Slave; warum soll es also nicht auch sein General sein, welcher von ihm mit schönem Undank gelohnt ward? Jedenfalls klingt der Name Belisar mehr slavisch, als griechisch oder lateinisch.

Aber den Glück, den Freischütz-Weber, die beiden Lessing, den Dampfschrauben-Kessel und den Gutenberg, — die wollen wir Deutsche doch lieber behalten.

---

### III.

Johannes Huß und Johannes Nepomucenus. Kaiser Wenzel und sein Taufbecken. Die angeblichen Geheimnisse der Königin. Die tschechische Defenestratio. Beichtgeheimniß oder Kirchenkonflikt? Wasser- oder Folter-Tod? Vergangenheit und Gegenwart der Universität Prag. Die Doppelzüngigkeit. Scheiterhaufen und Theerfässer. Geographie, Morphologie und Iconographie der Heiligen. Der heilige Nicolans und die schwarze Muttergottes.

Die Jungtschechen und die Altttschechen haben ihre Heiligen, natürlich Jeder seine besonderen für sich. Der der Alten ist römisch-katholisch, der der Jungen antideutsch und nationaltschechisch.

Beide sind Märtyrer. Der Eine hat den Tod im

Feuer, und der Andere den Tod in dem Wasser gefunden. Jener starb, weil er nicht genug Priester war, dieser, weil er es zu viel war. Der Eine bekämpfte die hierarchischen Bestrebungen und der Andere vertheidigte sie. Der Eine war für die Ohrenbeichte, und der Andere war dagegen; und sowohl das Eine wie das Andere war ein triftiger Grund, den Mann unter grausamen Qualen zu tödten, den Einen auf dem Scheiterhaufen, den Andern in der Folterkammer oder in der Molbau.

Sprechen wir von dem Letzteren zuerst. Denn er ist der Aeltere und seine ganze Geschichte spielt auf hiesigem Boden, d. h. in Prag, zu Land und zu Wasser. Sprechen wir, um sofort zur Sache, oder richtiger zur Person überzugehen, zunächst vom heiligen Nepomuk. Auch der heilige Nepomuk kämpfte einen schweren Kampf um das Dasein. Zuerst hat er beinahe 350 Jahre von seinem Martyrium bis zu seiner Heiligsprechung gebraucht; und nachdem ihm endlich letztere mit vieler Mühe und nach so langer Zeit, mit Beistand seiner Freunde, der Jesuiten, gelungen, ja, nachdem er geradezu böhmischer Nationalheiliger geworden — oder vielmehr nur tschechischer, und zwar alttschechischer — denn die Jungen verehren den in Constanz verbrannten Johannes Huß, der, wie wir sehen werden, mit dem Johannes Nepomucenus in einem seltsamen Zusammenhang steht —; also, nachdem Johann von Nepomuk das Alles glücklich überstanden und es zu hohen Ehren gebracht hatte, da kommen die bösen legerhaften Gelehrten und streiten ihm schlechtweg seine Existenz ab, indem sie ihn für eine Erfindung der Jesuiten erklären.

Nach der Erzählung der letzteren soll Nepomuk ursprünglich Johann Wölflein oder Welflin geheißten und im Jahre 1320 als eines Bauern Sohn in dem Städtlein Pomuk geboren sein und die geistliche Carrière eingeschlagen haben, in welcher er es sehr rasch bis zum Domherrn ge-

bracht. Damals regierte Kaiser Wenzel, aus dem Hause der Luxemburger, als deutscher Kaiser und Fürst von Böhmen. Bekannt ist, daß Wenzel ein grobsinnlicher Mensch war und allen Ausschweifungen ergeben. Die Jesuiten aber machen ihn zu einer Art König Blaubart, welcher voll Eifersucht den Lebenswandel der jungen Frau bewachte, die er soeben geheirathet. Die Königin hatte sich besagten Welskin zum Beichtvater erkoren. Derselbe hieß jedoch, nachdem er ein Kirchenlicht geworden, Johann von Nepomuk, oder auf Latein Johannes Nepomucenus, auf Tschechisch Jan Nepomuzky. Der König, so erzählen die Jesuiten, wollte nun eines Tages von Nepomuk wissen, was ihm die Königin über gewisse Dinge gebeichtet habe. Nepomuk weigerte jede Auskunft. Da ließ ihm der König die Hände binden und ihn um Mitternacht von der Moldaubrücke stürzen, wobei sich fünf Sterne und allerlei sonstige Wundererscheinungen zeigten, welche jedoch nicht hinderten, daß Nepomuk gleich einem gewöhnlichen Sterblichen ertrank.

Nun ist gewiß, daß die gleichzeitigen Urkunden, Geschichtschreiber und Chronisten von dieser ganzen Beichtgeheimnißgeschichte gar nichts wissen, während doch die Geistlichkeit dem Kaiser Wenzel gar nicht hold war und sich ein Vergnügen daraus gemacht haben würde, ihm eine solche Schandthat nachzuerzählen, falls nur die geringste Veranlassung dazu vorgelegen hätte. Erst nachdem der fromme Ignatius Loyola den Jesuiten-Orden gestiftet hatte und dieser im 17. Jahrhundert in Oesterreich überhaupt und in Böhmen insbesondere mächtig geworden war, zeigt sich die Gestalt des Mannes, in dem Priestergewande, mit dem Crucifix und der Märtyrerpalme in den Händen, und die Geschichte des von ihm dem priesterlichen Ohren-Beicht-Geheimnisse gebrachten Märtyreropfers anfangs nur dunkel und in verschwommenen Umrissen, dann immer deutlicher und ausdrucksvoller, bis sie sich im Anfang des 18. Jahr-

hundertß so sehr verdichtet hatte, daß auf Betrieb der ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu Pappß Benedict III., welcher glaubte, was man ihm vortrug, den Beichtvater Johannes Nepomucenus heilig sprach und derselbe seitdem auf allen Brücken nicht nur Böhmens, sondern des ganzen katholischen Deutschlands prangt.

Die Jesuiten sind seitdem unablässig bemüht, das Leben und den Tod ihres Heiligen bis in die geringsten Einzelheiten auszuführen, auszuschnücken und zu verschönern, wobei natürlich immer das Beichtgeheimniß die dominirende Rolle spielt. Die Gegner aber behaupten, es habe überhaupt niemals irgend etwas der Art, wie einen heiligen Nepomuk gegeben, auch sei er eventuell nicht wegen Wahrung des Beichtgeheimnisses ersäuft worden.

Die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mitte. Es ist allerdings unter König Wenzel am 21. März 1393 ein Geistlicher in die Moldau geworfen worden. Dies geschah jedoch nicht wegen des Beichtgeheimnisses, sondern aus anderen Gründen:

In der Sebalduskirche in Nürnberg zeigt man uns ein seltsames altes Taufbecken aus Kupfer, worin im Jahre 1361 der Kaiser Wenzel getauft wurde; in der Kirchenchronik aber steht beschrieben, wie damals besagtes Knäblein „zum Zeichen Dessen, was hernachmalen die heilige Kirche Schreckliches von ihm zu befahren haben werde, während des heiligen Aktes der Taufe in das Taufbecken gepfercht habe.“ Und allerdings konnte sich Wenzel mit der Geistlichkeit nicht vertragen, weder mit dem Klerus in Böhmen, noch mit dem Pappß, noch mit den vier geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfen in Deutschland, welche letztere sich sogar erkühnten, auf dem Königstuhl von Rhense (bei Koblenz) im Jahre 1400 Wenzeln förmlich und feierlich seines Kaiserthums zu entsetzen, was der Pappß 1403 zu bestätigen geruhte.

In Böhmen begünstigte Wenzel die Hussiten, weniger aus Frömmigkeit, als aus Haß gegen die offizielle römische Kirche. Gleichzeitig verdarb er es mit dem böhmischen Adel und auch mit den Städten, namentlich mit der freien Reichsstadt Eger, welche Jahrhunderte lang eine große Rolle gespielt und als fester Schutzwall des Deuththums gegen die immer von Neuem von Osten her anprallenden slavischen Wogen gedient hat. Im Jahre 1393 nun hatte Wenzel einen Konflikt mit dem Erzbischof von Prag. Unter den Geistlichen, welche zu Wenzel hielten, war auch ein gewisser Hanko, Bischof von Camin; und da um diese Zeit der Abt von Kladrau starb, so gedachte Kaiser Wenzel, diese reiche Abtei in ein Bisthum zu verwandeln und dasselbe seinem Hanko als Lohn für geleistete Dienste zu verleihen. Allein der Erzbischof von Prag nahm nicht die geringste Notiz von dieser Intention. Er schrieb die Wahl von Kladrau aus in der Absicht, sie auf einen Andern zu lenken. Wenzel lud darauf den Erzbischof, welcher auf Schloß Raudnitz residirte, ein, mit seinem Domherrn nach Prag zu kommen. Sie kamen und Wenzel ließ sie sofort gefangen setzen. Allein dem Erzbischof gelang es, zu entfliehen, jedoch unter Zurücklassung des Mitgefangenen, des Generalvicars, welcher Johann Pomuk hieß. (Das Dorf Pomuk, der Nepomucenus, der Pomuzky u. s. w. sind jesuitische Zuthat.) Nun ließ man den Zorn über den Entronnenen an dem Zurückgebliebenen aus. Man nahm den Generalvicar in's Verhör über die Intentionen des Bischofs. Er weigerte die Auskunft. Man schritt zur Folter, damals ein sehr beliebtes Mittel, das von allen Parteien gleichmäßig und mit Vorliebe angewandt wurde. Man nannte das Geständniß „die Königin der Beweis- und Ueberführungsmittel,“ *regina probationum*, und zur Provocirung dieser Königin gab es kein liquideres, bequemeres und wirksameres Mittel als die Folter. Die Geislichkeit wandte sie selbst an

und konnte sich daher auch über deren Anwendung nicht beschweren.

Der Vicar Pomuk wurde also gefoltert in dem Rathhause zu Prag. Dieses Rathhaus war 1338 gebaut worden an der Stelle des Hauses eines Bürgers Namens Wölflin oder Welflin, welches die Stadt als Bauplatz erstanden. (Ob vielleicht hierdurch die Namen Pomuk und Welflin in die später bekundete Verbindung gerathen?) Es ist stets der Schauplatz blutiger Thaten gewesen. Am 24. September 1483 wurde hier der Bürgermeister Klobauf zuerst zum Fenster hinausgeworfen (es war dies Defenestriren von jeher landesüblich in Böhmen, man denke nur an den 23. Mai 1618 und den Gradschin) und am folgenden Tage in Gesellschaft einiger Rathsherrn und Bürger auf dem Marktplatz, welcher hier, wie in den schlesischen Städten „der Ring“ heißt, enthauptet. Am 29. November 1605 köpfte man in dem Rathhaussaale den kaiserlichen Feldmarschall Christoph Roßwurm. Am 21. Juni 1621 richtete man die „kezerischen“ Empörer von 1618; man hatte für sie einen hohen hölzernen Steg gebaut, über welchen sie von der Eckgalerie des Rathhauses nach dem auf dem „Ring“ aufgeschlagenen Blutgerüste gingen, um dort enthauptet zu werden; und noch zehn Jahre lang „waren der Rebellen Häupter auf Praga's Brücke warnend aufgesteckt.“ Das geschah zur Zeit der Herrschaft der Jesuiten und unter dem Einflusse derselben. Drittehalb Jahrhunderte früher wurde in diesem nämlichen Rathhause der bischöfliche Generalvicar gemartert von den Folterknechten und Schindern des hussiten-freundlichen Wenzel.

Ob die Letzteren mit ihm nicht fertig werden konnten, oder ob er ihnen, wie das bei der Anwendung der Tortur so häufig vorkam, unter den Händen starb, oder wie es sonst zugegangen sein mag, genug, in einer finsternen Nacht schleppten sie ihn die kurze Strecke von dem Ring durch

die Karls-gasse nach dem Flusse und warfen ihn hier in die Moldau, wo man ihn am andern Tag todt fand. Dies ist der einfache Hergang. Alles Uebrige sind Thaten der Jesuiten, namentlich auch das Beichtsiel und die delikaten Geheimnisse der jungen und schönen Königin, welche Thaten wahrscheinlich der lüsterne Phantasie eines alten Cölibatärs ihre Entstehung verdanken.

Ich bitte hierbei, vorläufig schon darauf zu achten, daß der Kaiser Wenzel die Hussiten begünstigte, und daß Johannes Huß, ohne sonst ein katholisches Dogma anzutasten, vor Allem die Ohrenbeichte mit aller Entschiedenheit bekämpfte. Es ist dies interessant für das Verhältniß zwischen Johannes Huß und Johannes Nepomucenus, welcher Letztere seltenerweise nicht nur der Antipode, sondern gleichzeitig auch der Doppelgänger des Ersteren ist.

Zu der Brücke, von welcher der bischöfliche Generalvicar im Jahre 1393 — lassen wir dahingestellt sein, ob todt oder lebendig — hinuntergeworfen wurde, hatte Kaiser Karl IV. (über dessen Wirken in der Mark Brandenburg das Buch des alten Herrn von Klöden „Die Quisows und ihre Zeit,“ 4 Bände, zweite Auflage, Berlin 1846, vollständige Aufklärung in einer, auch den Laien fesselnden Form gewährt) am 9. Juli 1357 den Grundstein gelegt. Der Bau hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn die Fluthen der Moldau zerstörten von Zeit zu Zeit wieder das Joch, welches man ihnen auferlegen wollte. So ist es denn in der That sehr zweifelhaft, ob im Jahre 1393 die Brücke schon so weit fertig war, daß man von der Mitte derselben den bischöflichen Generalvicar hinunterwerfen konnte, wie dies von den Jesuiten erzählt und in Tausenden von bildlichen Darstellungen in den während der Herrschaft der Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert errichteten und decorirten Kirchen bildlich versinnlicht ist. Fertig geworden ist diese Brücke, von welcher man

eine prächtige Aussicht auf das monumentale Prag, die Altstadt sowohl als die Kleinseite, den Fluß und den Gradstein hat, erst im Jahre 1502. Man könnte sie jetzt „die Brücke der Heiligen“ nennen. Denn sie ist auf beiden Seiten förmlich occupirt durch steinerne und bronzene Standbilder, welche namentlich der böhmischen und der jesuitischen Branche angehören, wie z. B. Ignatius Loyola, Wenzel, Prokop, Borgia, Franciscus Xaverius u. s. w. Die Mitte der Brücke und den Ehrenplatz unter Allen nimmt natürlich Johannes Nepomucenus ein. Vor ihm muß sogar der Pfleger Vater des Heilands, das Crucifix mit der Mutter Gottes und die heilige Dreifaltigkeit weichen. Denn Stadtrecht bricht Landrecht, und Landrecht bricht Reichsrecht. So war wenigstens damals die Meinung. Die meisten der Statuen stammen übrigens aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts und glänzen durch einen im höchsten Grade verzopften Barockstil. Auch versuchen sie Dinge plastisch darzustellen, woran sich die Sculptur, ohne sich zu blamiren, nicht wagen darf, z. B. Feuer, Wasser und Wolken.

Die kolossale Statue des Nepomuk ist aus Bronze gegossen und nicht besser als die anderen. Sie wurde am 21. August 1683 aufgestellt und eilte also der Heiligensprechung um beinahe ein halbes Jahrhundert voraus. Man sieht, die Jesuiten genirten sich nicht, dem Oberhaupt der Kirche ein wenig vorzugreifen. Sie wußten, dasselbe mußte ihnen folgen; damals wie heute. Wenn wir in Deutschland vom Johannisfeste sprechen, so denken wir an den 24. Juni und an Johannes den Täufer. In Böhmen dagegen denkt man nur an Johannes Nepomucenus und an den 16. Mai (und die sechs folgenden Tage). Denn dieses Fest dauert eine ganze Woche; und aus ganz Böhmen, namentlich aus den tschechischen Landestheilen, sowie aus Bayern, einem Theil von Schlesien, Mähren, Ungarn u. s. w. eilen dann

die frommen Wallfahrer hierher, um auf der Brücke den Heiligen zu belagern und seinen Segen durch hartnäckig fortgesetztes Gebet zu „erzwingen.“ Eine gute Schilderung der Nepomukwoche vom 16. bis 23. Mai und der sich aus derselben entwickelnden interconфессионаllen Konflikte findet man in der Erzählung von Leopold Kompert „Eine Verlorene,“ in dem Buch „Böhmische Juden“ (Wien, 1851, S. 85 u. ff.).

Wie der 16. Mai der Festtag der Alttschechen, so ist der 6. Juli der Festtag der Jungtschechen. Am 6. Juli 1415 hat nämlich in Konstanz Johannes Huß und kurz danach sein Freund und Gefinnungsgenosse Hieronymus von Prag den Feuertod erlitten.

Ob das Volk jemals Notiz genommen von dem bischöflichen Generalvicar Pomuk, welcher am 21. März 1393 „der peinlichen Frage unterzogen wurde“ (so lautet nämlich der verhüllend euphemistische Ausdruck für Anwendung der Tortur), weiß man nicht. Sehr glaublich ist es nicht. War ja doch der Vicar weiter nichts als eines der zahlreichen Opfer, welche der Rohheit der damaligen Zeit und den bösen Leidenschaften Wenzel's gefallen.

Jedenfalls wurde er schnell vergessen unter dem Eindruck der geistigen Bewegung, welche sich an den Namen Huß, und der furchtbaren Leiden, welche sich an den Namen Ziska\*) knüpfen.

Der Krieg gegen Rom (welcher im 12. Jahrhundert mit den Albigenfern und Waldenfern begann und heute,

---

\*) In der Nähe von Elbogen bei Karlsbad fand ich 1873 an zwei verschiedenen Stellen im Gebirge je drei kolossale steinerne Kreuze mit kleeblattähnlichen Ausläufern halb im Boden versunken bei einander stehen. In den Büchern findet man keine Auskunft darüber. Die Banern (Deutsche) sagten mir, das sei zur Erinnerung an Bluttathen zu Zeiten des „Schischka“ (Ziska); sie gaben ihrem Abscheu gegen „Schischka“ sehr deutlichen Ausdruck.

im 19. Jahrhundert, nachdem die napoleonische Episode, die alles Uebrige erslickte und unterdrückte, abgethan, wieder aufgenommen worden ist) wurde im 14. Jahrhundert zunächst von den Minoriten geführt, einem Orden, welcher sich von den übrigen Mönchen durch seine Gelchrsamkeit auszeichnete, und unter Hinweisung auf die herrschenden Mißbräuche, welche selbst den blödesten Augen der Laien erkennbar waren, von dem Papste Reform des Kirchenregimentes begehrten. Ihr Verlangen wurde in England aufgenommen von John Wicliffe, welcher zu Ende des 14. Jahrhunderts nicht nur einzelne Lehren der Kirche angriff, sondern vor Allem gegen die entartete Kirchenverfassung eiferte, gegen den scandalösen Lebenswandel des Klerus und dessen Streben nach weltlicher Herrschaft und nach Reichthümern, gegen die Lehre von der priesterlichen Sündenvergebung und die Art, wie sie nutzbar gemacht wurde durch einen schwunghaft betriebenen Ablaßkram. Unter dem Schutze des Prinzen Johann von Gaunt und des edelen Hauses Percy mußte sich Wicliffe der Verfolgungen des Papstes zu erwehren; und in Folge der Verschwägerung der Landesherren von England und von Böhmen und des hierdurch zwischen beiden Ländern sich anknüpfenden engen Verkehrs übertrugen sich die englischen Reformbestrebungen auch auf die Universität Prag, auf welcher zwei Lehrer, Johannes Huß und Hieronymus, gegen das Papstthum und die Hierarchie auftraten, namentlich bei der tschechischen Bevölkerung Beifall fanden, und es sogar (1409) bei Wenzel durchsetzten, daß den deutschen Studenten-Corps (Sachsen und Bayern) ihre Rechte zu Gunsten der böhmischen (oder richtiger tschechischen) Nation geschmälert wurden.

Ich benutze diese Gelegenheit, um eine kleine Notiz in Betreff der Geschichte, der Verfassung und des gegenwärtigen Zustandes der Universität Prag hier einzuschalten.

Prag ist die älteste deutsche Universität. Sie wurde 1348 gestiftet vom Kaiser Karl IV., dem Protector der Wissenschaften und Freunde Petrarca's. Bei der Einrichtung der Prager Hochschule dienten Paris und Bologna als Vorbild. Die Universität war damals (sie ist es zum Theil auch noch heute) eine Zunft, welche sich in so und so viel einzelne Zunftabtheilungen oder Corporationen theilte, die man „Nationen“ nannte, weil bei diesen Unterverbänden, welche sich nicht auf die Studenten beschränkten, sondern auch auf die Professoren und alle sonstigen „Universitäts-Verwandten“ und deren Frauen und Kinder ausdehnten, der geographische, territoriale oder ethnologische Gesichtspunkt maßgebend war. Paris z. B. hatte vier Nationen: Normannen, Franken, Normannen und Picarden. In Wien existirte eine österreichische und eine ungarische, eine fränkische und eine sächsische Nation; in Leipzig eine meißensche und eine sächsische, eine bayerische und eine polnische. Diese Nationen hatten das Recht, die akademischen Behörden aus der Zahl der Qualificirten durch Wahl zu besetzen. Eine ähnliche Einrichtung, wenngleich in beschränkterem Maße, besteht noch heute bei den englischen Universitäten, wo die „Fellows“ mitwählen. In Deutschland und Oesterreich hat der Polizeistaat das Wahlrecht der Studenten beseitigt.

Prag hatte ebenfalls vier Nationen, nämlich Böhmen, Polen, Sachsen (Norddeutsche) und Bayern (Süddeutsche). Die Nationen hatten von Haus aus gleiches Stimmrecht. Auf Antrag von Huß, welcher Professor der Theologie an der Universität, Prediger an der Bethlehemskapelle und außerdem auch noch Günstling der Königin Sophie war, änderte König Wenzel das Stimmrecht dahin, daß in Zukunft die böhmische (tschechische) Nation drei Stimmen führte und die drei anderen, die polnische, die sächsische und die bayerische, jede einzelne nur ein Drittel, also zusammen nur eine. Dies geschah durch das sogenannte „Ruttenberger

Decret“ vom 18. Januar 1409. Die „unterdrückten Nationen“ ließen sich das nicht gefallen. Ihre Professoren, Magistri, Baccalaurei und Licentiaten an der Spitze\*), zogen sie, 5000 Mann stark, nach Leipzig. Auch die Polen zogen mit. Seitdem war die Universität vorwiegend tschechisch und utraquistisch und calixtinisch. So nannte sich die neue Richtung, welche das Abendmahl mit Kelch (lateinisch calix, griechisch κύλιξ) oder unter beiderlei Gestalt (lateinisch sub utraque) nahm. Als nun die katholische Contrereformation mächtig wurde, hatte man ein ähnliches „unfehlbares Recept gegen Ungeziefer,“ wie 1849 in Berlin. Wie man 1849 in Berlin sagte:

„Gegen Demokraten  
Helfen nur Soldaten,“

so sagte man damals in Wien:

„Gegen die Hussiten  
Helfen nur Jesuiten.“

Kaiser Ferdinand wußte der Contrereformation nicht besser Vorschub zu leisten, als dadurch, daß er eine Contre-Universität etablierte, nämlich eine jesuitische gegen die hussitische. Sie nahm ihren Sitz in dem von den Jesuiten gebauten Clementinum (so genannt von der Clemenskirche), einem riesigen Bau, der in der Altstadt eine von der übrigen Welt abgeschlossene förmliche Insel bildet (deßhalb auf Tschechisch „Ostrovo“ genannt) und mit seinen drei Ausgängen oder „Röhren“ gleich einem kolossalen Fuchsbau nach der Kreuzherrngasse, der Karls-gasse und dem Marienplatz mündet und gegenüber das beinahe ebenso große Kreuzherrnstift (an der Moldau und der Karlsbrücke) hat, auf das ich zurückkommen werde, wenn ich demnächst rede von dem großen

\*) Auch hier sieht man die zunftmäßige Gliederung. Der Licentiat, der licentiam hatte, war der Obergeselle; der Baccalaureus, der nur eine „bacca“, eine Beere, von dem Lorbeer, „laureus“ des Appollo besaß, war der Untergeselle; der Magister der Meister.

Romandichter Charles Sealsfield, welcher eigentlich Karl Postl heißt und in diesem Kreuzherrn-Palast mit seinem Gewissen und der Kirche gerungen. Das Clementinum bedeckt einen Raum von 3493 1/2 Quadrat-Klafter und umfaßt jetzt noch die Salvatorkirche, die Clemenskirche, die Sternwarte und die Universitätsbibliothek, die Lehrsäle der philosophischen Facultät, das erzbischöfliche Seminar nebst Internat, hier „Alumnat“ genannt, das erzbischöfliche Knabenconvict (convictum puerorus), das Altstädter Gymnasium, das Naturaliencabinet, das physikalische Cabinet, die große Buchdruckerei des Erzbischofs, eine Menge von Dienstwohnungen für alle möglichen geistlichen und weltlichen Beamten u. s. w. u. s. w. Während der Revolution im Juli 1848 hielt man hier den Grafen Leo Thun, den klerikalen Gubernialpräsidenten von damals und späteren Urheber des Concordats (früher eben so fanatischer „Germanisator“ als jetzt fanatischer Tscheche) in einem der Auditorien gefangen wegen seiner „schwarzgelben“ Gesinnung. Dies thaten die Herren Studenten. In einem der inneren Höfe steht eine hübsche Statue, welche man im Herbst 1864 hier aufrichtete zur Erinnerung an die tapfere Vertheidigung der Stadt durch die Studenten. Die Schweden hatten 1648 den Pradschin und die Kleinseite durch Ueberrumpelung genommen, wurden aber bei ihrem Angriff auf das rechte Ufer, unter Führung der Studenten, durch die Bürger zurückgeschlagen. Deß zum Gedächtniß stellt die Statue einen flotten Studenten dar in vollständigem „Pauk-Wick.“ Im Jahre 1866 war das Clementinum ein Hauptcholeraherd und hat stark ausgeräumt unter den preußischen Soldaten, welche in diesen endlosen Räumen einquartirt waren. Auch mancher andere „bequartirt“ Palazzo hat damals schwere Opfer gefordert. Das war gleichsam ein Akt der Rache der klerikalen und feudalen Gewalten, welche durch diese finsternen, verschlossenen und lautlosen Räume repräsen-

tirt sind. Zugleich auch eine Warnung an das verjüngte Deutschland, sich nicht die Finger zu versengen an dieser böhmischen Frage, die brennend und doch zugleich kalt, explosiv und doch zugleich dunkel und verwickelt ist, und die das alte Haus Oesterreich, das sich nun schon seit vielen Jahrhunderten damit beschäftigt, doch bis zur Stunde noch nicht zu lösen vermocht hat. Es ist ein verhängnißvoller Punkt in der deutschen und überhaupt in der europäischen Geschichte, dieses Prag. Trotz seiner südlichen Lage und trotzdem daß seine Bevölkerung theils den deutschen Volksstämmen der Bajuvarier (Bayern=Innerösterreich) und der Ostfranken und theils der slavischen Rasse angehört, was doch Alles sonst recht geräuschvolle Leute sind, herrscht doch hier eine förmlich unheimliche Stille. Diese Stadt ist nicht norddeutsch und nicht süddeutsch und auch nicht slavisch. Sie ist ein Räthsel, — ein gordischer Knoten, den der Feudalismus und die Hierarchie zusammengeknäuel't haben und für den der Alexander, der ihn durchhaut, sich noch nicht gefunden. —

So hatte also Prag im 17. Jahrhundert zwei Universitäten, die alte, welche sich nach ihrem Stifter „Carolina“ nannte, und die neue, welche sich von ihrem Stifter „Ferdinanda“ nannte; 1653 wurden sie wieder mit einander vereinigt unter dem Namen „Carolo=Ferdinanda.“ Gegenwärtig hat die theologische und philosophische Facultät ihren Sitz in dem Clementinum, die juristische und medicinische im Carolinum. Das letztere ist zwar auch ein stattliches Gebäude, kann sich aber an Großartigkeit mit dem Clementinum nicht entfernt messen. Es liegt ebenfalls in der Altstadt, nicht weit vom „Großen Ring“ und dicht bei dem deutschen Landestheater. Hier, in dem Carolinum, hielt Johannes Huß die Vorlesungen, welche seine Landsleute fanatisirten. Hier tagten ehemals auch die böhmischen Stände; hier, im Promotionsaal, feierte die

1848er Revolution ihre Orgien. Auf diese wilden und feurigen Reminiscenzen hat jedoch ein „deutscher Philosophen-Congreß,“ welcher im Herbst 1864 hier tagte, soweit es ihm seine Kräfte und seine schnell wieder schwindende Berühmtheit erlaubten, ein wenig kaltes Wasser gegossen. Aus diesem Carolinum sind die größten Mediciner und Juristen Neu-Oesterreichs hervorgegangen. Die Juristen haben auch in der Politik (man denke nur an Prof. Herbst) eine rühmliche Rolle gespielt. Für die medicinische Facultät wird jetzt ein besonderes Gebäude in der Nähe des Krankenhauses hergerichtet.

Was den gegenwärtigen Zustand der Univerſität anlangt, so zählt:

- 1) die theologische Facultät:
  - 5 ordentliche Professoren,
  - 1 außerordentlichen Professor,
  - 2 Docenten und Suppleanten;
- 2) die juristische Facultät:
  - 10 ordentliche Professoren,
  - 4 außerordentliche Professoren,
  - 4 Privatdocenten;
- 3) die medicinische Facultät:
  - 12 ordentliche Professoren,
  - 10 außerordentliche Professoren,
  - 18 Privatdocenten;
- 4) die philosophische Facultät:
  - 22 ordentliche Professoren,
  - 6 außerordentliche Professoren,
  - 14 Privatdocenten und Lectoren.

Den Professoren und sonstigen Docenten ist es gestattet, je nach Belieben Deutsch oder Tschechisch zu lesen. Natürlich befinden sich die tschechischen Vorlesungen in der Minorität. Es haben nämlich von den vier Facultäten:

- a) die theologische 25 Vorlesungen oder „Materien,“
- R. Braun, Eine türkische Reise. II. 27

darunter tschechisch 6; b) die juristische 37 Vorlesungen oder „Materien,“ darunter tschechisch 9; c) die medicinische 74 Vorlesungen oder „Materien,“ darunter tschechisch 9; d) die philosophische 101 Vorlesungen oder „Materien,“ darunter tschechisch 24, also im Ganzen 237 deutsche Vorlesungen auf im Ganzen 48 tschechische.

Leider ist in neuerer Zeit der Rationalitäten- und Sprachenstreit in Oesterreich auch bis in die geheiligten Räume der Wissenschaft vorgeedrungen, sowohl in Böhmen als auch in Ungarn.

Der ungarische Unterrichtsminister z. B. verlangt, daß auf der Universität Hermannstadt in Siebenbürgen nur in magyariſcher Sprache docirt werde. Nun ist zwar z. B. der dortige Professor der Rechtswissenschaft Herr von Schuler-Libloy \*) des magyariſchen Rechts und der magyariſchen Sprache ebenso kundig, wie der deutschen (Beweis: sein ungarisches Kirchenrecht, von welchem ein gelehrter magyariſcher Kritiker sagt, es sei ein vortreffliches Buch und nur Eines daran zu bedauern, nämlich daß es ein „Schwab,“ d. h. ein Deutscher, geschrieben), und Herr v. Schuler würde vielleicht, wenn auch nur der Abwechſelung wegen, gar nicht abgeneigt sein, auch einmal in magyariſcher Sprache zu lesen. Nur ist da ein kleines Hinderniß. Seine Zuhörer würden von dem ganzen Vortrag auch nicht eine Silbe verstehen. Es sind nämlich lauter Siebenbürger Sachsen, d. h. Deutsche, welchen das magyariſche Idiom noch etwas fremder ist, als Sanskrit und Präkrit.

Hier in Prag verlangt man, je nachdem die Wogen der tschechischen Bewegung steigen oder fallen, entweder daß alle Vorlesungen in tschechischer Sprache gehalten werden, oder daß man die Universität in einen Cötus A. und einen Cötus B., nämlich in einen deutschen und einen tschechischen scheidet, oder daß für jedes Fach ein deutscher und ein

\*) Jetzt in Czernowitz.

tſchechiſcher Lehrſtuhl aufgerichtet werde. Am Ende kommt man auch noch auf den Einfall, daß ein und derſelbe Profeſſor in ein und derſelben Vorleſung in paralleler Doppelwährung das Nämliche ſowohl auf Tſchechiſch als auch auf Deutſch ſagt. Etwa ſo, wie mir vor fünf und zwanzig Jahren ein deutſch-wälſcher Cicerone und Bücherhausfirer in dem damals noch franzöſiſchen Straßburg die Honneurs des Münſters machte mit den Worten:

„Mon cher Monsieur!

Mai lieb's Härrle!

S'il vous plait,

Wenn's Ihne g'fällig iſch.

La description de la cathédrale,

Die Beſchreibung vom Münſter.

Avec beaucoup de gravures,

Es hat auch recht vill ſchöne Gravürle im Büchel.“

Doch Scherz bei Seite. Ich ſehe wirklich nicht ein, warum man es nicht auf der Univerſität Prag bei der jetzigen Einrichtung beſſern ſoll. Sie beruht auf vollkommen rationell-wirthſchaftlicher und zugleich ethnologiſch-paritätiſcher Grundlage, ſo daß man gar keine Urſache hat, ſich über dieſen Gegenſtand ſo, wie es zeitweiſe von tſchechiſcher Seite geſchieht, zu ekauſſiren. Gegenwärtig richtet ſich Alles nach Angebot und Nachfrage. Iſt ſtarke Nachfrage nach Tſchechiſch, ſo wird dieſes auch das Angebot vermehren; und iſt keine Nachfrage, was ſoll dann das tſchechiſche Angebot nützen? Jetzt lehrt jeder das, was er am beſten verſteht, in der Form, welche er am beſten zu handhaben weiß, für diejenigen, welche gerade dieſes und gerade in dieſer Form lernen wollen. Und das ſcheint mir für eine Hochschule, für eine freie universitas literarum, in einem doppelſprachigen Lande geradezu das Ideal zu ſein. Für Volks- oder Primärſchulen würde die Frage vielleicht anders liegen.

Früher hatte man aus ſolchen Dilemmen, welche ſich, wie ſich ein gelehrter Ungar ausdrückt, „ex bilinguitate

terrae," wörtlich aus der „Zweizüngigkeit“ des Landes ergeben, einen guten Ausweg. Man hatte eine dritte Sprache, welche beiden fremd und dennoch verständlich war und welche, weil sie keine lebende ist, den vollständigen Charakter der Neutralität, des Internationalen oder gar des Supranationalen an sich trug. Diese für uns eines jeden nationalen Charakters entkleidete Sprache ist die lateinische. Sie eignet sich vortrefflich zum Verkehr in einem polyglotten Lande. In Ungarn soll sie angeblich schon der heilige Stephan als Staatsprache eingeführt haben, um zwischen Magyaren, Rumänen, Nord- und Südslaven und Deutschen zu vermitteln. Bis vor etwas länger als einem Menschenalter ist sie dort auch Staatsprache, namentlich auch die Sprache der Gerichte und des Parlamentes, geblieben. Seitdem ist das Magyarische an ihre Stelle gesetzt worden, d. h. gesetzlich, aber nicht factisch. Denn die Durchführung dieser Maßregel bietet die größten Schwierigkeiten, weil die magyarisch redenden Menschen an sich in der Minorität sind und die Nichtmagyaren zusammengenommen die Mehrheit bilden. Auch in Böhmen hat die „Bilinguität“ recht viel Unbequemes für beide Theile. Manches vortreffliche Buch, in tschechischer Sprache geschrieben, kann entweder gar nicht oder nur mit Subvention erscheinen, weil der beschränkte Preis der Abnehmer nicht ausreicht, die Kosten des Verlegers zu decken; und andererseits sind wir Nichttschechen öfters genöthigt, vor dem Sprachhinderniß Halt zu machen, dessen Ueberwindung uns mehr Zeit kostet, als wir gerade für diesen Zweck übrig haben. Es existirt z. B., wie bemerkt, eine vortreffliche Geschichte von Prag von W. Tómek in deutscher Sprache geschrieben. Während wir dieselbe studiren, hören wir, daß derselbe Verfasser auch eine Topographie von Prag geschrieben. Wir eilen in die Buchhandlung, um sie zu kaufen, erfahren jedoch, daß sie nur in tschechischer Sprache existirt, und daß auch diese Edition nur durch Sub-

vention eines tschechischen Vereins ermöglicht worden ist; eine deutsche Ausgabe ist, so heißt es, nicht möglich, sonst würde der Herr Verfasser sie machen. Traurig! Wann wird die Weltsprache und die Weltliteratur erfunden werden?

Ich kann von dem Kapitel „Universität“ nicht Abschied nehmen, ohne zweier Professoren der juristischen Facultät zu gedenken, welche mir während meines Aufenthaltes in Prag viel freundliche Aufmerksamkeit und Unterweisung gewährt haben. Es sind dies der Lehrer für Staatsrecht und Staats- und Rechtsgeschichte Herr von Kremer-Auenrode (auch Herausgeber des von Megibid und Klauhold gegründeten „Staatsarchivs“) und der Lehrer des römischen Rechts Herr Cziglarz. Ich spreche ihnen dafür meinen Dank aus, ohne sie deßhalb irgend wie für alle meine, zum Theil gewiß recht keßerhaften Ansichten mitthaftbar machen zu wollen, vielmehr habe ich die Verantwortung für letztere allein zu tragen.

Kehren wir nun zurück zu Hieronymus und Huß, welche zunächst den Anlaß boten zu dem großen akademischen Exodus vom Mai 1409.

Am 6. Juli stand Huß vor dem Concil, wo auch Kaiser Siegmund saß, umgeben von den Reichsfürsten. Man gönnte in der Schluß-Verhandlung Huß kaum wenige Worte der Bertheidigung. Aber er benutzte sie wenigstens um zu sagen: „Ich bin frei und ungezwungen hier erschienen, im Vertrauen auf das Wort des Kaisers, der mich vor jeder Gewaltthat zu schirmen versprochen; jetzt aber will man mich noch nicht einmal mit meiner Bertheidigung hören.“ Dabei sah er den Kaiser scharf an, der abwechselnd erröthete und erblaßte. Das Ganze war eine elende Komödie. Proceß, Verurtheilung und Vollstreckung, Alles erfolgte an einem Tag und war das Werk weniger Stunden. Auf der Richtstätte hatte man geflissentlich unter dem Scheiterhaufen einen Esel eingescharrt, der dem Cardinal Pancrazio soeben krepirt

war; von der Hitze borst der Boden, und das Raas verbreitete die gewünschten Gerüche. (v. Reichenthal, Costnitzer Concil, S. 206. lit. b.) Das allein ist schon hinreichend bezeichnend für die pfäffische Wirthschaft.

Noch schrecklicher als der Scheiterhaufen bei Costniz war aber das Feuer, das in Folge dessen in Böhmen entbrannte und auch das benachbarte Schlesien, Sachsen und Brandenburg in Mitleidenschaft zog. Unsäglich sind die Grausamkeiten, welche während der Hussitenkriege begangen wurden, und zwar von beiden Seiten. Kaiser Siegmund verbrannte auf seinem Schloß jeden Tschechen, dessen er habhaft wurde, als Rebellen und hussitischen Keger, und zwar Jeden einzeln auf einem Scheiterhaufen, nach Constanzer Uebung. Die Tschechen in der Stadt aber, wo das Holz rar war, nahmen Viertonnen, füllten sie mit Deutschen, theerten das Ganze gehörig und verbrannten sie Alle auf einmal; das war die Prager Praxis, und dazu sang man das „Pax vobiscum“ (Friede sei mit Euch).

Als nun die Hussiten besiegt, getödtet und verjagt, als dagegen die Jesuiten und deren Contrerevolution im Laufe des 17. Jahrhunderts wieder oben aufgekommen waren, da bildete Huß, der in und nach seinem Tode viel gefährlicher war als bei seinem Leben, wo er eigentlich nicht die Kirche als solche und das Bleibende in derselben, sondern vergängliche Mißbräuche bekämpft hatte, einen Gegenstand des Aergernisses und der Verlegenheit. Er war immer noch in Böhmen und in benachbarten Ländern hochgeehrt und gleich einem Heiligen geachtet, überall fand man sein Bild und seine Statue, wie er da stand in seinem Priestergewande, dessen man ihn in Constanz schimpflich entkleidet, die Bibel in der Hand, auf die er sich vergeblich berufen. Was sollte man mit diesem stummen Zeugen anfangen?

Da kamen, so sagt man, die Jesuiten auf den schlauen Gedanken, den Johann Huß in den Johannes Nepomucenus

zu metamorphosiren. Diese Methode ist alt. Schon Gregor der Große schreibt (siehe Jaffé, Regesta Pontif. Roman. Num. 1426) an seine Bischöfe, sie sollten die heidnischen Heiligthümer nicht zerstören, sondern in christliche Kirchen verwandeln, desgleichen die heidnischen Götter in christliche Heilige und die heidnischen Opferschmäuse in fromme Kirchenfeste; so kriege man das Volk am besten herum. (Vgl. auch K. Braun in Faucher's Zeitschrift für Volkswirthschaft und Kulturgeschichte, 1868, XXIII. S. 262 u. ff.)

Die Bildwerke des Huß trugen das „Pfaffenhütchen“ und das Gewand des katholischen Priesters; Jan Pomuk war auch Priester. Die Gesichtszüge des Huß waren tschechisch; Pomuk war auch Tscheche. Huß hatte eine Bibel in der Hand; statt dessen konnte man das Crucifix einfügen. Huß hatte die Ohrenbeichte bekämpft, welche die Jesuiten als Hauptstütze ihrer Macht betrachteten; Jan Pomuk mußte sonach der Repräsentant der Ohrenbeichte, der Märtyrer des Beichtgeheimnisses werden. König Wenzel war der Gönner der Hussiten, Pomuk war das Schlachtopfer Wenzel's. Man mußte also die Mythe des Beichtgeheimnisses von 1393 unter das Volk bringen, den Hußbildern das Crucifix in die Hand geben und sie Johannes Nepomucenus taufen; man mußte endlich die Heiligspredung des frommen Generalvicars erwirken, welche denn auch 1729 wirklich erfolgte; man mußte den Huß von 1415 zwischen den Nepomuk von 1393 und den Nepomuk von 1729 in die Mitte packen, ihn durch diese Gestalt verdunkeln, verdrängen, eklipsiren, kurz den Huß in den Nepomuk auf- und untergehen lassen. Quod erat demonstrandum!

Neuere Kritiker behaupten, dies sei der wirkliche Hergang. Sie berufen sich u. A. auch darauf, daß in denjenigen Ländern, in welchen den Jesuiten nicht eine solche Omnipotenz zugestanden, wie vom 17. Jahrhundert ab in Böhmen, noch die alten Hußbildwerke zu finden seien, welche,

im Uebrigen den Nepomuks ganz gleich, nur statt des Crucifixes noch die ursprüngliche Bibel in der Hand haben; daß auch in Böhmen und anderwärts sich an den Nepomukstatuen selbst nachweisen lasse, daß sie weit älter seien, als der erst vom Ende des 17. Jahrhunderts an datirende Nepomuk-Heiligencultus, und daß diese Statuen ursprünglich statt des später angefügten Kreuzes etwas Anderes in der Hand gehalten haben, daß sie also von Hause aus nicht Nepomuk-, sondern Fußbilder waren.

Auffallend ist es, daß die Nepomukbilder und Standbilder alle bis in die geringsten Kleinigkeiten mit einander übereinstimmen. Andere Heiligenbilder sind zwar auch typisch, wenn auch nicht immer durch die Figur selbst, dann doch durch die Embleme. Man muß darüber die „Ikono-graphie der Heiligen“ von dem seligen General von Radowiz nachlesen. Auch die alten Götter und Heroen sind typisch in dem nämlichen Sinne. Man findet auch unter den römischen Altertümern dieselbe Statue in hundertfachen Wiederholungen; ohne Zweifel hat allen diesen römischen Bervielfältigungen dasselbe Original (wahrscheinlich ein altgriechisches) zu Grunde gelegen.

Allein die Nepomukbilder sind nicht bloß typisch, sie sind conventionell uniform, alle wie in demselben Waffeleisen gebaden. Ob das im Zusammenhang steht mit dem Jesuitenorden, der ja auch sonst die Schablone liebt — alle seine Kirchen diesseits und jenseits des Oceans sind in dem nämlichen Rococo-Tischlerstil mit denselben Zwiebelthürmen aufgeführt — oder mit dem Fuß-Nepomuk-Ultraquismus, ob und in wie weit es mit dieser unitas personarum seine Richtigkeit hat, — alles das wird noch Gegenstand weiterer Forschungen sein, und jedenfalls können wir es hier nicht bis in seine Einzelheiten verfolgen.

Für heute wollen wir nur noch einige Thatsachen constatiren:

Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit sich der Nepomucultus verbreitet hat. Die meisten Nepomukstatuen, welche sich, wie gesagt, unter einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern, findet man in slavischen Ländern, zunächst bei den Tschechen in Böhmen, dann bei den Hanaken und sonstigen Slaven in Mähren, endlich bei den Polen auf österreichischem, russischem und preussischem Boden. Am nächsten kommt in der Verbreitung das übrige österreichische Gebiet, selbst Ungarn nicht ausgenommen; und in dritter Linie kommen dann diejenigen deutschen Gegenden, wo man im 16. Jahrhundert einmal protestantisch war, dann aber die katholische Confession auf dem Wege der Contre-Reformation durch die Jesuiten wieder hergestellt worden ist. So findet man den heiligen Nepomuk sehr häufig auch in Westfalen, sowie am Nieder- und Mittelrhein. In meiner mittelhheinischen Heimath nennt ihn das Volk, welchem der fünf-silbige slavisch-lateinische Namen Ne-po-mu-ce-nus zu lang dünkt und zu fremd klingt, der Kürze halber den „heiligen Pommezénes“ oder den „Zénes“ schlechtweg. Populär ist er aber dort nicht, wenigstens nicht so, wie in slavischen Ländern. Ich habe nie gehört, daß am Rhein ein Kind „Nepomuk“ getauft oder gerufen worden wäre. Nur in der Signatur eines Namens findet man zuweilen neben dem einfachen „Z“ auch das „Z. N.“ als Vorname gezeichnet. Einestheils scheint dort Nepomuk vorzugsweise der Heilige der Priester überhaupt und der Jesuiten insbesondere geblieben zu sein. Andererseits war aber auch sein Platz bereits besetzt, als er am Ende des 17. oder am Anfang des 18. Jahrhunderts dort eintraf. Der Wasserheilige ist dort nämlich von Alters her der heilige Nicolaus. Zu ihm betet der rheinische Schiffer, wenn er und sein Fahrzeug in Noth sind.

In allen ganz- oder auch nur halb-slavischen Ländern aber ist der heilige Nepomuk außerordentlich populär. Man

kann kein fließendes Wasser passiren, ohne ihn daselbst anzutreffen. Es scheint, er ist für die ganze sündhafte Menschheit in das Wasser gefallen, um uns arme Sünder vor diesem harten Geschick zu bewahren. Zuweilen findet man auch zwar den heiligen Nepomuk noch, aber nicht mehr die Brücke, wozu er gehört. Die Brücke ist längst von irgend einer Fluth oder einem Wildwasser (wie es im österreichischen Kanzeleistile heißt) „in Verstoß gerathen und bereits nicht wieder zu Stande gebracht.“ Aber wenn auch die slavische Indolenz erlaubte, die Brücke in Verfall gerathen zu lassen, mit dem Heiligen ist es etwas Anderes; der muß conservirt werden.

Ich würde sagen können, daß Nepomuk unbedingt dominirt in den slavischen Landen zwischen Deutschland und Rußland, wenn er nicht eine gefährliche Concurrrenz hätte, nämlich die heilige Muttergottes von Ezenstochau (Sprich: Etschenstochau, mit kurzem o). In Ezenstochowo, polnisches Gouvernement Kalisch, befindet sich nämlich in der Klosterkirche das berühmte Madonnenbild, welches der Evangelist Lucas gemalt hat, und das sich, natürlich ebenfalls in unzweifelhaftem Original, in noch Hunderten anderer katholischen Kirchen und Klöstern befindet. Lucas war ohne Zweifel ein vortrefflicher Evangelist, aber kein guter Maler; die Figur ist verzeichnet und das Gesicht ist schwarz. Allein das Bild thut Wunder und weiß große und volkreiche Wallfahrten heranzuziehen. Auch ist es, mehrmals geraubt, immer von selbst auf geheimnißvolle Weise wieder in Etschenstochau erschienen. Copien dieser schwarzen Madonna nun findet man überall an und in den Bildstöcken in slavischen und angrenzenden Landen, namentlich auch schon in der Provinz Schlesien. Wie der heilige Nepomuk am Wasser, so haust die heilige Muttergottes von Etschenstochau im Wald an den einsamen Wegen, wo sie den Wanderer tröstet.

Das aber scheint mir gewiß zu sein: wo man im öst-

lichen Deutschland den heiligen Nepomuk oder die heilige Muttergottes von Tschestochau oder Beide zusammen vorfindet, da sind, wenigstens spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, Tschechen, Wenden, Polen oder sonstige Slaven, oder da sind Jesuiten in der Nähe, oder sie sind es wenigstens vor Zeiten gewesen.

Die schwarze Muttergottes hat jedoch ein weit ausgedehnteres Gebiet als der heilige Nepomuk. Sie beschränkt sich nicht auf slavische Lande, sondern hat einen langen Streifen in Mitteleuropa occupirt. Von Maria-Einsiedel in der Schweiz, von Maria-Zell in Steiermark, von Altötting in Bayern reicht sie bis hinab in die ungarische Tiefebene und in die sirmischen Berge der Frusca Gora. Ich habe Gründe zu glauben, daß sie das Ueberbleibsel der Kultur und Religion eines ehemals über dieses weite Gebiet hin angesiedelten großen Volkes ist, — wahrscheinlich keltischer Rasse; daß sie ursprünglich eine heidnische Göttin war, und daß sie das Christenthum mit gewohnter Accomodationsfähigkeit (ich gedachte deren schon oben) in die jungfräuliche Mutter verwandelt hat. Ich will hier dies Thema nicht weiter verfolgen, und beschränke mich auf die Bemerkung, daß die Kulturgeschichte sehr unrecht hat, wenn sie sich um die Mythologie, und namentlich um die christliche Mythologie, so wenig bekümmert. Hier ließen sich eben so neue, als ergiebige Quellen erschürfen. Bemerken will ich zum Schlusse noch, daß auch der alte wendische Gott nicht bloß schwarz von Farbe ist, sondern auch seinen Namen von dieser seiner Farbe entlehnt hat. Er heißt nämlich Tcheronbog (fälschlich oft im Deutschen Tscherne-Bog geschrieben), was wörtlich übersetzt auf Deutsch „Schwarzer Gott“ heißt.

## IV.

Die deutsche Stadt Eger. Volkswirthschaftliche Betrachtungen über Kutscher und Eisenbahnen, sowie über den Kampf des Klein-gewerbes gegen das Capital. Die Burg. Der Heidenthurm. Die Doppelkapelle. Der Rittersaal. Wallenstein's Feinde: Spanier, Italiener, Schotten und Irländer. Teryka, Flow, Rinsky und Neumann. Keszley, Gordon, Buttler und Devereux. Wallenstein, Cromwell, Napoleon I. und Napoleon III. Die Astrologie und das Rauchen. Das Landesmuseum. Eger und das Egerland. Wallenstein'sche Reliquien. Wallenstein'sche Porträts. Der selige „Hofrath“ Schiller.

Im Gegensatz zu Prag, wo zwar in dem Landtag die Deutschen, dafür aber desto mehr die Tschechen in der Gemeindevertretung dominiren, wollen wir nunmehr Eger besuchen, die gute alte deutsche freie Reichsstadt, welche so lange für Deutschland gelebt und gelitten hat und nicht vergessen zu werden verdient.

Wer von Norden (Berlin) nach dem Süden (München) fährt, wer Franzensbad, Karlsbad oder Marienbad besucht, der sollte auch Eger aufsuchen oder auf der Fahrt hier Halt machen (die Fuhrleute nennen es „die Hacke unterstellen“). Für die Tour von Berlin nach Karlsbad, welche im Frühjahr und Herbst außerordentlich stark frequentirt ist, haben es die verehrlichen Eisenbahnverwaltungen in ihrer stets un-ergründlichen Weisheit so eingerichtet, daß man über eine Stunde in dem Bahnhofe Eger Abends liegen bleiben muß und in Karlsbad, den langen Weg von dem Bahnhof, der auf dem linken Ufer der Eger liegt, auf das rechte Ufer und dann an der Tepl hinauf bis in das Innere der Stadt mitgerechnet, erst nach 11 Uhr Nachts ankommt, wo in diesem solidesten aller Bäder bereits jeder Mann und jede Frau schläft. Man thut daher besser, gleich in Eger zu bleiben, sich die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten und

erst am andern Tage „im roßigen Licht“ nach Karlsbad zu fahren, wo man dann, anstatt in einem Hotel, wovon gerade nicht alle zu empfehlen, abzustiegen, sich sofort seine Wohnung nehmen und sich orientiren, am andern Tage aber die Buß-Uebungen beginnen kann, welche uns zur Strafe für unsere Diätfehler auferlegt werden.

Die Sehenswürdigkeiten von Eger gruppiren sich heutzutage alle um einen einzigen Namen — um Waldstein, Herzog von Friedland. Ich behalte mir vor, in einem besonderen Kapitel noch einmal auf diesen merkwürdigen Mann zurückzukommen, dessen Tod allein genügte, um in dem Gedächtnisse der Menschen die Erinnerung an das reiche, mehr als tausendjährige Leben und die interessante Geschichte einer Stadt zu verlöschen, welche schon im Jahre 1061 nach Chr. als die volkreiche und wohlbefestigte Hauptstadt des Egergaaues benannt wird.

Voraus schicken muß ich, daß Eger in seiner jetzigen Verfassung keinen guten Eindruck macht. So schön die Lage und die Umgebung ist, so traurig das Innere der Stadt. Man würde in der That kaum erstaunen, wenn um die nächste Ecke dieser winkeligen, engen, schmutzigen Straßen, in welchen sich mangelhaft bekleidete und noch mangelhafter gewaschene Kinder herumtummeln oder wälzen, ein Wallenstein'scher Landsknecht oder sonst irgend ein Strolch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hervorträte mit der gefüllten Hellebarde, in der menschenfreundlichen Absicht, uns dieselbe in den Leib zu rennen. Eine solche Staffage würde zu dem Ganzen schon passen. Indessen verdient zur Entschuldigung angeführt zu werden, daß die Stadt viel Unglück gehabt, viel durch Belagerungen, Brandschakungen, sonstiges Kriegsunglück, Brände, Epidemien u. s. w. gelitten hat, daß sie gegenwärtig noch leidet unter der Zollgrenze, welche sie beinahe auf drei Seiten umgibt; und daß es daher nicht zu verwundern ist, wenn man die Spuren der

Befestigung, welche die innere Stadt auf einem engen Gebiet in und durch einander drückte, und die der Verwüstungen, deren letzte die Stadt durch die Franzosen erlitten, noch nicht hat vollständig verwiſchen können, und wenn einzelne alte Straßen auch heute den Eindruck machen, als lebten wir noch in den Zeiten jenes unglücklichen Krieges, welcher, angeſtiftet von herrſchſüchtigen Dynaſten und Prieſtern, Deutschland um zwei Jahrhunderte in ſeiner Entwicklung zurückgeworfen hat.

Auf der anderen Seite kann ich zu meiner Freude conſtatiren, daß Eger in neuester Zeit erhebliche Fortſchritte gemacht hat. Zwar klagte der Kutſcher, welcher mich von Eger nach dem Fichtelgebirge fuhr, in beweglichen Worten über den gänzlichen Verfall des edlen Fiacregerwerbes, dem die abſcheulichen Eiſenbahnen den Todesstoß verſetzt hätten. Allein ich nahm mir die Freiheit, ihm das alles nicht zu glauben, weil ich das Gegentheil ſchon gar zu oft erlebt habe. Vor fünfunddreißig Jahren ſtießen in Caſtel, der rechtsrheinischen Vorstadt von Mainz, die Lohnkutſcher dieſelben Schmerzſchreie aus. Ja, im Jahre 1848 benutzten ſie ſogar die politiſche Bewegung, um die Schienen der Eiſenbahn aufzureißen, weil ſie glaubten, durch dieſen „Kampf gegen das Capital“ ihrem „ſo ſchwer geſchädigten Kleingewerbe“ wieder aufhelfen zu können. Der Erfolg war der entgegengeſetzte. Damals fuhr kein Menſch mehr mit ihnen. Jetzt aber hat ſich die Zahl der Fiaces verzehnfacht und alle haben ihr gutes Auskommen, was ſie doch ſchließlich nur dem vielgeſchmähten „Capital“ verdanken. So hat ſich denn auch die wirthſchaftliche Lage von Eger ſehr weſentlich gehoben; ſeitdem hier, um von dem Zwiſchenbähnchen Franzensbad-Tſchirnitz gar nicht zu reden, ſich die ſächſiſche, die bayriſche, die Buſchtiehrader und die Franz-Joſeph-Bahn zuſammenfinden. Namentlich die Peripherie der Stadt, wo man freie Elbogen gewonnen, ſeitdem die Feſtung und Um-

wallung weg ist (auch in Prag arbeitet man an deren Beseitigung, und es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Statistiker, zu berechnen, wie viel die Anlage dieser Festungen gekostet hat und wie viel nun wieder deren Beseitigung kostet, nachdem man sie als überflüssig oder schädlich erkannt hat), — also die Peripherie der Stadt zeigt recht schöne Gebäude und Gärten. Die Stadt zählt drei Vorstädte (Schiff-, Ober- und Bruckthorvorstadt) und eine große Anzahl sogenannter „Einschichten,“ als Bodmers- und Holler-Hof, Siechenhaus, Nonnenhof, Groß- und Klein-Lehustein, Döllitz, Schwarzen-  
teich u. s. w. Die Bevölkerungsziffer zeigt folgende Zunahme: 1831: 9889; 1846: 10,498; 1851: 11,180; 1857: 11,461; 1869: 13,463. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung, so sagt man mir, beinahe 16,000 Seelen. Es läßt sich sonach ein ziemlich rasches Wachstum seit etwa acht Jahren erkennen. Die Stadt hat ein recht reges geistiges Leben, wie denn überhaupt durch die feindseligen Agitationen der Tschechen das deutsche Bewußtsein in den böhmischen Städten merkwürdig geweckt ist, ich kann geradezu sagen: weit mehr, als in dem benachbarten Bayern. Eger hat dormalen einen deutsch-politischen Verein, einen Fortbildungsverein, einen juristischen Verein, einen Lehrerverein, einen Turnverein, einen Sängerbund und einen Männergesangsverein. Alle diese Vereine sind von echt deutscher Gesinnung getragen.

Da im neuesten Bädeler „die Zwei Erzherzöge,“ welche mitten in der Stadt am Ring neben der Post liegen, mit einem Stern nicht versehen sind, so halte ich es für meine Pflicht zu sagen, daß man dort eine gute Küche findet. Bekanntlich sind die böhmischen Köchinnen in ganz Oesterreich sehr geschätzt; namentlich die „Mehlspeis“-Köchin, eine Specialität und ein gesuchter Artikel, wird hier gezogen. Man sollte in der That böhmische Köchinnen nach Berlin importiren, wo sich die Küche in einem, der deutschen Reichs-

hauptstadt geradezu unwürdigen Zustande befindet. Das kommt aber daher, daß man sich da so lange mit Unrecht für die privilegierte „Stadt der Intelligenz“ gehalten; man hat darüber die solide materielle Grundlage etwas über Gebühr vernachlässigt. Ich erlustigte mich in den „Zwei Erzherzögen“ sehr über meinen norddeutschen Reisegefährten. Die österreichische Speisekarte war ihm das reine Sanskrit, und ich mußte ihm zuvor expliciren, daß „Gren“ Meerrettig, daß „Karfiol“ Blumenkohl, daß „Fisolen“ Bohnen, „Ribisel“ Johannisbeeren und „Hetjchen=Petjchen“ Hagebutten sind. Die mangelhaften Sprachkenntnisse hinderten ihn jedoch nicht, tapfer einzuhausen.

Nun aber ist es Zeit, von solchen profanen Dingen zu schweigen und nach Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt, zu sehen. An dem nordwestlichen Ende der Stadt auf einem von der Eger umschlungenen Vorsprung liegt die Burg, welche früher mittelst einer Brücke, von der man noch einige Mauerreste sieht, in Verbindung stand mit einem auf dem linken Ufer gelegenen und ebenfalls stark befestigten Brückenkopf, genannt die Menzelsburg. Die Burg hatte ursprünglich den Beruf, das deutsche Land wider die Slaven zu vertheidigen, welche egeraufwärts gezogen kamen, um das fränkische und bayrische Land zu überfluthen. Seitdem der Egergau aber zur Krone Habsburg gekommen, war hier das Ausfallthor nach Deutschland. Beim Ausbruch des schmalkaldischen Krieges (1546) hatte Kaiser Ferdinand I. hier sein Hauptquartier, von wo aus er das folgende Jahr gen Sachsen hinabzog. Ebenso war hier 1625 das Hauptquartier des kaiserlichen Generals Waldstein. Burg und Stadt wurden 1631 von den Sachsen, 1647 von den Schweden unter Wrangel, 1741 im Erbfolgekrieg von den Franzosen unter dem Maréchal de Saxe genommen. Die Burg brannte im Anfang des Jahrhunderts nieder; die Stadt ist seit 1708 entfestigt und für eine „offene“ erklärt. Sie

hat seitdem, abgesehen von zwei kleinen preußischen Visiten im Jahre 1866, keinen Feind mehr gesehen.

Jetzt besteht die Burg nur noch aus Ruinen; die inneren Höfe, welche dieselben umschließen, sind in Gartenanlagen verwandelt. Nach der Seite der Eger fallen die Mauern und Felswände steil ab. Von der Stadtseite kommend überschreitet man einen Graben mittelst einer festgerosteten und dadurch unbeweglich gewordenen Zugbrücke, die aber noch bei der Wallenstein'schen Katastrophe eine Rolle gespielt hat. Dann steht man vor einem, in schwarzgelbem Zickzack angestrichenen hölzernen Thor mit schöner Steineinfassung, und vor der auf dieser Seite gut conservirten Festungsmauer. Aus dem Innern des Hofraumes ragt über die Einfassungsmauer empor ein aus großen schwarzen Quadern (etwa in Florentiner Rusticamanier behauen, wenn man nicht lieber von „cyklopischem Mauerwerk“ reden soll) errichteter; jetzt vielleicht nur noch 60 Fuß hoher, ehemals aber höherer Thurm. Er ist ohne Zweifel das älteste Bauwerk in Eger. Man nennt ihn den „Heidenthurm“ und behauptet, er sei römischen Ursprungs. Letzteres ist nicht wahr. Dagegen spricht nämlich nicht nur die bauliche Construction des Thurmes, welche durchaus nichts „Classisches“ an sich hat, sondern in finsterner Klugheit mit den ältesten Bauwerken der ersten Carolinger-Zeit wetteifert, sondern auch der Umstand, daß es überhaupt an jeglicher Nachricht von einer Anwesenheit der Römer in dieser Gegend fehlt. Die ersten zuverlässigen historischen Quellen reichen nicht höher hinauf als in die Zeit der Carolinger, in jene Zeit, wo Kaiser Karl der Große im Jahre 805 von der ostfränkischen Mark und dem bayrischen Nordgau aus längs des südlichen Abhanges des Erzgebirges wider die Slaven ausrückte, nachdem er seine von drei verschiedenen Seiten, nämlich von dem Harz, von der Westseite des Fichtelgebirges und von der bei Klattau liegenden alten Stadtseite Taufß (auch Domaglicze oder

Drahtow genannt), heranrückenden Truppen an dem östlichen Abhange des Fichtelgebirges und in dem Kessel des Egergaues, welcher zwischen Fichtelgebirge, Böhmer Wald und Erzgebirge liegt, gesammelt und vereinigt hatte. (Mittheilungen des Vereins der Deutschen in Prag, Jahrgang IV. S. 141.) Der Thurm mag nun entweder von den Wenden oder von den Deutschen errichtet sein; jedenfalls aber stammt er aus jener Zeit, wo die letzteren nach Osten zurückströmten und in Folge dessen mit den immer noch westwärts vordringenden Slaven oder Wenden in bewaffneten Zusammenstoß geriethen. Merkwürdig an dem dunklen cyklopischen Bau ist auch das Material. Es besteht nämlich aus kolossalen schwarzen und dichten Lavablöcken, und der Vulcan a. D., welcher dieselben geliefert, befindet sich ganz in der Nähe. Es ist der, eine gute halbe Stunde nach Südwesten gelegene Lava- und Basaltkegel Kammerbühl, ein so interessanter Berg, daß ihm Goethe, Humboldt und Cuvier ihre besondere Aufmerksamkeit bewiesen und ihn beschrieben haben. An seinem Gipfel, von welchem man eine sehr schöne Aussicht auf das Metternich'sche Königswart (nach Marienbad zu), nach den Karlsbader Bergen, dem Böhmer Wald und dem Fichtelgebirge hat, finden wir u. A. auch jenes poröse und schlackenähnliche Gestein, welches Jedem, der den Wschentegel des Vesuvus bestiegen, in unangenehmer Erinnerung ist; denn es ermüdet die Beine und zersägt uns das Leder der Stiefel. Uebrigens heißt der Thurm gewöhnlich der „schwarze Thurm,“ und diesen Namen verdient er auch redlich. Der Titel „Heidenthurm“ aber ist insofern auch kein unverdienter, als ja das Volk bekanntlich unter „Heiden“ nicht gerade die Römer, sondern überhaupt die Leute der ganz alten Zeiten versteht, namentlich alle Nicht-Christen. Im nordwestlichen Deutschland z. B. ist „Heiden“ der speciifische Ausdruck für Zigeuner.

Im Innern der Burg kommt nächst dem Thurm

die Doppelkapelle zumeist in Betracht. Sie ist antiquarisch und historisch vom höchsten Interesse. Zwei Kapellen, eine unterirdische und eine oberirdische, jene romanisch, diese gothisch, stehen auf einander. Diese ist dem heiligen Martin und jene dem heiligen Erhard geweiht. Die erstere stammt in ihren Grundformen aus dem 10. Jahrhundert; nur die gothische Ueberwölbung ist späteren Ursprungs. Die untere Kapelle mit ihren vier dicken Granitsäulen, wovon zwei rund und zwei viereckig, mit schwerfälligen Kapitälern von der Grundform eines umgestürzten Helmes, jedes verschieden in den Verzierungen an der Basis, und mit ihren schweren und doch hochgeschwungenen Rundbögen, hat etwas außerordentlich Imponirendes. Aus ihr steigt man mittelst einer zierlichen steinernen Treppe in die obere Kapelle, welche durch eine achteckige Oeffnung der unteren das Licht gibt und ebenfalls auf vier Säulen ruht, zwei rund und zwei achteckig, alle vier von leichtem, schlank aufschießendem Wuchse, die zusammen ein Kreuzgewölbe mit Spitzbogen tragen; die Altarnische wird getragen von einer monolithen farbigen Marmorsäule, deren zierlicher Schaft in einem eigenthümlichen Zickzack cannelirt ist, wie ich es noch nie gesehen habe. Jede Säule hat ein verschiedenes Kapitäl; eines der vier ist mit obscönen Figuren ausgestattet, welche ein eigenthümliches Licht auf jene Zeit werfen und auf ihre Ansicht über die Heiligkeit eines solchen Ortes. Die Kapelle war ehemals durch einen gewölbten Gang mit dem Hauptgebäude verbunden.

Die Wohnräume der Burg zeigen, auch in ihren jetzigen Ruinen, noch eine große Ausdehnung und einen gewissen architektonischen Luxus. Zunächst an der Kapelle befindet sich in dem, gegenwärtig natürlich dachlos emporragenden Obergeschosse der sogenannte „Rittersaal“ mit mehreren sich nach dem Egertal öffnenden prachtvollen Fenstern, wovon jedes durch vier schlanke steinerne Säulchen

in fünf rundbogige Abtheilungen getheilt ist, was dem Ganzen heute noch den Charakter geschmackvoller Zierlichkeit gibt. In dieser Saale mit den schön gerundeten Fensteröffnungen, welche die Aussicht auf eine prachtvolle Landschaft gewähren, begann die „Exekution“ gegen Waldstein und die Seinen. Kaiser Ferdinand hat stets geleugnet, mit voller Wissenschaft und Kunde zu einem solchen Blutbade Befehl gegeben zu haben, allein die Jesuiten hatten es ihm bequem gemacht; der Befehl, den sie von dem durch Angst und Gewissensscrupel gepeinigten Monarchen unterzeichnen ließen, ging weit genug, um Alles zu gestatten, und war dabei doch dunkel genug, um eventuell Alles ableugnen zu können. Der spanische Gesandte Dñate sagt, es habe sich darum gehandelt, auf einem oder dem anderen Wege Waldstein außer Stand zu setzen, Schaden zu stiften (in ponendo lo, por un camino o por un otro, en estado que non puede hazer mal), wobei natürlich auch der Tod mit inbegriffen war. Wahrscheinlich erinnerte sich der edele Sennor Dñate an das schöne spanische Sprichwort, das auch Sancho Panza im Mund führt: „Muerto el perro, muerta la rabia!“ was auf Deutsch etwa so viel bedeutet, als: „Tote Hunde beißen nicht mehr.“ Als der Mord vollzogen war, rief derselbe Dñate mit spanisch-pathetischer Grandeza (sprich Grandéja, nicht Grandezza): „Eine große Gnade das, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat.“ In der That war dieser Spanier in Gemeinschaft mit einigen Italienern Anstifter; und Schotten und Irländer waren die Werkzeuge. Keine deutsche Hand hat sich mit diesem Blute besudelt. Es handelte sich um die Frage: deutsche Politik oder spanisch-habsburgische? Waldstein wollte die erstere: er wollte den Frieden und die kaiserliche Autorität in Deutschland wiederherstellen auf Grund der Gleichberechtigung der Confassionen. Ferdinand dagegen wollte die spanisch-jesuitische Welt Herrschaft und die absolute Unterdrückung der Ketzerei. Wallen-

stein wollte dem Kaiser seine Politik aufdringen, und war für den Fall, daß dies mißlingen sollte, in eventuelle Verhandlungen mit dem Feinde getreten. Insofern war er ein Rebell. Er scheiterte, weil er sich zu blind auf seine Armee verließ, welche allerdings mehr friedländisch als kaiserlich war, und auf seine Officiere, namentlich auf den Obersten Walter Butler, obgleich derselbe ein Irländer war und unter dem Einflusse seines Beichtvaters Patrik Laaffe stand, und auf die Schotten, den Oberflieutenant Gordon und den Oberstwachmeister Lepsey, welche Beide Butler dazu überredeten, Waldstein zu tödten. Der Erstere, Butler, begleitete Wallenstein mit einem Dragonerregiment; die beiden Letzteren hatten das Kommando in Eger, und zwar Gordon in der Burg. Ihre Soldaten waren auch Irländer. England stellte damals noch dem Festlande die Söldlinge, und zwar meistens Irland den katholischen und Schottland den protestantischen Fürsten. Dies geschah jedoch auf dem Wege der Werbung, während in dem folgenden Jahrhundert die deutschen Landesväter ihre Unterthanen als Kanonenfutter an die Engländer verkauften.

Terzka (Schiller sagt Terzki) meinte von den Schotten und den Irländern: „Die Herren sind Fremde im Reich, was fragen sie nach dem Kaiser?“ Er sollte seinen Irrthum mit dem Leben bezahlen.

Wallenstein war am 24. Februar Abends nach Eger gekommen; er wohnte damals, es war um Fastnacht, in einem nach damaligen Begriffen höchst stattlichen Patricierhause am Ring (Marktplatz). Es ist, wie man in Oesterreich sagt, ein „durchgehendes und viereckiges“ Haus, d. h. es hat in der Mitte einen größeren oblongen freien Hofraum und zwei Ausgänge, einen vorn nach dem Ring und den anderen hinten nach einer kleinen Straße, durch welche man unbeachtet nach der Burg gelangen kann.

Adam Erdmann Terzka, ein persönlicher Gegner

des Kaisers, der fünf Kürassierregimenter, ein Dragonerregiment und zwei Regimenter Infanterie kommandirte, und Feldmarschall Slow (Schiller schreibt unrichtig Sllö) ein treuer Arbeiter Wallenstein's, sagten sich bei Gordon in der Burg zu einem der damals üblichen Carnevalschmäuse für den Abend an. Gordon lud noch dazu den Führer der böhmischen Emigranten Wilhelm Kinsky und den Rittmeister Neumann, einen feinen politisch-militärischen Kopf, der gleichsam als Cabinetssecretär des Herzogs von Friedland fungirte und in jener Zeit seine geheimen Correspondenzen besorgte.

Gordon beschloß, zuerst diese seine Gäste zu ermorden, und dann den Friedländer. Butler bot dazu seine Irländer an. Seine Dragoner besetzten die entscheidenden Punkte der Burg und der Stadt. Leßley ließ die Zugbrücke der Burg aufziehen. Ein Butler'scher Wachtmeister stand bereit zu dem blutigen Werke mit sechs handfesten Irländern, welche man dazu auserwählt hatte. Die Dienerschaft war fortgeschickt. Die Herren zechten lustig in jenem Rittersaal, dessen Ruinen ich oben beschrieben. Die großen Rundbogenfenster warfen ihre farbigen Lichter hinunter in das Thal, die Pokale klangen und man hörte Toaste auf den Friedländer, „der kein Pfaffenknecht und kein Handlanger des spanischen Infanten sein, sondern Selbstherr werden wolle.“ Da brach Leßley, welcher bisher gleich Gordon und Butler lustig mit getoastet hatte, einen Streit vom Zaun und gab damit das Zeichen für den Wachtmeister, der mit seinen sechs Banditen hereintrat, während die Ausgänge von anderen Irländern besetzt wurden. Der Wachtmeister schrie „Viva Ferdinando!“ Leßley, Gordon und Butler antworteten mit demselben Ruf. Die vier Gäste suchten vergeblich nach ihren Degen. Vergeblich forderte Slow den Gordon zum ehrlichen Zweikampf. In wenigen Minuten waren die vier wehrlosen Männer von den sechs Irländern mit ihren langen Messern

abgeschlachtet. Vesley benachrichtigte die Soldaten draußen von dem Hergang. Sie schwuren dem Kaiser. Burg und Stadt waren also nun in der Gewalt des Irländers Butler und seiner Mordgesellen. Nichts konnte sie hindern, Wallenstein einfach zu verhaften. Man hielt noch einmal Berathung, aber man beschloß, ihn zu ermorden. Butler hatte den Ring und den vorderen Ausgang des Hauses mit seinen Dragonern besetzt. Der Hauptmann Devereux, ebenfalls Irländer, mit einem Trupp irischer Soldaten, schlich durch die engen Gassen der alten Stadt von der Burg nach dem hinteren Eingang. Sie stiegen leise die Wendeltreppe hinauf, welche direkt nach Wallenstein's Schlafzimmer führte. Der Herzog hatte ein Bad genommen und war, nachdem ihm sein Mundschenk den Schlaftrunk gereicht hatte, eben zu Bette gegangen. Vor der Schlafzimmertür stieß der abgehende Mundschenk auf Devereux. Er wurde niedergestoßen. Wallenstein hörte dies; er sprang im Hemd aus dem Bette, um nach der Wache im inneren Hofe zu rufen. Da stürzte Devereux herein und bohrte ihm mit den Scheltworten „Schelm und Verräther!“ die Hellebarde durch die Brust. Wallenstein hat nichts mehr gesprochen und nur die entblößte Brust der tödlichen Waffe entgegengeboten. Devereux ließ die Leiche in die rothe Bettdecke wickeln, sie durch den hinteren Ausgang und durch die enge Gasse nach der Burg tragen und sie dort zu den vier übrigen Leichen in den blutigen Ritteraal legen. Dies ist der authentische Hergang, wie ihn die Herren Mörder selber erzählten.

Früher sagte man: „Wallenstein fiel nicht, weil er rebellirte, sondern er rebellirte, weil er bei Hofe fiel.“ Die Wahrheit ist, daß seine Neigung, im Interesse Deutschlands Frieden zu schließen, ihn in Widerspruch mit der bestehenden Gewalt brachte. Er war ein Soldatenheld, wie Cromwell und Napoleon. Nur hatte die Gewalt, gegen welche sich Wallenstein auflehnte, festere und zähere Wurzeln, als die,

welche von Cromwell, und die, welche von Napoleon I. gestürzt ward. Gleich Napoleon I. im Jahre 1815 hatte er zu fest auf die Dankbarkeit der Officiere gerechnet, welche er aus dem Nichts zu hohen Ehren und Reichthümern erhob. Gleich Napoleon III. war er zuweilen ein Träumer. Er glaubte, gerade wie auch Napoleon III., obgleich sonst nicht sehr gläubig, mit blinder Hingabe an seinen „Stern“ oder vielmehr an seine durch die Gestirne bestimmte „Nativität.“ Dies ist historisch. Ein französischer Schriftsteller sagt, Wallenstein sei durch die Astrologie, und Napoleon III. sei durch das Cigarrenrauchen zu dufelig geworden und in Folge dessen hätten sie Zukunftspläne geschmiedet, anstatt zu beachten, was in ihrer unmittelbaren Nähe vorging, sie seien über Strohhalme gestolpert, während sie in die Ferne gesehen.

Für Deutschland hatte, wie Leopold von Ranke richtig hervorhebt („Wallenstein,“ p. 313), der Tod Wallensteins die verhängnißvollsten Folgen. Der Krieg mit Frankreich, den Wallenstein, der die Kräfte der Staaten erwog, vermeiden wollte, kam zu vollem Ausbruch. Er hat ein Vierteljahrhundert gewährt und sich anfangs glücklich angelassen, schließlich aber doch zu dem Ergebnis geführt, daß die Entscheidung in allen europäischen Angelegenheiten an Frankreich gelangte. In Deutschland traten nun erst recht jene Kriegsjahre ein, welche eine allgemeine Verwüstung herbeigeführt haben; zuletzt hat denn die Uebermacht der Fremden und in Bezug auf die Verfassung des Reiches nicht der kaiserliche, selbst nicht einmal der Wallensteinische, sondern mehr der Gedanke Gustav Adolfs den Platz behalten; die Auflösung des Reiches bahnte sich an.

Die Lage des Hauses in Eger, worin Waldstein ermordet wurde, habe ich schon oben beschrieben. Es gehörte, wie gesagt, damals einer Patricierfamilie Egers. Jetzt gehört es der Stadt. Gegenwärtig befindet sich die Bürger-

meisterei darinnen, gleicher Erde eine Polizeiwache und oben in den Wallenstein-Zimmern ein Landesmuseum für die Stadt Eger und des Egergaues. Das Museum ist nicht ohne Interesse, da die Stadt eine alte und glorreiche Geschichte hinter sich hat und das Land in ethnologischer und naturhistorischer Beziehung Bemerkenswerthes bietet. Ich will daher der Sammlung und ihren ohne Zweifel sehr verdienstvollen Urhebern nicht entgegentreten; allein als wahrhaftiger Chronist muß ich doch sagen, daß ich bei diesen Antiquitäten, Raritäten und Curiositäten, die auf einander gehäuft sind in den engen Gemächern, welche vormalß der Schauplatz einer weltgeschichtlichen Katastrophe waren, eine leidige Reminiscenz an den seligen Lord Palmerston nicht loswerden konnte. Dieser sagte nämlich im Parlamente eines Tages, oder vielmehr eines Nachts, als die Frage der Desinfection der Themse und der Canalisation von London debattirt wurde: „Ueberhaupt, was ist Schmutz? Es ist nur ein relativer Begriff, nämlich es bedeutet: eine an sich nützliche Sache an einem unrichtigen Orte.“ Ich will dies nicht wörtlich anwenden auf das Eger-Museum in den Wallenstein-Zimmern, sondern nur sagen: die Zimmer würden ohne ein solches Museum, in ihrem ursprünglichen Zustande, einen tieferen Eindruck machen; und um das Museum ordentlich zu würdigen, fehlt dem Touristen oder sonstigen Fremdling hier in der Regel die Ruhe, die Sammlung und Muße. Denjenigen aber, welcher einige Zeit übrig hat, mache ich aufmerksam auf eine handschriftliche Chronik von Eger in einer Reihe großer Folianten, welche hier verwahrt wird. Ihr Verfasser ist Vincenz Pröckl aus dem benachbarten Hardenberg, geb. 1804. Die Chronik ist besonders werthvoll durch mehr als 800 Bilder und Pläne, Copien von alten Abbildungen, Karten, Situationsplänen, Bau- und sonstigen Kunstwerken, welche der Verfasser nach den an ver-

schiedenen Orten zerstreuten, zum Theil auch bereits untergegangenen Originalen mit Sorgfalt gezeichnet hat, und die kulturhistorisch einen großen Werth haben. Es ist zwar 1845 zu Eger unter dem Titel „Eger und das Egerland“ ein Auszug (in 2 Bänden) aus dieser Chronik erschienen, allein er vermag das Original nicht zu ersetzen, namentlich nicht die Abbildungen.

Die Wallensteiniana, welche das Museum aufweist, sind ohne Werth. Dazu gehört vor Allem die Partisane, mit welcher der Irländer Devereux den Herzog erstochen. Ich würde sie auch dann nicht für echt halten, wenn des Friedländers Herzblut noch daran klebte. Oder vielmehr dann erst recht nicht. Dann kommen zwei Delbilder, von welchen das eine die „Execution“ von „Feldmarschall Alo, Graf Terczsky, Baron Kintzky“ durch die Executoren „Büttler, Gordon, Lesle und Geraldin,“ das andere die Execution des gewesenen Generalissimus von Friedlandt“ durch „Herrn Hauptmann Walter de Ebroy“ (soll Devereux heißen, man sieht, die Namen sind fast alle falsch geschrieben oder sonst wie entstellt) darstellt. Sie sind beide offenbar erst lange nach 1634 gemalt von einem Austreicher, welcher weder den Hergang genau kannte, noch zu malen verstand, wahrscheinlich auch nur den Lohn für seine schwarze gelbe „Executanten“-Besinnung einziehen und im Uebrigen anonym bleiben wollte. Letzteres verräth einige Klugheit. Endlich das Porträt Wallenstein's ist durch nichts beglaubigt und kann unmöglich ähnlich sein. Denn es stimmt durchaus nicht überein mit den zeitgenössischen, als echt beglaubigten Bildern. Unter letzteren nenne ich vor Allem ein vortrefflich gemaltes Bild, welches aufbewahrt wird in Burg in dem großen Rittersaal. Burg ist ein in der Nähe der preußischen Stadt Ziegenbrück im Saalwald an der oberen Saale, auf einer schönen und waldreichen Halbinsel, welche hier dieser Fluß beschneidet, hoch oben gelegenes Schloß des

Fürsten Keuß (ältere Linie). Das Schloß wird vielfach besucht von den Gurgästen des Bades Lobenstein. Dieses Bild hat Wallenstein selbst dem damaligen Grafen Keuß, dem Vorgänger und Ahnen des jetzigen Fürsten Heinrich dedicirt. Das eigenhändige Schreiben des Friedländers wird ebenfalls in Burg aufbewahrt und vorgezeigt. Ein zweites Bild, ohne Zweifel ebenfalls echt, hängt in dem Souterrain des Palazzo Wallenstein in Prag, in jenem bereits erwähnten Raum, worin u. A. auch das ausgestopfte Schlachtroß des Friedländers nebst Rüstung (das Pferd ist auffallend klein und sehr zierlich geknöchelt) steht. Beide Bilder zeigen uns einen Mann von mittlerer Größe, hartem und klugem Gesichtsausdruck, außerordentlich lebhaften lauernden dunklen Augen, hoher breiter und stark gewölbter Stirn, dunkelbraunen, röthlich schimmernden Haaren und desgleichen Vollbart, Alles sehr kurz geschnitten. Sie stimmen beide im Wesentlichen auch überein mit dem bekannten Stiche in der alten illustrierten Ausgabe von Adolphus Brachelius „Historiae nostri temporis“ (Amsterdam, 1550). Das Bild in dem Stadthaus zu Eger stellt dagegen einen etwas aufgetrahten großen, schwarzen und dicken böhmischen Hausknecht dar, wie sie in Prag duzendweise herumlaufen. Das „Stadthaus,“ wo sich das Museum befindet („Entrée 20 Kreuzer“ würde Bädeler hinzufügen), ist übrigens nicht zu verwechseln mit dem „Rathhaus,“ einem ganz neuen und recht geschmackvollen Bau an dem Marktplatz.

Damit glaube ich die „Sehenswürdigkeiten“ von Eger erschöpft zu haben. Fügen wir nur noch hinzu, daß sich an irgend einem Hause in Eger die Inschrift befindet, hier habe der „Hofrath“ Schiller gewohnt, als er die Vorstudien zu seinem „Wallenstein“ gemacht habe. Die Inschrift ist neueren Datums, und es ist wirklich nicht schön, einem so großen und längst verstorbenen Dichter den „Hofrath“ so lange nachzutragen. Man merkt übrigens in

„Wallenstein's Tod“ von lokalem Colorit viel weniger, als z. B. im „Wilhelm Tell,“ obgleich Schiller wohl in Eger, aber niemals in der Schweiz gewesen ist, sondern dieselbe nur aus den Schilderungen Goethe's gekannt hat.

---

V.

Wie mir die tschechischen Edeln ihre Huldigungen darbringen. Eine romantische Frau. Ein Lehrer der Jugend. Ein anonymes Buchhändler. Ein Seemann „vom Berufe“, e tutti quanti.

Ich gedachte, den obigen vier Kapiteln noch vier weitere hinzuzufügen. Allein auch hier hat sich die Wahrheit des englischen Sprichwortes bewährt, wonach der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen gepflastert ist („the road to hell is paved with good intentions“). Meine Reise in den Orient kam dazwischen und erfüllte mich so mit neuen Eindrücken, daß die böhmischen Bilder erblaßten. Da aber die letzteren in gewissem Sinne Vorstudien zu meiner „türkischen Reise“ enthalten, so hoffe ich auf die Entschuldigung des geneigten Lesers rechnen zu dürfen, wenn ich dieselben dennoch diesem Buche einverleibe. Ich muß mir für eine spätere günstige Zeit, in welcher ich weniger mit Parlamentarismus und Podagra geplagt bin als gegenwärtig, vorbehalten, die Fragmente zu vervollständigen. Im Augenblicke beschränke ich mich darauf, eine Pflicht zu erfüllen, welche mir die Dankbarkeit aufliegt. Meine harmlosen Aufzeichnungen haben in Böhmen bei dem tschechischen Publikum eine Aufmerksamkeit gefunden, an die mein bescheidenes Herz auch nicht im Traume gedacht hat. Ich kann diese Aufmerksamkeiten unmöglich ohne alle und jede Erwiderung lassen.

Die obige „böhmische Woche“ ist in Westermann's

Monatsheften erschienen, einer Zeitschrift, zu deren ältesten und fleißigsten Mitarbeitern ich gehöre. Von dem Augenblick des Erscheinens der betreffenden Hefte an fand sich eine Anzahl tschechischer Patrioten und Patriotinnen veranlaßt, nicht nur mich, sondern auch Herrn Georg Westermann in Braunschweig, den verdienstvollen Herausgeber der Monatshefte, mit außerordentlich interessanten Correspondenzen förmlich zu überschwemmen. Ein Theil derselben ist mit einem solchen Mangel an Kenntniß der deutschen Sprache und mit einem solchen Ueberfluß an Ausdrücken, welche bei uns Deutschen weder in der guten Gesellschaft noch in der Literatur recipirt sind, behaftet, daß es unthunlich erscheint, dieselben zu publiciren. Aus diesem Grunde muß ich leider diese Kraftäußerungen tschechischen Geistes dem deutschen Publikum vorenthalten. Ich gedenke jedoch dasselbe dadurch zu entschädigen, daß ich hier die Huldigungen mittheile, welche mir Seitens der höheren Stände der tschechischen Nation zu Theil geworden sind. Denn auch diese sind immer außerordentlich charakteristisch.

Dieselben sind mit einigen, Allen gemeinsamen Eigenthümlichkeiten behaftet, welche verrathen, daß sie ein und derselben Familie angehören. Sie machen alle nicht einmal den entferntesten Versuch, auch nur die kleinste der von mir aufgestellten Behauptungen zu widerlegen. Sie behaupten nur, ich verlege ihre Gefühle, und deßhalb gießen sie die Schalen des Zornes und des Hasses über mein Haupt aus, ohne zu bedenken, daß dies auch meine Gefühle verlegt, daß ich durchaus nicht verpflichtet bin, identisch mit ihnen zu fühlen, und daß es ein Zeichen von engherzigem Fanatismus ist, einen Menschen schon deßhalb zu hassen, weil er anderer Meinung ist. Wenn aber dies ein Fehler des Herzens ist, so ist es dagegen eine Schwäche des Verstandes und eine Sünde wider den guten Geschmack, wenn man glaubt, Gründe durch Grobheiten ersetzen zu

fönnen. Dann aber kommt zweitens noch ein Umstand hinzu, der auch die Wahrheitsliebe der verehrten Damen und Herren in ein bedenkliches Licht setzt. Sie bedrohen nämlich Alle den Verleger mit dem Verluste seiner „böhmischen,“ d. i. tschechischen, Abonnenten. Namentlich geschieht dies auch Seitens einer tschechischen Dame, von welcher die Prager „Politik“\*) versichert, daß ihr „ein ideales und romantisches Element beigemischt sei,“ daß „ihr Einfluß die Hestigkeit der Männer mildert, ihre Sitten veredelt und ihre Grausamkeit vermindert“ (was lebhaft an das Ovidische „emollit mores nec sinit esse feros“ erinnert), daß „sie sich bei ihrem schweren Berufe („ad procreandos et educandos liberos,“ sagt der Pandektist), die Empfänglichkeit für das Schöne und Ideale, für Hohes und Edles bewahrt hat,“ und daß sie „von jedweder Schläge des Egoismus frei mit dem Großen und Ganzen zu fühlen versteht.“ Ich muß gestehen erstens, daß es mir ein wenig unbegreiflich ist, wie eine so edle und hohe, schöne romantische Dame auf keinen anderen Einfall kam, als den, einen deutschen Verleger mit dem Verluste tschechischer Abonnenten zu bedrohen, und zweitens, daß ich in Betreff der tschechischen Abonnenten einige Zweifel hege, welchen ich mir erlaube, hier mit derjenigen Bescheidenheit Ausdruck zu geben, welche einer romantischen Dame gegenüber doppelt geboten erscheint.

Nicht nur die fragliche Dame, sondern auch die Verfasser der übrigen, theils an Herrn Westermann, theils direct an mich gerichteten Briefe und Correspondenzkarten versichern alle einstimmig, daß ich („ein sicherer Karl Braun“ lautet der ihnen geläufige Ausdruck) ihnen eine völlig unbekannte Person sei. So sehr ich von der Wahrheit dieser Bezeichnung, welche ich übrigens der romantischen Dame und Gen. aufrichtigen Herzens zurückgeben könnte, „in meines

\*) Nummer 48 vom 18. Februar 1876.

Nichts durchbohrendem Gefühle“ überzeugt bin, so wenig vermag ich dieselbe mit der Behauptung, daß die genannten Damen und Herren bisher getreue Abonnenten und Leser der Monatshefte gewesen, in Einklang zu bringen. Denn da die Monatshefte seit zehn Jahren alljährlich in drei bis vier ihrer Hefte Beiträge von mir enthielten, so muß man von einem Leser derselben voraussetzen, daß ihm der „sichere Karl Braun“ seit Jahren bekannt sei. Aus dem Gegentheil ergibt sich, daß die betreffenden Herrn und Damen die Unwahrheit sagen, wenn sie behaupten, sie seien bisher Abonnenten und Leser der Monatshefte gewesen, und daß ihre Drohung, das Abonnement kündigen zu wollen, das ist, was Barnum „innocent humbug“ nennt. Der große Mann theilt bekanntlich den Humbug, dessen Erfinder und Prophet er war, ein in gefährlichen und in unschuldigen, oder, wie seine technischen Ausdrücke (verba solemnia) lauten, in „humbugeous humbug“ und in „innocent humbug;“ und ich will, um der romantischen Dame einen Beweis meiner Verehrung ihres Geschlechtes zu geben, ohne weiteres annehmen, daß ihre Drohung nur ein unschuldiger und ungefährlicher Humbug sei.

Die Dame, welche „Karoline B. Bilek, Tschechin, Abonnentin“ zeichnet und, wie die „Politik“ versichert, eine „Dame vom Lande“ ist und daneben auch noch „in der Einsamkeit des Landlebens“ haust, richtete also am 6. Januar 1876 einen langen Brief an den Herausgeber der Monatshefte, welcher Brief sich ausschließlich mit einem „sicheren Braun“ beschäftigt. Der Herausgeber hatte die Güte, mir denselben mitzutheilen, und noch ehe ich Zeit fand, denselben mit geziemender Höflichkeit zu beantworten, erhielt ich auch schon von einem unbekanntem Wohlthäter in Prag die Nummer der „Politik“ zugesandt, worin das Schreiben gedruckt steht. Die „Politik“ schickte demselben eine Dubretüre voraus, betitelt „Eine böhmische (lies: tschechische) Frau,“ worin

der Frau Karoline B. Vilek nicht allein die oben bereits erwähnten Zeugnisse ertheilt werden, sondern auch weiter sich noch die Versicherung findet, daß „ein sicherer Karl Braun in Westermann's Monatsheften eine Reihe von Pamphleten gegen Böhmen und das böhmische (lies: tschechische) Volk veröffentlicht habe, deren Lectüre jeden Böhmen (lies: Tschechen) mit Entrüstung erfüllen werde.“

Die „Politik“ versichert weiter, daß sie der genannten „böhmischen (lies: tschechischen) Frau“ auf ihren literarischen Streifzügen dieser Tage begegnet sei und selbstverständlich bei ihr um die Erlaubniß des Abdrucks ihres Briefes angefragt habe,“ darauf habe die böhmische (lies: tschechische) Frau ihre Zustimmung mit der Bemerkung ertheilt, „daß der Brief bei ihren Landsmänninnen ähnliche Gefühle wecken möge, wie sie ihre Feder geleitet,“ welchem Wunsche sich die Politik anschließt, indem sie nochmals auf das feierlichste bezeugt, daß „der Brief so viel patriotische Gesinnung, so viel Takt, Feingefühl und Bildung athme, daß sie, die „Politik,“ darauf stolz sein könne, die Verfasserin eine Böhmin (lies: Tschechin) zu nennen.

Ich hoffe hiedurch bei dem Leser die nöthige Spannung hervorgebracht zu haben und lasse nun den Brief folgen. Er lautet:

„Das Octoberheft von 1874 enthält unter der Aufschrift „Karlsbader Kulturstudien“ — eine so unwürdige Schilderung Kaiser Karls IV., unseres Königs, daß dies jeden Böhmen mit Widerwillen erfüllen muß, er nennt ihn z. B. einen pffiffigen Duckmäuser, zeihet ihn des Diebstahls am Reiche zu Gunsten Böhmens, macht es ihm sogar zum Vorwurf: daß er in Prag residirte und für die Bildung des Volkes sorgte, dessen angestammter Herrscher er war; die Geschichte ist der alleinige competente Richter der Könige, ich habe noch nie gefunden, daß sie Karl IV. so in den Staub zog, wie dies Herrn Karl Braun beliebt, ich glaube

vielmehr, die Herrſchertugenden, die man ihm nicht abſprechen kann, — verdienen die achtende Anerkennung der Nachwelt; an Frankreichs Hofe (fern von ſeinem uncivilisirten Volke) erzogen, ward er doch dem heimischen Boden nicht entfremdet, ſondern bewahrte dem Volke, zu deſſen Herrſcher er berufen war, ſeine ſorgende Liebe, die geſammelten Erfahrungen verwendete er für deſſen geiſtiges und materielles Wohl; hätte er das nicht gethan und ſich nur des Reiches Händeln gewidmet, dann hätte man von ihm ſagen können: „Wer ſein eigenes Haus nicht wohl beſtellt, kann außerhalb deſſelben wenig Gutes wirken“ — und konnte er wohl für Deutſchland ſo unumſchränkt wirken wie für Böhmen? ſtanden ihm nicht oft hindernde Umſtände entgegen? genug — Karl IV. kann von dem verdienten Piedeſtal nicht herabgezogen werden, am wenigſten — durch die trivialen Bezeichnungen des Herrn Karl Braun, der — Kulturſtudien macht. — —

„Im Vorbeigehen bemerke ich noch: daß der Ausdruck Vary — nicht warm bedeutet, wie Herr K. Braun fäliſchlich angibt, ſondern ſich auf das Kochen des Sprudels bezieht, weßhalb Karlsbad böhmisch Karlovary heißt, mit, oder ohne Erlaubniß des Herrn K. Braun, der ſich ſoviel Mühe gibt, darzuthun: daß Karl IV. weder der Entdecker, noch der Gründer von Karlsbad war, welches übrigens nicht genirt, daß dieſe böhmischen Heilquellen den Kindern aller Nationen, welche es riskiren, mit den uncivilisirten Böhmen in Berührung zu gerathen — wohlthätig und heilſam werden. — Nun zu dem Jännerheft für 1876 und zwar: „Eine böhmische Woche.“ Unter dieſer Aufſchrift bringt Herr K. Braun Schilderungen über Prag, deſſen Einrichtungen und Eigenthümlichkeiten, über das böhmische Volk, ſeine politiſchen Zuſtände mit einem Seitenblick auf ſeine Führer — Alles in einem ſo ſpöttiſchen Tone und ſo herabſetzender Weiſe, daß es jedes patriotiſche Gefühl verwunden

muß, und bei uns haben auch die Frauen zuviel patriotisches Gefühl, um solche Ergüsse einer offenbar einseitigen Beurtheilung schweigend hinzunehmen; — Jedes Volk der Erde birgt auch Elemente in sich, welche ihm nicht zur Ehre gereichen, kann man aber für Thorheiten, Fehler, Mißgriffe, Laster Einzelner die Gesammtheit verantwortlich machen? oder darum einem Volke die Fähigkeit absprechen, große, edle, weise Männer und Frauen hervorzubringen? wie ungerecht und thöricht wäre es z. B., wenn man den Franzosen, Italienern, Deutschen, deren Geschichte auch Viele aufweist, auf welche diese Völker nur trauernd oder erröthend zurückblicken müssen, — absprechen wollte: wie viele erhabene Charaktere und große Geister aus ihrer Mitte hervorgegangen sind, oder soll es wohl das eigene Volk erheben (Herr R. Braun ist Rheinländer, also Deutscher), wenn man das böhmische Volk herabsetzt? ein so trauriges, geistiges Armuthszeugniß wird sich Herr R. Braun doch nicht ausstellen wollen. — Die Lehre, die ich in dieser Beziehung stets meinen Kindern gebe, lautet: „Nur durch hervorragende Eigenschaften des Geistes und Charakters werdet Ihr Vorurtheile entwaffnen und über Euere Gegner siegen.“ — Bewährte Männer unseres Volkes, wie z. B. Palachy und Kieger, berührt Herr R. Braun in einer Weise, als handle es sich um die alltäglichsten Persönlichkeiten von der Welt, — wenn man sich an die Koryphäen eines fremden Volkes mit Geringschätzung wagt, beweist man noch nicht, daß man fähig ist, selbst eine Koryphäe des eigenen Volkes zu werden; — der Historiograph des Königreiches Böhmen, der hochgeschätzte greise Gelehrte, den die Intelligenz von ganz Europa anerkennt, steht übrigens viel zu hoch und hat Besseres zu thun, um solche Angriffe nur eines Wortes zu würdigen, ebenso steht die Consequenz und Ehrenhaftigkeit eines Charakters wie Kieger über der Beurtheilung eines Herrn R. Braun; daß von jedem Egoismus freie patriotische Wirken Weider wird

seinen Platz in der Geschichte finden. — Bei Beschreibung der Bauwerke Prags erwähnt Herr R. Braun auch unseres noch unvollendeten Nationaltheaters, wobei er sich bemüht, die Feier seiner Grundsteinlegung möglichst lächerlich zu machen, und ist um dessen Existenz, bis es fertig wird, und Amortisirung der darauf haftenden Schulden sehr besorgt — (fürchtet er vielleicht, man wird eine Anleihe auf das Honorar seiner Zukunftswerke dazu contrahiren?\*) — wenn Herr R. Braun die mannigfachen Opfer, welche die Nation bereits diesem Bauwerke brachte, kennen würde, er müßte vor diesem Monument patriotischen Kunstsinnes seinen Hut zieh'n, und würde dann vielleicht der slovakischen Deputation, welche trotz ihrer mangelnden Kultur an dem Kulturstreben ihrer Stammesbrüder Antheil nahm, seine Anerkennung nicht versagen. — —

„Weiters muß ich noch bemerken, daß „Westermann's Monatshefte,“ welche des Guten und Schönen (was nicht aus Herrn R. Braun's Feder geflossen) schon viel gebracht, und — „für das gesammte geistige Leben der Gegenwart schreiben“ — sich nicht selbst durch ein solches Gebahren ihres Mitarbeiters in Nachtheil stellen dürfen, — die Literatur hat in erster Reihe die Mission: geistige Erquickung zu bieten, bildend auf Geist und Herz zu wirken, kann das, was uns Hr. R. Braun bietet (der uns doch für so sehr kulturbedürftig erklärt), diese Aufgabe wirklich lösen? — Schilderungen, wie z. B. jene Piater-scene in Prag, würden in ihrer Gehaltlosigkeit höchstens für ein obskures Wigblatt passen, nicht aber als geistige Erquickung für den dürstenden Geist eines sich bilden wollenden Lesers, und Hr. R. Braun kann auch ohne Androhung gerichtlicher Verfolgung\*\*) —

\*) Man bewundere den „Takt“ dieser Dame!

\*\*) Wie Federmann, der nur einmal ein Heft der „Westermann'schen“ in der Hand gehabt hat, weiß, steht nicht etwa bloß über meiner „Böhmisches Woche,“ sondern über jedem Artikel ohne

wegen dem Nachdruck\*) solcher Produkte wie die „böhmische Woche“ — unbesorgt sein, weit eher könnte die löbliche Redaction die unliebame Erfahrung machen, daß das Resultat von Hrn. K. Braun's Wirken eine Verminderung der Abonnentenzahl wäre.\*\*) (Auch ein Wörterbuch würde ich Herrn Braun anrathen, damit er künftig die citirten Worte und Aufschriften richtiger wiedergibt, denn Philologie und Orthographie scheint seine starke Seite nicht zu sein.)

„Empfangen, Herr Redakteur, den Ausdruck meiner Hochachtung.

6. Jänner 1876.

Karoline B. Bilek (Tschin, Abonnentin).“

So weit Frau „Karoline B. Bilek (Tschin und Abonnentin).“

Sprechen wir zunächst von einem neutralen Gegenstande, von der Orthographie. Frau Bilek scheint keine andere slavische Sprache und keine andere slavische Schreibweise zu kennen, als die tschechische. Was mich anlangt, so habe ich gegen die tschechische „Orthographie“ gar nichts einzuwenden, im Gegentheil, ich erkenne an, daß dieselbe auf einem durchaus rationellen und consequent durchgeführten System beruht, daß ich froh wäre, wenn wir es in Betreff der deutschen Schreibweise auch schon so weit gebracht hätten, und daß es vielleicht gar nicht übel sein würde, wenn die übrigen slavischen Völker sich die tschechische Schreibweise aneigneten. Allein das Letztere ist nicht geschehen und wird nicht geschehen, aus tausend verschiedenen Gründen. Erstens

Ausnahme „Nachdruck wird gerichtlich verfolgt. Reichsgesetz Num. 19, vom 11. Juni 1870.“ Frau Bilek weiß dies offenbar nicht, sondern glaubt, die Warnung vor Nachdruck sei etwas ausschließlich meiner „Böhmischen Woche“ Eigenthümliches. Ist dieser Umstand nicht geeignet, ihre Versicherung, sie sei Abonnentin, ebenfalls in einem etwas zweifelhaften Lichte erscheinen zu lassen?

\*) Soll heißen „wegen des Nachdrucks.“

\*\*) Abermals welch ein weibliches „Zartgefühl!“

werden einige slavische Sprachen mit lateinischer und andere mit cyrillischer Schrift geschrieben, wie z. B. Russisch und Serbisch; die letzteren sind schon dadurch verhindert, die tschechische Orthographie anzunehmen. Sodann wird weder das große und mächtige Rußland, noch Polen mit seiner alten und reichen Literatur, noch werden endlich die süd-slavischen Völkerschaften jemals geneigt sein, sich von dem wenig zahlreichen und entlegenen tschechischen Stamme ihre Schreibweise vorschreiben zu lassen; und dazu kann ich nichts. Nun bitte ich Madame Bilet gütigst berücksichtigen zu wollen, daß ich meine „Böhmische Woche“ nicht für Tschechen, sondern für Deutsche schrieb, und daß es zwar viele Deutsche gibt, die entweder Russisch oder Polnisch, oder Beides, aber nur sehr wenige, welche die tschechische Sprache oder auch nur die jetzt übliche tschechische Orthographie verstehen, welche letztere ja bekanntlich von sehr neuem Datum ist. Was sollte ich unter diesen Umständen hinsichtlich der tschechischen Namen und Aufschriften thun? Sollte ich sie mit russischer oder mit polnischer Schriftweise schreiben? Dann hätte die „böhmische (sprich: tschechische) Frau“ erst recht Ursache gehabt, sich zu beschweren. Sollte ich sie mit tschechischer Orthographie schreiben? Dann würden die deutschen Leser sie falsch ausgesprochen haben. Nach Durchkämpfung dieser Zweifel entschloß ich mich schließlich, dem phonetischen Princip zu folgen, d. h. zu schreiben, wie der Deutsche es ausspricht; bekanntlich thun die Engländer und Franzosen mit Sprachen, die der großen Mehrzahl ihrer Landsleute gänzlich unbekannt sind, dasselbe. Ich wählte also diese Methode, erstens um bei meinen deutschen Lesern — und andere vorauszusetzen hatte ich keine Ursache — die richtige Klangvorstellung zu erzeugen, und zweitens um zwischen den verschiedenen slavischen Idiomen eine neutrale Stellung einzunehmen, obgleich uns Deutschen ja z. B. das Polnische viel näher liegt, und wir überhaupt geneigt sind,

die Polen für die aristokratische Elite der slavischen Rassen zu halten. Statt diese Erwägungen gerecht zu würdigen oder sich überhaupt auf Gründe einzulassen, beschuldigt mich die edle Dame schlechtweg der Unwissenheit in Sachen der „Philologie und Orthographie“ (seltsame Zusammenstellung!), indem sie voraussetzt, daß es überhaupt irgend etwas Anderes, als Tschechisch, nicht gebe und nur das Tschechische Gegenstand philologischer Studien sein könne. Ich bin jedoch weit entfernt davon, ihr deshalb einen Vorwurf zu machen, namentlich seitdem ich aus der „Politik“ erfahren habe, daß sie „in der Einsamkeit des Landlebens“ haust.

Was zunächst die „Karlsbader Kulturstudien“ anlangt, (welche der geehrte Leser in meinem „Skizzenbuch“, Band II, „Reisestudien“, Seite 421 bis 490, Stuttgart, Uerbach, 1875, abgedruckt findet), so beschuldigt mich Madame Bilet mit harten Worten der Majestätsbeleidigung gegen den höchstseligen römischen Kaiser Karl IV. Sie hat jedoch, wie Jeder, der das genannte Buch zur Hand nimmt, sich leicht überzeugen kann, weder meine Gedanken richtig aufgefaßt, noch meine Worte getreulich wiedergegeben. Ich habe die großen Fähigkeiten Karl's des Vierten, des Freundes von Petrarca, auf das Nachdrücklichste anerkannt. Ich habe gesagt, daß er für Böhmen zwar sehr viel, aber für das Deutsche Reich, an dessen Spitze er stand, sehr wenig gethan hat. Mit Ersterem ist ja Frau Bilet ganz einverstanden. Dem Letzteren hat sie nicht widersprochen, sondern nur „mildernde Umstände“ plädirt. Ich will ihr, wenn auch nur aus Höflichkeit und wegen Irrelevanz, diese mildernden Umstände concediren. Aber warum, um Gotteswillen echauffirt sich denn die edle Dame so „in der Einsamkeit ihres Landlebens?“

Sodann behauptet sie, ich spreche von der „böhmischen (lies: tschechischen) Nation“ in „spöttischem Tone und herabsetzender Weise.“ Aber was kann denn ich dazu, daß die

romantische Dame keinen Spaß versteht und jeden harmlosen Scherz für eine raffinirte Bosheit hält? Merkt sie denn nicht, daß meine Tonart überhaupt nichts bezweckt, als den Herren Rieger und Palazky, welche nicht müde werden, uns Deutsche ein grausames Räubervolk zu nennen und uns sonst allerlei Laster anzudichten, (ohne mit Madame Bilet zu fragen: „Kann man für Laster Einzelner die Gesamtheit verantwortlich machen?“) einen kleinen satyrischen Spiegel vorzuhalten? Was Herrn Palazky anlangt, so theile ich mit Frau Bilet die Anerkennung seines böhmischen Geschichtswerks, wenigstens in Betreff der älteren Bände. Aber vielleicht wird auch sie anerkennen, daß einiger Unterschied besteht zwischen dem Palazky von Ehedem und dem Palazky von Heute, zwischen Palazky dem Geschichtschreiber und Palazky dem Pamphletisten; und nur von dem Letzteren habe ich gesprochen und zu sprechen Veranlassung. Und in demselben Augenblicke, wo sich die edle romantische Dame so sehr über meinen „spöttischen Ton“ entsetzt, fragt sie selber mich spöttisch, ob ich etwa fürchte, daß die Alttschechen eine hypothekarijche Anleihe auf das Honorar meiner Zukunftswerke contrahiren werden. Ich antworte ihr darauf: „Nein!“ Denn erstens können sie das nicht ohne meine Zustimmung; und zweitens kann man, nach dem Rechte aller civilisirten Nationen, Hypotheken nur auf Immobilien, und nur auf bereits bestehende, machen. Eine Hypothek auf meine zukünftigen Werke und auf das zukünftige Weltreich der Tschechen kann also selbst Frau „Karoline P. Bilet, Tschechin und Abonnentin“ nicht machen. Wir haben also auch in dieser Beziehung nicht die geringste Ursache uns zu schamiren, abgesehen davon, daß in Deutschland die Verleger das Honorar nicht schuldig bleiben, sondern sofort bezahlen, so daß eine verpfändbare Forderung nicht existirt.

Seien wir aufrichtig unter einander. Ich bekenne ohne Umschweife, daß ich durchaus nicht geschrieben habe, um

dem „dürstenden Geist“ der Frau Karoline „Erquickung“ zu gewähren. Möge sie statt dessen bekennen, daß sie niemals Abonnentin der Monatshefte gewesen sei und daß es für eine so edele und romantische Dame doch ein wenig — wie soll ich sagen? — gewagt war „eine Verminderung der Abonnentenzahl“ anzudrohen. Im Uebrigen sage ich in Nachahmung ihrer bewundernswürdigen Schlußwendung:

„Empfangen, Frau Bilek, den Ausdruck meiner Hochachtung.“

Uebrigens sehe ich recht wohl ein, daß die „Politik“ ganz Recht hat, wenn sie den Takt und das Feingefühl des Bilek'schen Briefes so außerordentlich hoch stellt. Sie meint nämlich offenbar nicht absolute, sondern relative Höhe. Dies wird Jedermann klar werden, wenn er den Styl der Frau Bilek vergleicht mit dem ihrer tschechischen Landsleute männlichen Geschlechtes. Als Proben des letzteren theile ich hier mit das Schreiben eines Lehrers, das eines Buchhändlers und das eines Seemannes von Beruf oder, wie er schreibt eines „Seemanns vom Berufe.“ Der Lehrer der Jugend schreibt:

„Herrn George Westermann, Braunschweig.

„Ein Gassenbube Namens Braun (stammt er nicht vom Pferde, denn unsere Fiakristen nennen ihre Pferde „braunh“) hat sich unterstanden gegen eine Nation, die im ganzen über 6 Millionen Seelen zählt, so aufzutreten, daß ich mit anderen ehrlichen Leuten die weitere Pränumeration von Ihren Heften bei meiner Buchhandlung aufgegeben habe. (Humbug!) Wie gut es ist, sich zu moderiren, wenn man auch Preuße\*) ist, werden Sie als Verleger schon in Kurzem erfahren.

---

Das genüge Ihnen vorläufig; „Hunde bellen oft, aber man hört selten ihrem Bellen zu,“ und als solchen kann man den gewissen Gassenbuben Braun bezeichnen.

\*) Der gelehrte Herr ist offenbar der Meinung, Braunschweig liege in Preußen!

„Hiermit empfehle ich mich Ihnen und wünsche viel Glück zu solchen Mitgliedern der Redaction, die ihre Studien früher in einem Stalle durchgemacht haben.

Achtungsvoll

Johann Bykajil, Lehrer.

Sizob bei Prag 20/11. 75.“

Ich habe die mittlere Stelle des Briefs durch Gedankenstriche ersetzt, weil dieselbe die pöbelhaftesten Schimpfereien über den deutschen Kaiser und dessen Reichskanzler enthält. Dieselben erinnerten mich lebhaft an jene Pamphlete gegen den Fürsten Bismarck, deren ich in dem ersten Kapitel gedachte und die sich durch „niedrige Gemeinheit und trostlose Langweiligkeit“ auszeichnen. Vielleicht ist der edle Lehrer der Jugend der Verfasser derselben. Ebenso erinnert sein Abscheu gegen das Pferd, das edelste Thier der Schöpfung, an die Betrachtungen, die ich im Eingang des zweiten Kapitels über Reiter und Fußgänger angestellt habe. Ich habe daher alle Ursache, Herrn Bykajil dankbar zu sein für die Bestätigung meiner Auffassung. Was seine Schimpfworte anlangt, je nun, was soll man dazu sagen? Es kann Niemand „contra naturam sui generis!“ Und ich bin nicht im Stande, ihm hierin Concurrnz zu machen.

Nun folgt der Buchhändler. Er schreibt an den Verleger der Monatshefte:

„Wenn Ihre fortgesetzten Anstrengungen, die Monatshefte auf der Höhe ihrer Aufgabe zu erhalten, darin bestehen, daß Sie die Zeitschrift mit solchen Beiträgen verschändeln, wie es leztthin die „böhmische Woche von Braun“ war, welcher Artikel, was Gemeinheit anlangt, wohl seines Gleichen sucht, so dürften Sie sich in Ihrer sicheren Ueberzeugung, eine Reihe neuer Abonnenten hierauf zu gewinnen, großartig irren!! —

„Dagegen kann ich Sie versichern, daß Sie nur auf dem betretenen Wege fortzuschreiten brauchen, um nach und

nach sämtliche Abonnenten in Böhmen (deren Zahl nicht unbedeutend ist) zu verlieren, und Sie dürfen sich daher gar nicht wundern, wenn Sie in der nächsten Zeit von den hiesigen Handlungen diverse Abbestellungen auf die Monatshefte erhalten.

Ein Prager Buchhandlungs-Gehilfe, der auch die Monatshefte liest."

Dieser junge Mann ist eine wahre Perle an Lauterkeit und Wahrheitsliebe. Er gibt sich wenigstens nicht für einen Abonnenten aus! Freilich kann auch er sich des „unschuldigen Humbug“ nicht gänzlich enthalten. Er droht mit Verlust „sämtlicher Abonnenten in Böhmen.“ Dies würde voraussetzen entweder, daß Böhmen nur von Tschechen bewohnt ist, oder daß dort nur Tschechen, aber nicht Deutsche auf deutsche Zeitschriften abonnieren. Eine Voraussetzung, die schwerlich zutrifft.

Während dieser junge Mann, offenbar aus Bescheidenheit, es vorzog, anonym zu bleiben, hat sich der „Seemann vom Berufe“ direkt an mich gewandt mit jener bitteren Verachtung aller jener Formen, welche Europa's überfüllte Höflichkeit uns Anderen vorschreibt. Die liebenswürdige Theerjacke schreibt mir wörtlich:

„An Karl Braun, Verfasser der „Böhm. Woche.“

„Ihr Name ist sehr wenig bekannt, \*) als daß man wissen könnte, ob Sie ein tendenziöser Lügner wären, oder bloß ein Dummkopf! Ihr Gezickel „die böhm. Woche“ überläuft von gemeinen Redensarten und Beschimpfungen alles Dessen, was einer Nation heilig sein könnte,\*\*) und das zeigt von einer Gemeinheit des Charakters, wie man dieselbe nur bei Verfassern schmutziger \*\*\*) Broschüren zu Tage treten sieht.

\*) Desto mehr verdient der Ihrige bekannt zu werden, wozu ich ein Bißchen hierdurch beitrage.

\*\*) Warum denn bloß „könnte“ und nicht „ist“?

\*\*\*) Siehe das Citat am Ende des Briefes.

„Ich bin genöthigt, mich Ihnen ein wenig zu beschreiben, als daß Sie nicht glauben könnten, daß irgend welcher Verehrer des Johannes Nep. oder des H. Nieger-Palatsky Ihnen dieses Memoire zusenden.

„Ich bin Seemann vom Berufe (sic!), confessionslos und ein Feind der obgenannten Herren, was ihre politische Stellung betrifft; daher können Sie ersehen, daß mich nichts anderes bewogen hat, dieß zu schreiben, als die bloße Ueerraschung, daß so gemeine und blöde Ausfagen in einem sonst honetten Werke Platz gefunden haben konnten. Sie repräsentiren sich als ein Historiker, doch bedenken nicht, daß indem Sie anerkannt große Männer beschimpfen, Sie ihrer eigenen Stirne den Stempel der blöden Unverschämtheit einprägen.

„Man kann beim Lesen Ihres Gekritzels mit J. Huß rufen: „Sancta simplicitas!“ und außerdem Ihnen ein italienisches Sprichwort zu Gedächtniß führen, das lautet:

Quando la m . . . . monta scagno  
O spuzza — o fa dano!!!

Maximilian Svâgrovsky.“

Ich halte es nicht für nöthig, diesen Herzensergießungen schöner Seelen noch etwas hinzuzufügen. Sie charakterisiren sich selber am besten.

Die Originale liegen bei mir zur Einsicht offen.



100

DD-3.5-64



14 DAY USE  
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED  
**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below, or  
on the date to which renewed.

Renewed books are subject to immediate recall.

2 Jan '63 RRX	JUL 6 1970 12
REC'D LD	<i>Unit of</i>
DEC 28 1962	<i>Missi</i>
24 Jan '63 MH	INTER-LIBRARY
REC'D LD	LOAN
NOV 27 '63 -4 PM	REC 4 1972
<b>U.C.L.A.</b>	NOV 09 1999
INTER LIBRARY	
LOAN	
ONE MONTH	
NON-RENEWABLE	
JAN 15 1965	
REC'D LD	JUL 13 70-5M 18
	NOV 06 2002

YB 33919

U. C. BERKELEY LIBRARIES



C047135220

M219067

DR427

315

1876

4.2

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

